

Alain Berset, Thomas Mann, Vladimir Petkovic, Adele

Nummer 47 – 19. November 2015 – 83. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**DIE**  **WELTWOCH**

# Islamismus in der Schweiz

Geheime IS-Zelle.

*Von Kurt Pelda*



4 194407 006904 47



ProfiLine  
Profi Steam:  
der wohl Beste  
der Welt.

## Spitzengastronomie – aus Ihrer Küche.

Der Electrolux Profi Steam vereint das Know-how von Sterneköchen mit modernster Spitzentechnologie. Mit dem neuen VarioGuide können Sie per Touch-Display Einstellempfehlungen für 220 erlesene Gerichte auswählen. Der innovative Garraum bleibt innen praktisch trocken. Und dank des Feuchtigkeitssensors, der sich dem Gargut anpasst, ist eine optimale Qualität immer garantiert. Kochen Sie wie ein Spitzenkoch: mit mehr Geschmack. Aber viel weniger Arbeit. Was der Alleskönner sonst noch kann, erfahren Sie auf [www.electrolux.ch](http://www.electrolux.ch)



Trocken



VarioGuide



Echtbild-Display

Der Electrolux Profi Steam.  
Entdecken Sie die Möglichkeiten.



**Electrolux**



**Gefasste Nüchternheit:** Präsident Hollande mit Regierungsmitgliedern, Paris, 16. November 2016.

Seit mehr als einem Jahr recherchiert Reporter Kurt Pelda im Umfeld der Winterthurer An-Nur-Moschee. Dass sich dort unter den harmlosen Gläubigen auch ein Extremistenzirkel eingenistet hat, war schnell klar. Den entscheidenden Hinweis erhielt Pelda aber bei einer Reise nach Libyen – von libyschen Islamisten. Einer der Prediger in Winterthur sei ein Libyer mit Verbindungen zum Islamischen Staat (IS). Der Zufall wollte es, dass die Recherche Pelda schon bald zu einem jungen Winterthurer Dschihadisten in Syrien führte. In einem Dutzende Seiten füllenden Internet-Chat bestätigte der junge IS-Kämpfer Christian I., den Libyer Abu Omar (Name geändert) zu kennen und in der An-Nur-Moschee getroffen zu haben. Später bekräftigte eine dritte Quelle, dass Abu Omar für den IS arbeite. Der Hassprediger, der während seiner Sermonen auch gerne mal schreit, hatte auch versucht, einen jungen Muslim für den Dschihad zu begeistern. **Seite 16**

Aus Paris, wo 138 Menschen bei synchron ausgeführten Attentaten ermordet wurden, erreichten uns während Tagen traumatische Bilder. Urs Gehrigger hat die Tatorte besucht. Keine «Stadt in Schockstarre» (*Spiegel*) hat er getroffen, sondern ein Volk von gefasster Nüchternheit. Das Land, das nun offiziell im Krieg steht und in Syrien forciert bombardiert, schafft es nicht, seine Grenzen und Verkehrswege zu sichern. Was in den Banlieues und islamischen Quartieren läuft, entzieht sich weitgehend der Kontrolle. **Seite 22**

Welche Ziele die Terroristen mit dem Islamischen Staat verfolgen und was sie antreibt –

dieser Frage geht Pierre Heumann nach. Die Terroristen begründen ihre Verbrechen mit der Erwartung, dass sie die letzte Schlacht gegen das Christentum gewinnen – und dass dieser Tag nicht mehr in weiter Ferne ist. Der Islamische Staat strebt die Beherrschung des Westens an. Dabei wendet er ur-islamische Methoden an. **Seite 24**

Fast ein Jahr lang hat es gedauert, bis Nati-Trainer Vladimir Petkovic Zeit fand für eine Begegnung mit der *Weltwoche*: Termindruck, Treffen mit wichtigen Sponsoren, und natürlich, über allem, die Qualifikation für die Europameisterschaft. So lange verzögerte sich das Gespräch, dass sich der Verdacht einschlich, es könnte auch andere Gründe geben. Schliesslich gilt der Fussballcoach als ziemlich medienscheu. Tatsächlich erlebte Redaktor Wolfgang Koydl beim Treffen in Feusisberg den 1,90-Meter-Mann als sanften Riesen, der sich viele Gedanken macht über die Distanz, die zwischen ihm und den Fans liegt. Sein Fazit und seine Hoffnung: «Wer mich kennt, der mag mich auch.» **Seite 46**

In eigener Sache: Mit grosser Freude dürfen wir bekanntgeben, dass wir Christoph Mörgeli als Autor gewinnen konnten. Seine Kolumne in der *Weltwoche*, die ihm den Ruf eines der besten Kolumnisten im deutschen Sprachraum eingebracht hat, wird er weiterführen. Daneben bringt der brillante Analytiker und Sprachkünstler vermehrt sein umfassendes Wissen in den Bereichen Geschichte, Literatur und Politik ein. Wir begrüssen den neuen alten Kollegen herzlich und wünschen ihm viel Erfolg.

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 298.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch  
**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrigger, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Hohenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Lukas Schmid (*Assistent*)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Nadia Ghidoli, Rita Kempster, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Roman Küttel, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** infoAadextra.ch

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



# Burkhalter pfeift auf die Neutralität

Hinter dem Terrorkrieg der Islamisten steht ein biblisches Ringen. Bestraft wird, wer sich in diesen Krieg einmischt. Für die Schweiz gilt: Neutralität bewahren, Grenzkontrollen einführen, Sicherheit erhöhen, keine Flucht in internationale Scheinlösungen. Der Bundesrat macht keinen guten Eindruck. *Von Roger Köppel*

Der islamistische Terror nützt sich ab. Noch vor einem Jahr wühlte der Anschlag auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* Zehntausende zu Kundgebungen auf. Diesmal stellt sich – seien wir ehrlich –, obschon es sich um eine weit schlimmere Attacke handelt, bereits so etwas wie «mürrische Indifferenz» ein. Den Begriff prägte der Konfliktforscher Herfried Münkler. Er beschreibt jene Haltung trotziger Abgelöschtheit, die wir angesichts sich wiederholender Schrecken annehmen.

Ins Stimmungsbild passt die Berichterstattung der Medien. Die flächendeckenden Enthüllungen zur Islamistengefahr beginnen zu ermüden. Sie werden interessanterweise bereits wenige Tage nach den Attentaten von Forschern mit dem Hinweis relativiert, dass in Frankreich alle zwei Wochen der Strassenverkehr mehr Tote produziere als der Terror im Namen des Propheten. Ergo dürfe man den Islamismus nicht überschätzen. Noch vor einem Jahr wären bei *Charlie Hebdo* solche Entwarnungen als unstatthaft zurückgewiesen worden.

## Es ist Krieg

Die Abnützung stellt sich ein, obschon der Vergleich natürlich hinkt. Der Strassen- oder Flugverkehr stellt ein berechenbares Risiko dar, dem wir uns bewusst immer wieder aussetzen im Vertrauen darauf, dass wir den Gefahren ausweichen werden. Terroranschläge wiederum erschüttern unser Vertrauen in die Kernfunktion des Staates, seine Bürger auf dem eigenen Territorium zu schützen. Wird das legitime Gewaltmonopol innerhalb der Staatsgrenzen terroristisch in Frage gestellt, herrscht Krieg.

Selbstverständlich sind die Anschläge vom letzten Freitag eine Form von Kriegführung. Die Islamisten sind keine nihilistischen Spinner, die ein formloser Urhass auf den Westen antreibt. Sie folgen einer strategischen Agenda. Hinter dem IS stehen die alten Kader von Saddam Husseins Berufarmee. Diese Leute kalkulieren rational. Sie sind im Begriff, in Syrien und im Irak ein «Kalifat», einen Gottesstaat, zu errichten. Zuletzt gab es militärische Rückschläge. Die Pariser Attentate sollen Entlastung und neue Rekruten bringen. Der IS braucht Erfolge, sonst laufen ihm die Leute davon.

Ziel der Terroristen ist nicht die Auslöschung des Gegners. Dazu sind die mit ihnen verbundenen Milizen militärisch zu schwach. Sie wol-

len grösstmögliche Furcht und Schrecken verbreiten. Die Bilder sind wichtiger als die physischen Folgen. Das Grauen dient der Absicht, den politischen Willen des Gegners zu brechen. Der IS-Terror traf die Türken, die Russen und jetzt wieder die Franzosen an ihren empfindlichsten Stellen. Diese kriegführenden Mächte sollen ihr militärisches Engagement gegen den Islamischen Staat beenden. Die Botschaft lautet: «Zieht euch aus unseren Hoheitsgebieten zurück.»

## Im Streit seit Jahrtausenden

Ob sich die Franzosen darauf einlassen, darf nach den ersten Reaktionen bezweifelt werden. Eben schickten sie ihren grössten Flugzeugträger in die Kriegsgebiete. Der Feldzug wird erhebliche Ausdauer erfordern. In den Krisenregionen des Nahen Ostens toben jahrtausendealte biblische Auseinandersetzungen. Die Frontverläufe sind verwirrend. Auf der einen Seite kämpfen Araber gegen Araber, Sunniten gegen Schiiten. Am Ursprung der Blutsfehde steht die seit dem Mittelalter umstrittene und nach wie vor ungelöste Frage, welcher Stamm die legitime Nachfolge des Propheten Mohammed für sich beanspruchen darf. Den innerarabischen Verschleisskrieg verkompliziert auf der anderen Seite der ewige, ebenfalls theologisch begründete Intensivkampf der vereinten Araber gegen die Juden. Der Erbfeind aus dem Alten Testament wird von den Arabern so leidenschaftlich gehasst, dass dieser Hass vermutlich seit je als die einzige belastbare Konsensgrundlage unter den in sich fast ebenso heftig zerstrittenen Arabern bezeichnet werden darf.

Dem Aussenstehenden drängt sich der Eindruck auf, es handle sich bei diesem Konflikt um eine für alle Beteiligten letztlich identitätsstiftende, wenn auch tragische Ritualhandlung mit überirdischen Ursprüngen. Alle Versuche des Westens, in diesem heillosen Durcheinander Ordnung zu schaffen, sind folgerichtig gescheitert. Ob es jetzt den Franzosen gelingt, von aussen eine Lösung herbeizubomben, bleibt zweifelhaft. Sie müssen selber beurteilen, ob ihre nationalen Interessen ein militärisches Eingreifen auf Dauer rechtfertigen.

## Bundesrat konfus

Kommen wir zur Schweiz. Wie muss sich unser Land in dieser Situation verhalten? Es ist ein-



«Wo keine Ordnung herrscht, breitet sich das Chaos

fach. In Kriegen bleibt die Schweiz neutral. Sie mischt sich nicht in fremde Händel ein. Sie ergreift keine Partei. Aussenminister Burkhalter's forschende Äusserung, gegen Terrorismus könne die Schweiz nicht neutral sein, war unglücklich bis gefährlich. Die Schweiz muss neutral bleiben. Auf keinen Fall darf sie sich in die nahöstlichen Religionsterrorkriege verstricken lassen. Sollte beispielsweise Frankreich von der Schweiz Überflugrechte für auf den Krieg in Syrien verlangen, müsste dies der Bundesrat verweigern. Burkhalter's leichtsinniger Satz ist geeignet, die Schweizer Neutralität zu beschädigen und unser Land aussenpolitischen Risiken auszusetzen.

Kühle Wachsamkeit ist jetzt gefragt. Die Instrumente sind bekannt. Die Wiedereinführung von Grenzkontrollen ist angesichts der Migrationsmisere in Europa überfällig. In Kriegs- und Krisenzeiten verstärkt der Staat die Sicherheit. Mögliche Angreifer müssen es merken. Bewachen und Überwachen von sensiblen Gebäuden und Infrastrukturen lautet die Devise. Die Polizei kann durch Armeeinghörige verstärkt wer-



aus»: Polizeipatrouille, Paris, 14. November 2015.

den. Der Nachrichtendienst muss die Mittel bekommen, die er braucht. Wann merkt das Parlament, dass die angepeilte 100 000-Mann-Armee viel zu klein ist? Vielleicht könnte sich die Bundesanwaltschaft einmal überlegen, anstatt den privaten, uns eigentlich gar nichts angehenden Sportverein Fifa zu bekämpfen, die wirklichen Bedrohungen unseres Rechtsstaats ins Visier zu nehmen.

Ist der Bundesrat auf der Höhe seiner Aufgaben? Wer das wüsste. Die ersten Wortmeldungen sind widersprüchlich, konfus, beunruhigend. Burkhalters Neutralitätsmissachtung wurde bereits erwähnt. Die Amtskollegen Maurer und Sommaruga ergehen sich in fruchtlosen theoretischen Erwägungen über mangelndes Personal und die Unmöglichkeit «absoluter Sicherheit». Natürlich gibt es keine Garantie gegen Anschläge, das weiss jedes Kind, aber vom Bundesrat erwarten wir keine philosophischen Binsenwahrheiten, sondern greifbare Massnahmen. Die Regierung trägt die oberste politische Verantwortung für die Sicherheit der Schweiz und ihrer Bevölkerung. Man soll diese

Verantwortung nicht durch Hinweise auf angebliche Sachzwänge abstreifen. Bis jetzt reden die Bundesräte so, als ob sie sich absichern wollen für den Fall, dass etwas passiert.

#### Wenn der Nationalstaat verlottert

Ein Indiz für diesen Ungeist der Führungs- und Verantwortungsverweigerung ist auch Bundespräsidentin Sommarugas chronisch erschallender Ruf nach «internationalen Lösungen». Hört man der Justizministerin und ihrem brav echoenden Staatssekretär Gattiker zu, muss man zwangsläufig zur Einsicht gelangen, dass der Nationalstaat Schweiz im Migrationsbereich und in allen sicherheitsrelevanten Fragen nicht mehr handlungsfähig sei. Gibt es die Schweiz überhaupt noch in den Augen unseres internationalistischen Justiz- und Polizeidepartements? Die schicksals-ergebene Sommaruga-Rhetorik ist ein weiterer bundesrätlicher Versuch, sich aus der konkreten nationalen Verantwortung in die internationalistische Verantwortungslosigkeit zu flüchten.

Die Bundespräsidentin irrt im Grundsätzlichen. Der europäische Internationalismus ist nicht die Lösung, sondern eine Mitursache des Problems. In der EU verlottern die Nationalstaaten. Ordnungen lösen sich auf. Wir sehen es in Währungs-, Migrations und Sicherheitsfragen. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet die EU-Hauptstadt Brüssel zu einem wichtigen Rekrutierungs- und Rückzugsgebiet der Islamisten in Europa werden konnte. Wie es kürzlich ein bekannter Schweizer Historiker ausdrückte: «Belgien verkörpert das EU-Ideal. Der Nationalstaat ist fast schon überwunden. Ein verantwortungsloser Raum, der sich für höhere Menschheitsziele empfiehlt.» Wo keine Ordnung herrscht, breitet sich das Chaos aus.

Es mag ja stimmen, dass der militante Islam in manchen Regionen der EU Auftrieb bekommt, weil dem Westen ein Bewusstsein seiner kulturellen Identität und seiner christlichen Wurzeln abhandengekommen ist. Noch schlimmer allerdings ist die institutionelle Selbstaflösung der europäischen National- und Territorialstaaten. In dem Mass, wie die EU den Nationalstaat aushöhlt, ohne ihn durch funktionierende Strukturen zu ersetzen, wird Europa verwundbarer für motivierte Abenteurer und Eindringlinge, die sich die Verlüderung zunutze machen. Die Schweiz muss selber in der Schweiz für Ordnung sorgen.

#### Die Frage der Migration

Was bedeuten die Terroranschläge für unseren Umgang mit den Muslimen? Das Misstrauen wird wachsen, aber wir dürfen nicht alle Islamgläubigen in den gleichen Topf werfen. Wenn wir jetzt die Muslime pauschal zu Gesetzlosen erklären, produzieren wir neue Islamisten, treiben wir dem IS weitere Rekruten zu. Wahrscheinlich liegt darin auch ein finsterner Hintersinn der Attacken, die eine Spaltung und Verhärtung in den europäischen Demokratien bewirken sollen.

Das Beispiel Frankreichs lehrt: Westliche Staaten dürfen keine Masseneinwanderung von Muslimen zulassen. Sie bewältigen die Folgen nicht. Weshalb soll in Deutschland gelingen, was sich heute in Frankreich rächt? Eine französische Politikerin sagte auf CNN, die Migration von heute sei der Terrorismus von morgen. Das muss nicht sein.

Das muss nicht sein. Integration ist eine Frage der Kultur, aber es ist vor allem eine Frage der Zahl. Bewährte schweizerische Tugenden greifen auch hier: Mass halten, nichts übertreiben, die eigenen Gesetze ernst nehmen. Noch fehlt dem Bundesrat die Kraft, die steigende illegale Migration aus arabischen und afrikanischen Ländern in die Schweiz mit einer konsequenten Asylpolitik auf der Grundlage unserer Rechtsordnung zu stoppen. Was muss noch passieren, bis den Kollegen in Bern ein Licht aufgeht?





*Balkan-Trainer:* Vladimir Petkovic. Seite 46



«Willkommenskultur»: Flüchtlinge. Seite 60



*Freundschaftsdienste:* Alain Berset. Seite 38



*Gutbekömmlicher Pop:* Adele. Seite 68

## Kommentare & Analysen

---

- 4 [Editorial](#)
- 11 [Kommentar Vernachlässigte Rechtsordnung](#)
- 11 [Im Auge Valéry Giscard d'Estaing](#)
- 12 [Armee Stärken durch Halbieren?](#)
- 13 [Sport Schleuderkurs](#)
- 13 [Justiz Gescheitert](#)
- 13 [Personenkontrolle Rechsteiner, Müller, Vogt, Girod etc.](#)
- 15 [Nachrufe Dante Andrea Franzetti, André Glucksmann](#)
- 16 [IS-Zelle in Winterthur](#)  
[Hass im Kulturverein An-Nur im Winterthurer Hegi-Quartier](#)
- 18 [Religion Terror-Fans](#)
- 20 [Bundeshaus Krisenmanagement by SMS](#)
- 21 [Schweiz Jedem Bundesrat sein Paris](#)
- 22 [Streifzüge durch die Pariser Aggrographie](#)  
[Neue Dimension des Terrors: Besuch in der Stadt der Liebe](#)
- 24 [Dabiq und das Ende von Rom](#)  
[Wer den IS besiegen will, muss dessen Wesen verstehen](#)
- 26 [Terror Unfromme Spenden](#)
- 28 [Ausland Die Terror-Profiteure](#)
- 29 [Antiterror Lernen von Israel](#)
- 30 [Die Deutschen Nur ein Spiel](#)
- 30 [Wirtschaft Auftrag für Ueli Maurer](#)
- 31 [Ausland Nichts Neues unter der Sonne Anatoliens](#)
- 32 [Mörgeli Terroristenfreunde unter uns](#)

- 32 [Bodenmann From Paris with Love](#)
- 33 [Medien News und Show](#)
- 33 [Gesellschaft Geniale Kinder](#)
- 34 [Grundbegriffe des Lebens Nächstenliebe](#)
- 36 [Darf man das? / Leserbriefe](#)

## Hintergrund

---

- 38 [Bersets Günstlingswirtschaft](#)  
[Der SP-Magistrat bevorzugt linke Erfolgsleute](#)
- 40 [Ein Volk von Bürolisten](#)  
[Die Schweiz bildet zu wenig Lehrlinge aus](#)
- 43 [Gesundheit Der Staatspropaganda-Sender](#)
- 44 [Politik Steuerrabatte für Parlamentarier](#)
- 46 [Der Fremde](#)  
[Der Schweizer Fussball-Nationaltrainer Vladimir Petkovic](#)
- 52 [Lesen auf Teufel komm raus](#)  
[Soll man Kinder mit allen Mitteln zu Lesern machen?](#)
- 55 [Gleichstellung Die Lohnunterschiede sind klein](#)
- 56 [Geniale Rohrsanierung](#)  
[Die bahnbrechende Erfindung der Schweizer Naef Group](#)
- 59 [Essay Gehirnwäsche an der Schule](#)
- 60 [Das kontrollierte Chaos](#)  
[Reportage von der österreichisch-deutschen Grenze](#)
- 64 [Lichtgestalt aus Mitteleerde](#)  
[Der neuseeländische Premier John Key](#)



Thomas Lüdin, CEO  
Stamm Bau AG  
Kunde seit 2008

*«Das Wichtigste bei uns ist  
ein stabiles Fundament.  
Deshalb bauen wir auf die  
2. Säule von Swiss Life.»*

*Sorg für dich.*

Damit Sie sich voll auf Ihr Geschäft konzentrieren können, bietet Swiss Life sichere Lösungen für die berufliche Vorsorge – massgeschneidert für Ihr KMU. Die Stamm Bau AG ist eines von über 4000 Unternehmen, die wir bereits überzeugen konnten. Überzeugen Sie sich selbst auf [swisslife.ch/kmu](http://swisslife.ch/kmu)



**SwissLife**  
So fängt Zukunft an.



«Die Justiz hat ihre Pflicht getan»: Rechtsanwalt Grant. Seite 50

## Interview

### 50 «Wir sind den Opfern verpflichtet»

Ist Erwin Sperisen Opfer einer politischen Hetzjagd? Philip Grant, Anwalt und Direktor der Organisation Trial, nimmt Stellung zu den Vorwürfen

## Stil & Kultur

### 66 Stil & Kultur Jetset-Tierschützer

### 68 Immer eine Spur Abendkleid

Adele, die erfolgreichste Sängerin der Welt

### 70 Bestseller

### 70 Autoren Hardrocker Chris von Rohrs neuer Kolumnenband

### 71 Literatur Wiederentdeckung von Alfred Hayes' Roman «In Love»

### 71 Jazz Miles Davis at Newport 1955–1975

### 72 Mann gegen Hitler

Zwei neue Biografien und die ungebrochene Faszination für die Mann-Saga

### 74 Top 10

### 74 Kino «Corn Island»

### 75 Fernsehkritik «Giacobbo/Müller»

### 76 Namen Die Macht der Diva

### 77 Hochzeit Natalie Brunner und Claudio Frei

### 77 Thiel Stellensuche

### 78 «Frauen geben den Takt vor»

Raphael Gübelin, Chef des Schweizer Uhren- und Schmuckunternehmens

### 62 Wein Château Phélan-Ségur St-Estèphe 2009

### 80 Zu Tisch Hollywood-Star Bradley Cooper als Küchen-Napoleon

### 81 Auto BMW F700 GS ABS

### 82 MvH trifft Floriana «Mummenschanz» Frassetto

## Autoren in dieser Ausgabe

### Oliver Hartwich



Der Direktor des führenden Think-Tanks in Neuseeland porträtiert John Key, den Premierminister seines Landes.

Obschon in anderen Weltregionen kaum bekannt, verfüge dieser über alle Voraussetzungen zum globalen Polit-Star. Seite 64

### Andrea Seaman



Eigentlich schrieb der 18-jährige Gymnasiast seine Protestschrift über die «grüne Hirnwäsche» an unseren Schulen für einen Vortrag im Geografie-

unterricht. Doch spontan schickte er das Manuskript an die Weltwoche-Redaktion – und die fand: Der Bursche hat was zu sagen, das muss man drucken. Seite 59



## MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.





**Der neue Combi-Steam.  
Für alle, die das Kochen lieben.**

Die einfachen und individuellen Lösungen von V-ZUG schätzen beim Kochen auch Spitzenköche wie Andreas Caminada. Der neue Combi-Steam MSLQ ist das weltweit erste Gerät, das konventionelle Beheizungsarten, Dampf und Mikrowelle in sich vereint. So macht schnelles und gesundes Kochen Freude: [vzug.com](http://vzug.com)



Schweizer Perfektion für zuhause



© UBS 2015. Alle Rechte vorbehalten.





Mehr erfahren:  
[ubs.com/  
advice-ch](http://ubs.com/advice-ch)

# Interaktiv

Profitieren Sie von den neuen Funktionen  
in UBS e-banking.

## UBS Advice

Der Masstab in der Anlageberatung – auch online.  
Zum attraktiven Pauschalpreis.

-  Ihre Anlagen werden regelmässig nach Qualitätskriterien überprüft.
-  Bei neuen Risiken oder Abweichungen von Ihrer Strategie werden Sie per SMS oder E-Mail informiert.
-  In UBS e-banking sehen Sie, wo Handlungsbedarf besteht, und erhalten alternative Anlageideen.
-  Gemeinsam mit Ihrem UBS-Berater können Sie Ihr Portfolio wieder optimal ausrichten.

Erfahren Sie jetzt mehr unter  
[ubs.com/advice-ch](http://ubs.com/advice-ch)



# Vernachlässigte Rechtsordnung

Von Beat Gygi — Die Ungewissheit, ob in der illegalen Migration auch IS-Terroristen mitlaufen, muss zu einer klareren Asylpolitik führen.



Wer ist verantwortlich? Einwanderungskontrolle im deutschen Freilassing.

Nach den Terroranschlägen in Frankreich machen die Zuströme von Migranten nach Europa einen noch unheimlicheren Eindruck als bisher. Man weiss nicht, in welchem Ausmass in den grossen Menschenmengen islamistische Terroristen unterwegs sind, um sich in europäischen Ländern für Einsätze vorzubereiten. Man weiss auch nicht, wie viele sich schon in den Zielregionen eingerichtet haben. Das Argument, dass solche Leute es nicht nötig hätten, den beschwerlichen Weg auf den von den Schleppern betriebenen Routen auf sich zu nehmen, ist nicht stichhaltig, denn gerade in der Unübersichtlichkeit, im Gewirr von illegal reisenden Gruppen und überforderten Behörden können sich Verbrecher mit wenig Aufwand gut verstecken.

Bei dieser Ungewissheit darf man der Frage nicht mehr ausweichen: Wie viele und welche Migranten sollen ins Land kommen? Eine öffentliche Debatte darüber ist nach den jüngsten Anschlägen dringlicher denn je. In der EU haben die Politiker Diskussionen darüber bisher verdrängt, sie halten stattdessen am untauglichen Schengen-Dublin-Regelwerk fest, solange es irgendwie geht. An den EU-Aussen Grenzen hat der Umgang mit Asylsuchenden und illegalen Zuwanderern aber schon lange versagt. Und im Innern werden die Grenzen der einzelnen Länder sozusagen durch EU-ge-

steuerte Staatsgewalt offengehalten. Dabei ist es in einer freiheitlichen Gesellschaft eine zentrale Aufgabe des Staates, die Bürger des Landes vor schädlichen Einwirkungen von aussen zu schützen und deshalb die Grenzen undurchlässig zu machen für das, was die gesellschaftliche Grundlage untergräbt.

Eine freiheitliche Gesellschaftsordnung bedeutet nicht, dass alles frei ist. Wichtige Grundlage eines Landes wie der Schweiz ist der Schutz des Privateigentums; die Bürger sollen darauf vertrauen können, dass der Staat ihre Eigentumsrechte schützt, wenn jemand ihnen etwas widerrechtlich wegnehmen will. Dass man nicht einfach in ein fremdes Haus eindringen und da wohnen oder das Nachbargrundstück zum Parkieren benutzen kann, dürfte den meisten klar sein. Ähnliches gilt auch für eine Gesellschaft. Man kann diese als Gemeinschaft betrachten, die in gemeinsamen Anstrengungen etwas erarbeitet hat, als eine Art Genossenschaft mit gemeinsamen Einrichtungen und eigenem Vermögen. Würde man eine solche Genossenschaft zwingen, Aussenstehenden freien Zugang zu gewähren und ihnen die freie Nutzung ihrer Einrichtungen zu erlauben, würde man ihr Eigentum nicht respektieren.

Und wenn eine Regierung in der Migrations- und Asylpolitik die Grenzen offenhalten will,

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Die Marseillaise



Valéry Giscard d'Estaing, Akkordeonspieler.

Ergreifende, gespenstische Szenen, das eingeschlossene, herumirrende Publikum im Stade de France, und dann begannen die Leute zu singen, ein Chor gegen die schreckliche Ungewissheit, zuerst verzagt, aber immer mehr aufbegehrend. Die Marseillaise als Therapie gegen die Angst. Die Spieler der Equipe de France, *les Bleus*, hatten kaum zwei Stunden zuvor die Hymne mechanisch wie einen Kaugummi im Munde herumgedreht. Vor einem Jahr bei der WM in Brasilien hatte der Star Karim Benzema demonstrativ nicht einmal die Lippen bewegt und die Wut der Patrioten heraufbeschworen. Michel Platini, als Spieler ein König, hat die Hymne nie mitgesungen. Auch Zidane blieb stumm. Hingegen spielte der frühere Staatspräsident (1974–1981) Valéry Giscard d'Estaing das dramatische Lied der Franzosen selber auf dem Akkordeon und war auch, trotz seiner Stelzenbeine, ein hervorragender Fussballer. Die Marseillaise hat er trotzdem kritisiert, wegen zweier Worte, «sang impur», unreines Blut. Er fand die Textpassage «ridicule», lächerlich für einen Vielvölkerstaat. Der Musiker Giscard bestand darauf, bei offiziellen Auftritten das aggressive Tempo der Militärbands zu drosseln. Aber die Melodie erweist sich als ein grossartiger Klassiker – und als Steinbruch. Edison machte von ihr eine der ersten Schallplattenaufnahmen. Sie geistert durch den Kultfilm «Casablanca». Die Jazzmusiker Django Reinhardt und Stéphane Grappelli swingten sie hinreissend als «Echoes of France». Der Chansonier Serge Gainsbourg machte daraus einen provokativen Reggae. Die Internationale, das linke Kampflied, war ursprünglich eine abgekupferte Marseillaise. Schon Schumann und Tschaikowsky bedienten sich, später die Beatles für «All You Need Is Love». Wer genau hinhört, erkennt sie schon in Mozarts Klavierkonzert Nr. 25 aus dem Jahre 1785. Ihr Komponist und Wortdichter Rouget de Lisle, ein Offizier, lauschte ihrer Einführung als Nationalhymne am 14. Juli 1795 mit stolzgeschwellter Brust, kam aber später wegen Betrügereien hinter Gitter und starb völlig verarmt. Peter Hartmann

schützt sie die Eigentumsrechte ihrer Bürger nicht. Das gilt gegenwärtig für fast alle Länder Europas. Mit dem Argument, dass der Umgang mit dem Flüchtlingsansturm ja alle Länder betreffe und ein gemeinsames Problem sei, delegieren die Regierungen wichtige Teile der Asylpolitik an die EU. Damit wälzen sie auch die Verantwortung für ihr Handeln auf die EU-Ebene ab. Im Rahmen der Schengen-Dublin-Regelung hat sich die Schweiz dieser kollektiven Verantwortungslosigkeit angeschlossen. Die europäische Flüchtlingspolitik wird zurzeit von einem Kreis von rund dreissig Regierungen und EU-Instanzen grenzüberschreitend – oder grenzenvernachlässigend – betrieben, ohne dass irgendjemand direkt dafür verantwortlich ist und für die Vernachlässigung der Rechtsordnung Rechenschaft ablegen muss.

### Grundlagen sind gefährdet

Es geht nicht nur darum, dass eine Zuwanderung ohne klare Grenzen in den Zielländern zu Verdrängungswirkungen bei Wohnungen, Gemeindebudgets, Schulen, Sozialhilfe oder Arbeitsplätzen führt. Der in Oxford tätige Wirtschaftswissenschaftler Paul Collier, der sich intensiv mit der europäischen Migrationspolitik befasst hat, hält die wirtschaftlichen Folgen der Migration für viel weniger gewichtig und brisant als die sozialen Auswirkungen. In Gesellschaften sei kulturelle Verschiedenheit zwischen den Gruppen bis zu einem gewissen Grad willkommen, Zuwanderung aus dieser Sicht also sinnvoll. Aber wenn die Migration zu allzu vielen und starken Unterschieden führe, sei dies für eine Gesellschaft schädlich. In modernen reichen Ländern gebe es derart viele komplexe Spielregeln und Einrichtungen, die auf gegenseitigem Vertrauen der Bürger beruhen, dass das System nur so viel Zuwanderung vertrage, wie integrierbar sei. Die Erfahrungen zeigten, dass es schwierig werde, die Vertrauensgrundlage zu behalten, wenn zu viele Neue hinzukämen.

Die Schweizer Regierung ist daran, diese Grundlagen zu gefährden. Die Art und Weise, wie die Bundesbehörden der wachsenden Anzahl von Gesuchstellern Asyl oder vorläufige Aufnahme gewähren, lässt keine klaren Regeln erkennen. Mit der nun erhöhten Terrorismus-Unsicherheit wird dieser Mangel noch störender, denn das Risiko von falschen Bleibegenehmigungen steigt. Und dass in der föderalistisch aufgebauten Schweiz den Gemeinden von oben diktiert wird, wie viele Asylanten sie aufzunehmen haben, untergräbt das Vertrauen in die Bundespolitik stärker, als es viele Profis ahnen. Die Gemeinden und damit die Bürger müssen mitreden können, wenn es um die Frage geht, wie viele und welche Migranten ins Land kommen können – sie sind es ja, die für die Integration zu sorgen haben.

## Armee

# Stärken durch Halbieren?

*Von Philipp Gut* — Der Bundesrat bleibt im neuen Bericht zur Sicherheitspolitik der Schweiz widersprüchlich. Die Gefahren und Bedrohungen seien gestiegen, doch der Abbau geht weiter.

Nun ist er endlich erschienen, der sicherheitspolitische Bericht der Regierung, der schon einige Zeit in der Schublade lag («Die unbewaffnete Neutralität», *Weltwoche* Nr. 45/15). Zufällig trifft sein Erscheinen mit den islamistischen Terroranschlägen von Paris und mit dem neuen «Krieg» zusammen, den Präsident Hollande ausrief – was dem Papier eine besondere Dringlichkeit verleiht.

Der Bericht soll «den sicherheitspolitischen Entwicklungen Rechnung tragen und aufzeigen, welche Konsequenzen daraus gezogen werden müssen. Er legt dar, wodurch die Sicherheit der Schweiz bedroht oder gefährdet wird, wie das Umfeld der Schweiz aussieht, welche sicherheitspolitische Strategie sie verfolgt, mit welchen Mitteln diese umgesetzt und wie die sicherheitspolitische Führung gestaltet wird.»

Den aktuellen Lackmустest zur Bedrohung durch den Islamismus besteht der Bericht, zumindest in der Theorie. Die Risiken werden beim Namen genannt. Es seien nicht nur die Pläne ausländischer Terrorgruppen von Belang. Personen in der Schweiz könnten «sich selbst radikalieren und ohne Zutun der Terrororganisationen aktiv werden, und dschihadistische Heimkehrer sind ein Risiko, mit dem die Schweiz noch nicht viel Erfahrung hat.» Zudem verursache oder begünstige

die regionale Instabilität im Nahen Osten und in Nordafrika Migrantenströme, «die auch von Terroristen genutzt werden können, um unerkannt in die Schweiz zu gelangen.»

Der sicherheitspolitische Bericht war schon immer ein aufschlussreicher Spiegel des Zeitgeists. Frühere Ausgaben fielen durch ihren Drall zu internationaler Anbindung auf, die Neutralität wurde kleingeschrieben. Der langjährige Autor, Chefstrategie Christian Catrina, huldigte wie die Armeeführung dem naiven Glauben, bewaffnete Konflikte hätten eine Vorlaufzeit von mindestens zehn Jahren. Man sprach offiziell von der Doktrin des «Aufwuchses», also davon, dass die Armee dank dieser Vorwarnzeit wieder aufrüsten könne, sobald sich eine ernstzunehmende Bedrohung abzeichne.

### Falsches Versprechen

Solches Traumdenken ist jetzt offenbar in den Berner Amtsstuben auf dem Rückzug. «Diese Phase ist vorbei», schreibt Autor Catrina, der die Idee des «Aufwuchses» selbst propagiert hatte. Kehrt der Bundesrat also wieder zu einer realistischeren Einschätzung der Lage zurück?

Nur teilweise. Die Gefahren und Bedrohungen werden zwar weniger verharmlost und verdrängt als früher, aber die entscheidende Frage, wie ihnen begegnet werden soll, wird nicht zufriedenstellend beantwortet. Ein Beispiel ist die Luftwaffe. «Ohne Schutz des Luftraums können militärische Aktionen am Boden und in der Luft höchstens in Ausnahmefällen erfolgreich durchgeführt werden», erklärt der Bericht. Doch genau dieser Schutz ist unzureichend. «Es ist vorgesehen, dass die Luftwaffe die Fähigkeit zur Aufklärung und zur Unterstützung der Bodentruppen mit Kampfflugzeugen wieder aufbaut», heisst es dazu. Das ist allerdings bloss Augenwischerei. Eine starke Flotte ist nach dem Gripen-Nein in noch weitere Ferne gerückt als zuvor. Einen Plan B hat das Verteidigungsdepartement von Bundesrat Ueli Maurer (SVP) nicht in der Tasche. Die Schweiz bleibt also verwundbar. Nicht nur durch Terroristen, sondern auch am Boden und in der Luft.

Falsch bleibt schliesslich auch das Versprechen, mit dem Projekt «Weiterentwicklung der Armee» (WEA) werde diese «umfassend und entlang der Aussagen dieses Berichts angepasst». Das ist nicht mehr nüchterne Analyse, sondern politische Propaganda: Denn in Tat und Wahrheit soll der Armeestand durch die WEA halbiert werden.



Unzureichender Schutz: Chefstrategie Catrina.



## Schleuderkurs

Von Thomas Renggli — Bei der Suche nach einem neuen Nationaltrainer entlarvt das Führungs-Duo des Schweizerischen Eishockeyverbands seine Unfähigkeit.

Am 13. Dezember werden in Zürich die Credit Suisse Sport Awards 2015 verteilt. Ein Blick in die Kristallkugel liefert schon jetzt Klarheit: *And the winners are:* «Ironlady» Daniela Ryf und Roland-Garros-Champion Stan Wawrinka. Dass sich Letzterer am Saisonfinale in London zwischenzeitlich der Arbeitsverweigerung strafbar gemacht (und seinen Coiffeur noch immer nicht gewechselt) hat, ändert daran nichts.

Betrüblicherweise werden bei der Krönung der Besten unserer Besten die Schlüsselfiguren auf sportpolitischem Parkett schnöde übergegangen. Sonst erhielt auch jene Persönlichkeit die hochverdiente Würdigung, die den explosivsten Start seit Ben Johnson an den Olympischen Spielen 1988 hingelegt hat: Raeto Raffainer. Der 34-jährige Engadiner mutierte Anfang Jahr über Nacht vom verletzten Nationalliga-B-Spieler zum Nationalmannschaftsdirektor im Schweizer Verband. Auf dem Weg vom Glatteis in die Teppichetage lernte Raffainer den Krawattenknopf und kaufte bei Fielmann eine Hornbrille.

Ob der Jungdirektor nun den Durchblick besitzt, bleibt offen. Seine verunglückte Suche nach einem Nationaltrainer deutet eher darauf hin, dass er (bestenfalls) der Einäugige unter Blinden ist. Verbands-CEO Florian Kohler kann gut damit leben. Denn der Quereinsteiger, der vom Spiel mit Puck und Stock ungefähr so viel Ahnung besitzt wie Xherdan Shaqiri vom Text der Schweizer Nationalhymne, setzt im Sinne seiner Machtkonsolidierung auf unverbrauchtes und unwissendes Personal. Frei nach dem Motto: «Die Schwäche der anderen ist meine Stärke.» In den vergangenen Jahren wurde nicht nur der Schweizerische Eishockeyverband zur Swiss Ice Hockey Federation befördert, sondern auch die Administration durchlüftet. Im neuen Klima reichten über zwanzig Fachkräfte ihre Kündigung ein oder wurden wegbefördert.

### «Aktenzeichen XY ... ungelöst»

Im Zuge der Neuerfindung des Eishockeysports besticht Kohler durch Überzeugungskraft. Er spricht von «Matrix-Organisation», «Querfunktionen» und einer «Optimierung der internen Synergie-Effekte». Verständlicher wird es, wenn er über die neue Hierarchie und seinen eigenen Machtbereich referiert: «Die Geschäftsleitung besteht aus mir und den vier Abteilungsleitern», sagt er unbescheiden.

Kohler ist in einer privilegierten Position. Denn das Prinzip der freien Marktwirtschaft gilt für ihn kaum. Als Vertreter der Berner Frak-



Tappen im Dunkeln: Jungdirektor Raffainer.

tion symbolisiert er im Verband den verlängerten Arm von SCB-General Marc Lüthi. Das Gleichgewicht wahrt Raffainer. Er gilt als Interessenvertreter seines früheren Arbeitgebers ZSC Lions. Das nennt man vermutlich Matrix.

Kohler und Raffainer ergänzen sich perfekt. Im Gleichschritt fahnden sie nach dem idealen Nationaltrainer. Bei «Aktenzeichen XY ... ungelöst» würde es allerdings heissen: «Sie tappen im Dunkeln.» Erstmals seit vier Jahrzehnten irrt die Nationalmannschaft – vor zweieinhalb Jahren immerhin noch sensationell WM-Zweite – führungslos durch die Eisrinks. «Kopflös in die Zukunft» schrieb die sonst für ihre Zurückhaltung geschätzte *Neue Zürcher Zeitung*.

Dabei ist das Anforderungsprofil an den Nationaltrainer in spe dehnbar wie ein Kaugummi auf heissem Asphalt. Wurde ursprünglich das Label made in Switzerland zum obersten Gebot erklärt, gilt mittlerweile schon eine Aufenthaltsbewilligung als Eintritt in den Kandidatenkreis. Kohler bleibt für das Evaluationsverfahren noch ausreichend Zeit. Die A-WM in Russland startet erst am 6. Mai 2016. Und den idealen Mann hat er ohnehin bereits unter Vertrag: Raeto Raffainer. Der heruntergekommene Bündner übte vor kurzem noch mit den Junioren der GCK Lions. Er weiss genau, wie man den Aufstieg im Schnellverfahren praktiziert und sich in (zu) grossen Schuhen bewegt.

## Gescheitert

Von Alex Baur — Die definitive Verwahrung ist nicht anwendbar. Man muss sie abschaffen.

Wie die *Tribune de Genève* berichtet, sind zwei psychiatrische Gutachter im Fall von Fabrice Anthamatten zum selben Schluss gelangt: Der 41-jährige Rückfalltäter, der vor zwei Jahren die Therapeutin Adeline M. mit einem Messer bestialisch umbrachte, ist gemeingefährlich und nicht therapierbar. Doch die Experten können oder wollen sich nicht darauf festlegen, ob Anthamatten in zwanzig Jahren eventuell behandelbar sein wird.

Mit exakt dieser Begründung entging schon der zur Tatzeit 25-jährige Lucie-Mörder Daniel Hofmann der ewigen Verwahrung. Und man muss sich fragen: Wenn ausgewiesene sadistische Psychopathen wie Hofmann und Anthamatten nicht definitiv weggesperrt werden können – wer denn sonst? Wie oft muss ein Lustmörder zuschlagen, bis man ihn aufgibt?

2004 wurde die Verwahrungsinitiative vom Volk klar angenommen. Bislang kam die Norm in einem einzigen Fall zur Anwendung, und auch das nur, weil der Täter das Urteil nicht anfocht. Doch für einmal kann man den Richtern keinen Vorwurf machen. Sie dürfen sich nicht über den Befund der Experten hinwegsetzen. Nur tun sich die Psychiater schon schwer genug mit soliden kurzfristigen Gefährlichkeitspro-



Das Volk muss nochmals entscheiden.

gnosen. Dass sie nicht darüber orakeln mögen, wie sich ein Mensch in zwanzig Jahren entwickelt, ist nachvollziehbar. Und vor allem: Man kann sie dazu nicht zwingen.

Gesetze, die nicht angewendet werden können, sind unehrlich; und sie sind auch gefährlich, weil sie die Willkür nachgerade provozieren. Man muss sie entweder abschaffen oder durch besser durchdachte Formeln ersetzen. Da die unwiderrufliche Verwahrung aber aufgrund eines Volksentscheides in der Verfassung festgeschrieben steht, gibt es nur eine saubere Lösung: Das Volk muss nochmals entscheiden. Alles andere wäre undemokratisch.

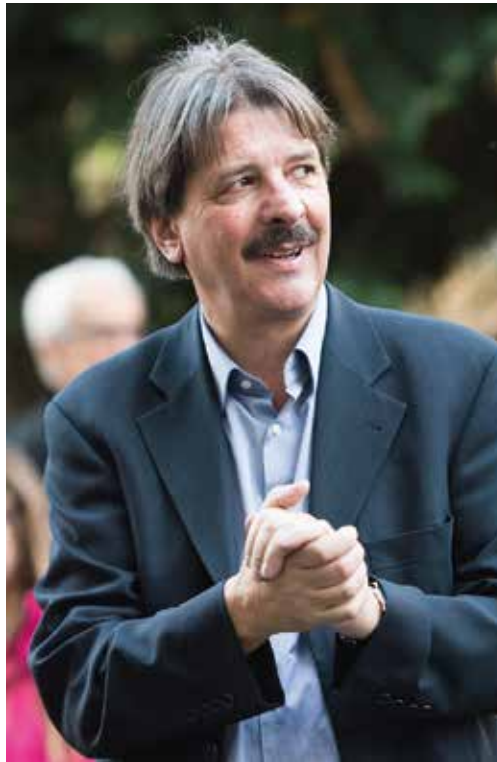
## Personenkontrolle

**Rechsteiner, Müller, Vogt, Girod, Noser, Bigler, Fiala, Putin, Trump, Döpfner, Schmidt, Maurer, Burkhalter, Molina, Walter-Borjans, Müller, Sarasin, Maschmeyer**

Nach den Abstimmungen von letzten Sonntag nimmt der Ständerat langsam, aber sicher seine definitive Gestalt an. Im Kanton St. Gallen beispielsweise deklassierte SP-Hardliner **Paul Rechsteiner** den Rechts-Kandidaten **Thomas Müller** (SVP) mit fast 60 Prozent. Das Herz der Kleinen Kammer schlägt also weiter Mitte-links. Die verbleibenden Urnengänge in Zürich werden hier aus bürgerlicher Sicht allenfalls noch kosmetische Korrekturen bewirken. Ob der zweite Zürcher Vertreter **Hans-Ueli Vogt** (SVP), **Bastien Girod** (Grüne) oder **Ruedi Noser** (FDP) heisst, fällt nicht mehr besonders ins Gewicht. Für bürgerliche Wähler wäre der Wechsel von FDP-Mann Noser ins Stöckli gleichwohl reizvoll, weil dieser sein Nationalratsmandat dem draufgängerischen Gewerbe-Direktor **Hans-Ulrich Bigler** vererben würde. (fsc)

In der kantonalzürcherischen FDP kursiert aber das Gerücht, dass Bigler selbst dann in der kommenden Legislatur nachrutschen würde, wenn Ruedi Noser den Sprung in den Ständerat verpasst. Dies, weil Parteikollegin und Nationalrätin **Doris Fiala** (FDP) ohnehin ihr Amt zur Verfügung stellen werde. So soll es zwischen den Kandidaten im Vorfeld der Wahl besprochen worden sein. Bigler kommentiert einen möglichen Deal betreffend Fiala-Rücktritt auf Anfrage nicht. Die Betreffende selber dementiert nur verklausuliert. «Amtsmüdigkeit oder Absprungstendenzen» verspüre sie keine. Daher, so die Nationalrätin, würde sie auch «nicht damit rechnen oder darauf wetten, dass Fiala plant, das Feld zu räumen». Es müsse «schon etwas äusserst Attraktives zur Diskussion stehen», damit sie ihre politischen Mandate aufgäbe. «Zurzeit» wisse sie davon nichts. (fsc)

Russlands Präsident **Wladimir Putin**, bekanntlich ein Meister der Selbstdarstellung, beriet sich vor ein paar Tagen mit Militärs im Nationalen Sicherheitsrat. Ein Kameramann des staatlichen Fernsehens bekam dabei geheime Papiere vor die Linse: Pläne für eine torpedobetriebene neue Nuklearwaffe. Die Entourage des Präsidenten weidete den vermeintlichen Zwischenfall ausgiebig aus. Öffentlichkeitswirksam wurde das Video, das zu dem Zeitpunkt noch kaum Aufsehen erregt



**Fast 60 Prozent:** SP-Ständerat Rechsteiner.

hatte, gelöscht; begleitet von den Beteuerungen eines Sprechers, man werde «Massnahmen ergreifen, damit so etwas nicht noch einmal passiert». So richtig unwillkommen scheint die «Panne» der Regierung dann aber doch nicht zu sein. Immerhin weiss jetzt Freund und vor allem Feind, dass Russlands Armee an einer Waffe tüfelt, die «wichtige wirtschaftliche Installationen in Küstennähe» lahmlegt und «garantiert vernichtenden Schaden anrichtet». (fsc)

Was verbindet den US-Immobilien-Tycoon **Donald Trump** mit Springer-Chef **Mathias Döpfner** und Google-Chairman **Eric Schmidt**? Wer sich von der Schweiz aus mit Hilfe der Suchmaschine Google über den schillernden amerikanischen Präsidentschaftskandidaten und Geschäftsmann Donald Trump schlaumacht, den berieseln anschliessend die Zeitungs-Websites des Springer-Verlags mit Werbung für das «Trump International Beach Resort» in Miami Beach. Angeblich funktioniert die Marketing-Wirkungskette auch in umgekehrter Richtung: Wer sich im «Trump International Beach Resort» nach Eric Schmidt erkundigt, bekommt am nächsten Tag die *Bild*-Zeitung frei Haus aufs Zimmer. (fsc)

Egal, ob es zu warm oder zu kalt, zu nass oder zu trocken ist oder ob gerade islamistische Terrorkommandos massenmorden – unter den Grünen findet sich immer jemand, der das Erdöl dafür verantwortlich macht. «Ob IS oder al-Qaida, beide sind existenziell auf Einnahmen aus dem Ölgeschäft angewiesen», twitterte nach den Pariser Anschlägen ein be-



**Dementi:** FDP-Nationalrätin Fiala.



**Öffentlichkeitswirksam:** russische Waffenpläne.

sonders Scharfsinniger, der seinen Tweet ausserdem noch mit den Hashtags «#Energiewende @bastiengirod in den #SR wählen» garnierte. Bastien Girod, die grüne Lichtgestalt, dem seine Anhänger offenbar sogar zutrauen, dass er dem Terror die Grundlagen zu entziehen vermag, findet's gut: Retweet. Man erinnert sich: Als die Bundesräte **Ueli Maurer** und **Didier Burkhalter** eine Stärkung der Geheimdienste forderten, warf ihnen Jungsozialisten-Präsident **Fabian Molina** vor, dass sie die Attentate für ihre politische Zwecke missbrauchten, was «pietätlos» und «unwürdig» sei. Bei Girod kam die Moralkeule nicht zum Einsatz. Nur der Zuger CVP-Nationalrat **Gerhard Pfister** antwortete: «Girod taugt nicht als Stilikone der Political Correctness – auch wenn die Linken das gerne behaupten.» (cal)

Der nordrhein-westfälische Finanzminister **Norbert Walter-Borjans** hat sich einen Namen als eifriger Käufer gestohlener Bankdaten gemacht. Kompromisslos verfolgen seine Steuerfahnder beispielsweise die





Strandwerbung: Kandidat Trump.



Erdöl ist schuld: Grüne-Politiker Girod.



Überraschung: Finanzminister Walter-Borjans.

ehemalige Schweizer Bank J. Safra Sarasin und deren Ex-Chef **Eric Sarasin**. Die Bank soll deutschen Anlegern, darunter der Drogemagnat **Erwin Müller** und der Financier **Carsten Maschmeyer**, zu sogenannten Cum-Ex-Deals geraten haben, bei denen Walter-Borjans' Beamte illegale Steuerhinterziehung wittern – im Gegensatz zur juristischen Fachwelt, welche die Transaktionen zum fraglichen Zeitpunkt grossmehrheitlich als legal beurteilt. Zu solchen Cum-Ex-Geschäften haben die Finanzbeamten nun umfangreiche, illegal beschaffte Daten aufgekauft. In dem vermeintlichen Datenschatz verbarg sich aber eine böse Überraschung, wie das deutsche *Handelsblatt* in seiner neuesten Ausgabe berichtet: In die angeblich illegalen Geschäfte war prominent auch die nordrhein-westfälische Landesbank WestLB involviert. Deren oberster Dienstherr ist ausgerechnet Walter-Borjans. Im Parlament hat er noch vor kurzem behauptet: «Der Landesregierung ist nicht bekannt, dass die WestLB AG Cum-Ex-Geschäfte durchgeführt hat.» (fsc)

## Nachruf



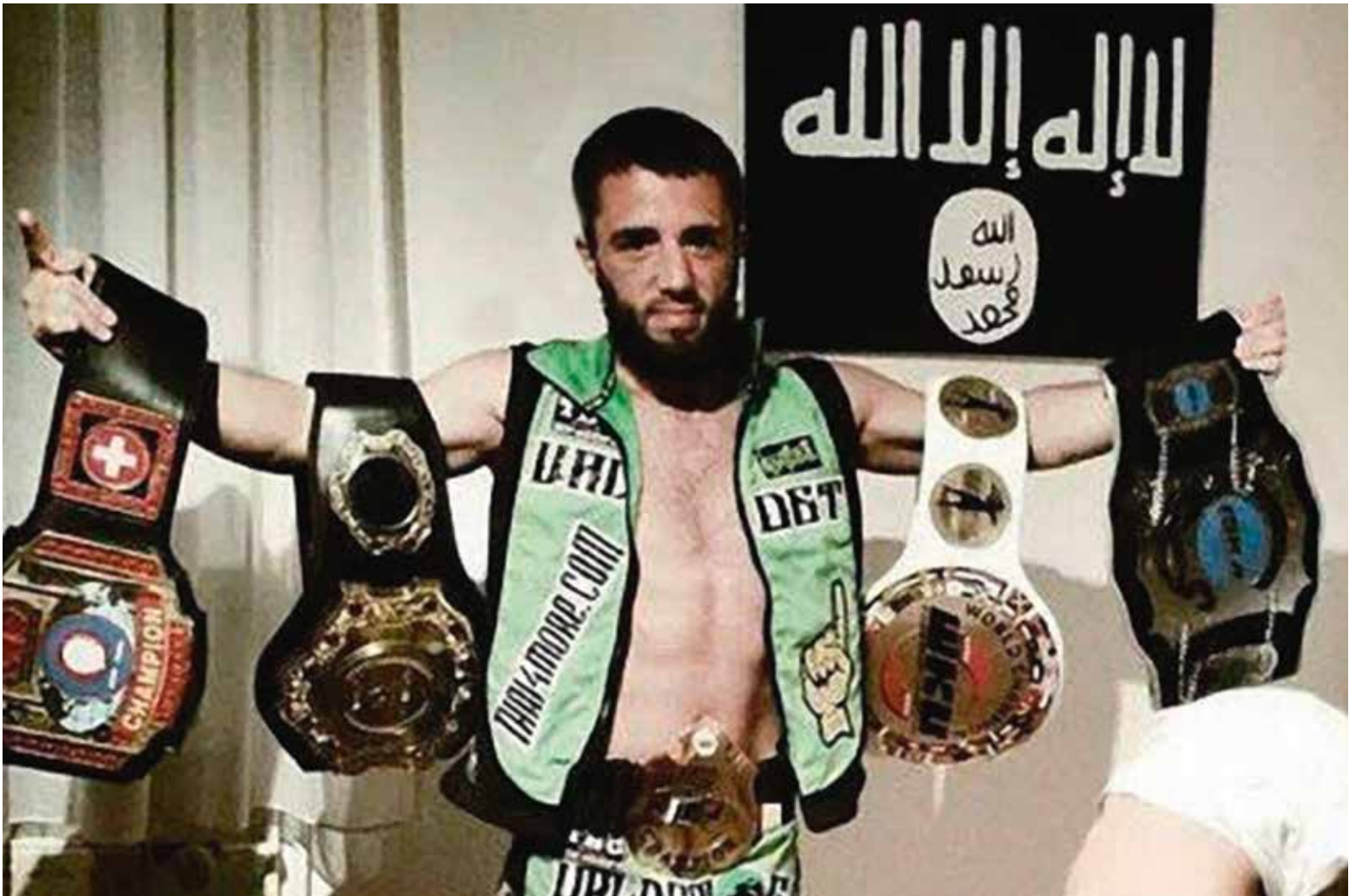
Mit Preisen überschüttet: Autor Franzetti.

**Dante Andrea Franzetti (1959–2015)** — «Diesen Jungautor wollen wir fördern», sagte Hermann Burger, Feuilletonchef des *Aargauer Tagblatts*, bei der Verteilung der Rezensionsexemplare. Die Erzählung «Der Grossvater» (1985) von Dante Andrea Franzetti erhielt je den Förderpreis zum Friedrich-Hölderlin-Preis und zum Ingeborg-Bachmann-Preis. Geschichten um Franzettis Grossvater, auch Gastarbeiter in der Schweiz, eröffneten eine Literatur, die 2007 mit «Va' pensiero» von Sergio Giovannelli-Blocher ihren chronikalischen Höhepunkt erreicht hat. Ohne die stilistischen Ansprüche des Literaten Franzetti. Derselbe wurde kurzzeitig mit Literaturpreisen und Stipendien überschüttet. Nach «Cosimo und Hamlet» bekam Franzetti den Migrantenbonus bald satt. Er betätigte sich als Italien-Korrespondent und Starautor beim *Tages-Anzeiger-Magazin*. Dass seine Köppl-Blocher-Satire fehlgeschlagen ist, schreibe ich nicht der *Weltwoche* zuliebe. Die literarische Bewältigung einer politischen Thematik setzt voraus, dass man von sich selber wie vom Gegner souverän Distanz gewonnen hat. Es gab Ansätze, dass der als Lyriker und Autor von Liebesgeschichten gescheiterte Franzetti seiner Begabung gemäss wieder hätte Tritt fassen können. An seinen Rom-Studien fasziniert das imaginäre Gespräch mit dem Dichter Vincenzo Cardarelli. Bei Lenos erschien 2014 ein intellektueller Krimi. Für den Autor mehr als eine Textsorte der letzten Hoffnung. Franzetti erlag in Zürich – viel zu früh – den Folgen einer Herzoperation. *Pirmin Meier*



«Gemeinschaft der Überzeugten»: Glucksmann.

**André Glucksmann (1937–2015)** — Seine Philosophie war menschlich, lebensstauend und hoch politisch. Freund aller Dissidenten und Feind aller Diktatoren, bekämpfte er auch Heuchler wie Kurt Waldheim (mit NS-Vergangenheit) oder François Mitterrand (mit Vichy-Vergangenheit). André Glucksmanns Eltern waren osteuropäische Juden, die 1930 aus dem sicheren Palästina nach Deutschland reisten, um sich dem Widerstand gegen die Nazis anzuschliessen. Der Vater kam auf dem Ärmelkanal ums Leben, die Mutter rettete sich und ihre Kinder knapp vor dem Vernichtungslager. 1968 gehörte Glucksmann zu den Vordenkern der Pariser Studentenrevolte – und zu den gläubigen Nachbetern des Maoismus. Nach der Lektüre von Soltschenizyn wandte er sich entschieden gegen jede Verharmlosung des Stalinismus. Mit Bernard-Henry Lévy und Alain Finkielkraut zählte man ihn zu den *nouveaux philosophes*. Er war Anti-Pazifist und verteidigte den Nato-Nachrüstungsbeschluss und die US-Intervention im Irak. In Medienauftritten setzte er dem oberflächlichen Humanitätsgedusel das humanitär verantwortungsvolle Handeln entgegen. Denn – so sein Credo – der Mensch ist jederzeit gefährdet, seine Mitmenschen abzuschlachten. Am Tag seiner Beerdigung verübten islamistische Terroristen den Massenmord in Paris. Umso aktueller erscheint uns Glucksmanns praktische Philosophie gegen solche Gräueltaten: Er forderte statt blosser «Solidarität der Erschütterten» eine «Gemeinschaft der Überzeugten». *Christoph Mörgeli*



«Politiker und Behörden werden erst reagieren, wenn etwas passiert ist»: Thaibox-Weltmeister Valdet Gashi, der sich später Abu Mikail al-Kosovi nannte.

## Islamismus

# IS-Zelle in Winterthur

**Von Kurt Pelda** — Der Kulturverein An-Nur im Winterthurer Hegi-Quartier gibt sich nach aussen modern. Im kleinen Kreis aber lassen islamische Prediger ihrem Hass auf «Ungläubige» freien Lauf. Mindestens fünf Jugendliche aus dem Umfeld sind bereits in den Dschihad gezogen. Die Behörden schauen untätig zu.

«Natürlich gibt es in der Schweiz vereinzelt Hassprediger, gegen die wir auch Einreiseverbote erlassen. Aber die Radikalisierung, besonders der ganz Jungen, geschieht über das Internet. Die gehen nicht in einen Kulturverein und hören sich Hasspredigten eines alten Mannes an.» Diese Einschätzung hat Nicoletta della Valle, Chefin des Bundesamts für Polizei (Fedpol), kürzlich der NZZ in den Block diktiert. Mit ihren Aussagen offenbart die oberste Terrorismusbekämpferin des Bundes ein schockierend naives Unwissen über die hiesige Salafisten- und Dschihadisten-Szene. Denn zum einen sind Hassprediger nicht ein ausländisches Phänomen – sie leben unter uns und haben zum Teil Schweizer Pässe. Gegen sie kann man kein Einreiseverbot erlassen.

Della Valle zeichnet zum andern ein Bild der Radikalisierung über das Internet, das vollkommen realitätsfremd ist. Das Internet spielt

zwar eine wichtige Rolle, doch radikalisieren sich die allermeisten jungen Dschihad-Anhänger auch bei uns im Kreis Gleichgesinnter und unter Anleitung charismatischer Hassprediger. Genau die Existenz solcher Prediger und Ideologen des Terrorismus verleugnet die Fedpol-Chefin mit dem Hinweis, das seien alte Männer, denen die Jungen nicht zuhörten.

Junge Männer gehen sehr wohl in als Kulturvereine getarnte Moscheen, in denen radikale Ideologien religiös verbrämt verbreitet werden. Bestes Beispiel ist der Kulturverein An-Nur (Das Licht) im Winterthurer Hegi-Quartier. Die Personen, welche die Moschee nach aussen vertreten und sich jeweils überrascht zeigen, wenn wieder einmal ein junger Muslim aus ihrem Umfeld in Syrien verschwindet, verbreiten keine Hassbotschaften. Sie sind quasi die sympathischen und gutinte-

grierten Aushängeschilder des Kulturvereins. Auch in den Freitagsgebeten werden gewöhnlich keine radikalen Botschaften transportiert. Die meisten Muslime, die sich dann in der Hegi-Moschee gegen Mekka verneigen, haben nichts mit dem Islamischen Staat (IS) oder anderen Terrororganisationen am Hut.

Im kleinen Kreis hingegen und in den sogenannten Sunna-Lektionen, in denen die angeblich überlieferten Aussprüche des Propheten Mohammed gelehrt und in radikaler Weise interpretiert werden, lassen Prediger ihrem Hass auf die «Kuffar», die Ungläubigen, freien Lauf. Die Lektionen finden oft in Nebenräumen des Gotteshauses statt, doch der Imam schreit dabei so laut, dass es auch unbeteiligte Muslime im grossen Gebetsraum hören können. Der nordafrikanische Prediger Abu Omar (Name von der Redaktion geändert), verheiratet mit einer Schweizer Frau, lebt in einem biedereren Reihen-



haus nicht weit von der Moschee entfernt. Seinen Lebensunterhalt verdient Omar mit Occasionsautos, die er in grossem Stil nach Libyen verschifft. Die graue Eminenz der Hegi-Moschee ist erst 39 Jahre alt und seine ebenfalls nordafrikanische rechte Hand gerade einmal 33. Sind das die alten Männer, denen laut della Valle niemand zuhört?

### Schweigeminute für Märtyrer

Einen jungen, nach dem Sinn des Lebens suchenden Muslim wollte der 39-jährige Autohändler vor einiger Zeit für den Dschihad anwerben. Dieser junge Mann sagt heute: «Wenn ich ihn deswegen bei der Polizei anzeige, geht er vielleicht für drei Jahre ins Gefängnis und kommt nach zwei Jahren wegen guter Führung wieder frei. Ich und meine Familie müssen dann um unser Leben fürchten. Dieser Mann ist purer IS.» Das Dilemma des jungen Muslims ist typisch für die schweizerische Terrorbekämpfung: Das Strafmass für die Übeltäter schreckt zu wenig ab, und der Schutz für mögliche Zeugen ist zu gering. Die wenigsten Muslime, die sich in Kontakt mit radikalen Elementen befinden, trauen der Polizei zu, sie vor dem langen Arm des IS zu schützen.

Tatsächlich reist der Hassprediger der Hegi-Moschee regelmässig nach Libyen, wie Quellen im nordafrikanischen Staat bestätigen. Er besuche dabei nicht nur seine Heimatstadt Khoms am Mittelmeer, um sich um seine Geschäfte zu kümmern, sondern fahre auch auf Umwegen in die IS-Hochburg Sirte. Ob es ihm gelungen ist, Dschihadisten für den Kampf des IS in Libyen anzuwerben, ist unklar. Sicher ist, dass aus dem Umfeld der IS-Zelle im Winterthurer Hegi-Quartier mindestens vier junge Männer und ein Mädchen in Syrien beim IS untergetaucht sind.

Der bekannteste Dschihadist war der deutsche Thaibox-Weltmeister mit kosovarischen Wurzeln, Valdet Gashi. Beim IS nannte er sich Abu Mikail al-Kosovi, und unter diesem Namen lud er unter anderem Fotos von blutigen Enthauptungen auf Facebook hoch. In Gashis Schlepptau bewegte sich der neunzehnjährige schweizerisch-italienische Doppelbürger und Konvertit Christian I. (Name der Redaktion bekannt) aus dem Winterthurer Quartier Wülflingen, der sich beim IS Abdul Malik al-Itali nannte. Gashi wie Christian I. besuchten vor ihrer Abreise nach Syrien die An-Nur-Moschee, und Christian I. bestätigte noch im Frühling gegenüber der *Weltwoche*, den Hassprediger aus Khoms gekannt zu haben. Als sich im Juni die Nachricht vom Tod der beiden Dschihadisten verbreitete, wurden die Gläubigen in der An-Nur-Moschee zu einer Schweigeminute aufgerufen – im Gedenken an die Märtyrer in Syrien.

In einem Bittgebet, das ein Hassprediger in der Moschee vortrug, hiess es unter anderem: «Du bist unser Herr, so gib uns den Sieg über die Kuffar [...]. O Gott, erniedrige die Po-

lytheisten, zerstöre die Feinde der Religion, unterstütze deine dich anbetenden Dschihadisten, unterstütze sie überall, o Herr der Welten.» In Predigten vor kleinen Gruppen wird der Hass auf den Westen, auf die Schweiz und auf die Demokratie geschürt. Zielpublikum ist unter anderem eine Gruppe von rund zwanzig Jugendlichen und jungen Männern im Alter von etwa 14 bis 25 Jahren. Sie stammen aus dem Balkan, aus Nordafrika, dem Nahen Osten, Afghanistan und vom Horn von Afrika. Die meisten verfügen über wenig Bildung und haben keine Arbeit. Sie kommen in Trainings-

### Durch seine Reise nach Syrien hat Achmed unter den Jünglingen an Respekt und Statur gewonnen.

anzügen und mit Sporttaschen in die Moschee und ziehen sich dort um. Oft legen sie sich dann das lange weisse arabische Gewand an, in dem die Gläubigen gewöhnlich zum Freitagsgebet erscheinen. Sie streichen sich Gel ins Haar, umarmen sich, und statt sich dabei Küsschen zu geben, legen sie kurz ihre Wangen wechselseitig aneinander. Untereinander nennen sie sich «Achi», Arabisch für Bruder.

### «Wir werden es ihnen heimzahlen»

Ihre Kampfhymne stammt noch aus der Zeit, als die Amerikaner den Irak besetzt hielten. Der Liedtext hat heute durch den Vormarsch des IS im Irak eine neue Bedeutung erhalten. Das A-cappella-Lied heisst «Gedulde dich, gedulde dich, o Bagdad». Da ist die Rede davon, die Invasoren zu vernichten: «Wir werden alle Schurken töten [...]. O Muslim: Erhebe dich, sei vorbereitet, lass uns Rache nehmen [...]. Die



Schockierendes Unwissen: Fedpol-Chefin della Valle.

Kriegslöwen brüllen, denn das Blut in den Arterien schwillt an, sie werden alle Schurken töten [...]. Wir sind Armeen, mit unserem Glauben haben wir die Säulen des Atheismus zerstört. Wir sind damit in den Himmel des Ruhms aufgestiegen und haben zum Heiligen Krieg aufgerufen.» Im heutigen irakischen Kontext sind damit nicht mehr nur die Amerikaner gemeint, sondern vor allem die Schiiten, die für die Extremisten des IS Abtrünnige vom Islam sind. Und diese verdienen den Tod durch Enthauptung. Die Bagdad-Hymne ist inzwischen vor allem bei IS-Anhängern beliebt.

### Belgische Autokennzeichen

Richtig zur Sache geht es in der An-Nur-Moschee in kleinen Gruppen von Eingeweihten, die sich nicht mit den normalen Moscheebesuchern mischen. «Die sitzen dann in einer Ecke und zeigen sich gegenseitig Dschihad-Videos», erzählt ein besorgter Muslim, der manchmal in die Hegi-Moschee zum Gebet geht. «Manchmal kriegen auch Kinder solche Videos zu sehen.» Dem Mann, der aus Angst vor den Extremisten um jeden Preis anonym bleiben möchte, ist besonders ein junger Radikaler aufgefallen. «Weil ich Albanisch verstehe, konnte ich einmal mithören, wie der Typ zu seinen Freunden sagte, dass sie es den Kuffar schon noch heimzahlen würden – auch hier in der Schweiz.»

Bedeutet das, dass das Grüppchen einen Terroranschlag vorbereitet? Oder war das bloss das Gehabe eines jungen Macho, Angeberei? Einer, der nicht nur prahlt, sondern handelt, ist ein etwa zwanzigjähriger Mann mit imposantem buschigem Bart und muskulösen Oberarmen. Wir wollen ihn Achmed nennen. Im Sommer verschwand er in Syrien. Ob er dort Urlaub machte oder ein Waffen- und Sprengstofftraining beim IS absolvierte, wissen nur er und wohl noch ein paar Eingeweihte. Jetzt ist Achmed jedenfalls wieder zurück und Teil des IS-Fan-Klubs in Winterthur. Durch seine Reise nach Syrien hat er unter den anderen Jünglingen der Gruppe an Respekt und Statur gewonnen.

Die Zelle im Umfeld der An-Nur-Moschee ist eng mit den Koranverteilern der Aktion «Lies!» verknüpft. Die jungen Männer, die in der Winterthurer Altstadt oder an der Zürcher Bahnhofstrasse Gottes Wort unter die Leute bringen, erhalten ein «Taschengeld», wie es einer dieser Verteiler formuliert. Dabei geht es um fünfzig bis hundert Franken pro Tag, natürlich bar auf die Hand und schwarz verdient. Für einen Arbeitslosen ohne berufliche Perspektiven ist das gar nicht so schlecht. Wer Glück hat, darf auch mal ins europäische Ausland. Zusätzlich zum Taschengeld werden auch Flugticket und Unterkunft bezahlt. Über die Kontakte der vom deutschen Hassprediger Ibrahim Abou-Nagie gegründeten «Lies!»-



«Der lange Arm des IS»: Gebäude des Kulturvereins An-Nur in Winterthur.

Organisation ist die IS-Fangemeinde in der Hegi-Moschee bestens mit dem Ausland vernetzt. So gibt es regelmässig Treffen im süddeutschen Raum, und umgekehrt kommen nordafrikanische Besucher aus Deutschland, Frankreich und Belgien bei ihren Glaubensbrüdern in Winterthur vorbei.

### Hausdurchsuchung verschlampt

Anwohnern ist in den letzten Wochen aufgefallen, dass auch Autos mit belgischen Kennzeichen vor der Hegi-Moschee oder in der dazugehörigen Tiefgarage parkten. Ein Muslim, der in Wülflingen lebt, will beobachtet haben, wie ein belgisches Auto von der Hegi-Moschee nach Wülflingen fuhr. Der Extremistenzirkel scheint dort über eine Dépendance zu verfügen, einen Ort, wo Strenggl ubige übernachten können. Die Zweigstelle befindet sich ganz in der Nähe jener Busstation, an der unter anderem der gefallene Dschihadist Christian I., ebenfalls aus W flingen, radikalisiert wurde.

Was tun die Behörden? Der Drahtzieher der extremistischen Aktivitäten in der An-Nur-Moschee ist der Fedpol von Nicoletta della Valle schon lange bekannt. Unternommen wurde aber nicht viel. Ein junger Islamist aus dem Umfeld des Winterthurer Extremistenzirkels wurde kürzlich wegen einer Schlägerei in ange-trunkenem Zustand zu zehn Monaten Haft verurteilt. Die Tat liegt allerdings schon lange zurück, es gab keine religiösen Motive dafür. Die Drahtzieher und Hassprediger sind dagegen leer ausgegangen. Ein Ermittler klagt, dass der Personalbestand so knapp sei, dass Observationen der Moschee und der dort verkehrenden Islamisten die Strafverfolgungsbehörden an den Rand ihrer Kapazität brächten. Eine An-

w ltin des Bundes, die mit Terrorismusermittlungen beschäftigt ist, unterschreibt einen Hausdurchsuchungsbeschluss, der bis zum Vollzug etwa zehn Tage liegenbleibt, weil man für eine so heikle Angelegenheit ja nicht die Stadtpolizei von Winterthur ins Feld schicken könne, wie sie sagt. Bei der Fedpol, die für den Vollzug des Beschlusses zuständig war, mangle es an deutschsprachigen Ermittlern. Das sei der Grund gewesen, warum so viel Zeit verstrichen sei, behauptet die Anwältin. Wenn man aus Mangel an deutschsprachigen Ermittlern die Zügel schleifen lässt, muss man sich nicht wundern, wenn es am Schluss mit der Bekämpfung von Dschihadisten, Hasspredigern und Terroristen mehr als harzt.

Zum Ressourcenmangel kommt das Kompetenzgerangel zwischen den verschiedenen Behörden, also zwischen Bundesanwaltschaft, Fedpol, Nachrichtendienst und den diversen lokalen Polizeitruppen. Von einem koordinierten Vorgehen gegen jene, die Hass und Gewalt predigen und damit den ideologischen Nährboden für Terroranschläge vorbereiten, ist wenig zu spüren. Ein mit der Terrorismusbekämpfung bestens vertrauter Bundesbeamter sagt dazu resigniert: «Unsere Politiker und Behörden werden erst reagieren, wenn etwas passiert ist.»

Die Existenz einer IS-Zelle im Umfeld der An-Nur-Moschee und von mindestens einem Syrien-Rückkehrer sollte allen Behörden eine Warnung sein: Wer jetzt nichts tut, macht sich mitschuldig, falls einer aus dem Winterthurer Extremistenzirkel ein Attentat verübt oder als Terroristenhelfer enttarnt wird – egal, ob dabei Blut in der Schweiz oder im Ausland vergossen wird. ○

## Religion

### Terror-Fans

IZRS-Anhänger bejubelten die Anschläge von Paris.

Von Kurt Pelda

Der selbsternannte Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) distanziert sich jeweils öffentlich von Gewalt gegen Unschuldige und von Terrorakten. Nach den Anschlägen von Paris sucht man auf der Website des Zentralrats aber vergeblich nach einer Verurteilung des jüngsten IS-Massakers. Immerhin verzichtete das Organ der salafistischen Konvertiten aber darauf, ein Interview mit dem saudischen Dschihadisten Abdullah Al-Muhaysini zu veröffentlichen. Dieser ist in Syrien aktiv und steht dort der Nusra-Front nahe, also der syrischen Filiale von Al-Qaida. Ob man aus Rücksicht auf die Opfer von Paris auf das Interview verzichtete, ist nicht ganz klar. Aber unabhängig davon ist es schon etwas sonderbar, wenn eine islamische Organisation in der Schweiz einen Ideologen eines Al-Qaida-Ablegers zu Wort kommen lässt, einen Mann, der wie Muhaysini auch gerne mal ein Trainingslager für Kinder-Dschihadisten in Syrien eröffnet. Interessant schienen dem IZRS offenbar die Aussagen Muhaysinis, weil der ein grosser Kritiker des IS ist. Doch für die Schweiz und eine hiesige muslimische Vereinigung sollte es keine Rolle spielen, ob ein Dschihadist Werbung für den IS oder für die Konkurrenz Al-Qaida macht. Beides ist in der Schweiz strafbar. Dass es im IZRS mehr oder weniger verkappte Fans von Al-Qaida gibt, hält andere Mitglieder aber nicht davon ab, Sympathien für den IS zu bekunden. So verbreitete sich letzten Samstag eine zynische Rechtfertigung für die Anschläge von Paris in Windeseile über Facebook. Die private Nachricht hatte ein Ex-Vorstandsmitglied einem Bekannten geschickt. Der 31-jährige ██████, ebenfalls ein Konvertit, schrieb: «Frankreich hat es verdient. Es sollen noch mehr Anschläge gemacht werden in diesem dreckigen Staat.» ██████, der in der Region Basel lebt, ist ein bekennender IS-Fan. Er war vor sechs Jahren dabei, als der IZRS nach Annahme der Minarett-Initiative in Bern gegründet wurde. Damals wurde er laut Gr ndungsdokumenten als «Minister für Infostände» eingesetzt. Inzwischen ist ██████ zwar nicht mehr im Vorstand, aber er nimmt weiter an IZRS-Veranstaltungen teil. Ob sein Aufruf zu weiteren Terroranschlägen in Frankreich Folgen haben wird?



# Entlang Dalmatiens Sonnenküste mit MV Paradis ☀️☀️☀️+

Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 400.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs



Jetzt Katalog 2016 bestellen!



## Dubrovnik–Insel Hvar–Split–Šibenik–Zadar

**8 Tage ab Fr. 1390.-**

Rabatt Fr. 400.- abgezogen, HD hinten, (ohne Flug)  
inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.-

- Rauschende Wasserfälle
- Historische Städte
- Zrmanja-Canyon, Plitvicer Seen

**1. Tag Schweiz–Dubrovnik** Individuelle Anreise nach Zürich Flughafen. Abflug am frühen Nachmittag. Transfer zum Schiff. Die Crew heisst die Gäste an Bord herzlich willkommen. Abendessen an Bord.

**2. Tag Insel Korčula** Rundgang durch die mittelalterliche Altstadt von Dubrovnik (UNESCO-Weltkulturerbe). Gegen Mittag «Leinen los!» Richtung Insel Korčula. Individuelles Nachtessen in der Altstadt von Korčula.

**3. Tag Insel Hvar/Stari Grad** Schifffahrt zur Insel Hvar. Freie Zeit im Städtchen Stari Grad. Nachmittags Bustransfer nach Hvar zur geführten Stadtbekichtigung. Individuelles Nachtessen in Hvar und Busrückfahrt.

**4. Tag Omiš** Fahrt mit Ausflugsbooten auf dem Cetina-Fluss. Abendessen an Bord. Freie Zeit in Omiš.

**5. Tag Split–Trogir** Gegen Mittag Fahrt nach Split und Stadtrundgang (UNESCO-Weltkulturerbe). Nachmittags fährt die MV Paradis weiter in Richtung Trogir. Kapitän-Dinner am Abend.

**6. Tag Trogir–Šibenik** Weiterfahrt nach Skradin. Besuch der rauschenden Krka-Wasserfälle. Fahrt mit Ausflugsboot zum «Skradinski Buk». Rundgang durch die einmalige Fjordwelt. Fahrt nach Šibenik. Rundgang durch die historische Stadt und ind. Abendessen.

**7. Tag Šibenik–Zadar** Frühmorgens Fahrt nach Zadar. Busfahrt und mit Ausflugsboot Fahrt durch den Zrmanja-Canyon. Nachmittags gibt es einen Stadtrundgang in Zadar. Abschieds Aperitif mit Abendessen an Bord.

**8. Tag Plitvicer Seen–Schweiz** Ausschiffung, Bustransfer nach Zagreb mit Ausflug zu den Plitvicer Seen (fakultative Verpflegung im Nationalpark). Transfer zum Flughafen und Rückflug nach Zürich. Individuelle Heimreise.

### Zadar–Dubrovnik

Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

Alle Ausflüge im Preis inbegriffen | Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: Obrta Usluge (Ivan)

### Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt

#### Dubrovnik–Zadar

01.05. **300** 29.05. **200** 26.06. **200** 04.09. **200** 02.10. **300**  
15.05. **200** 12.06. **200** 21.08. **200** 18.09. **200**

#### Zadar–Dubrovnik

24.04. **400** 22.05. **200** 19.06. **200** 28.08. **200** 25.09. **200**  
08.05. **200** 05.06. **200** 14.08. **300** 11.09. **200** 09.10. **400**

### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1790
2-Bettkabine Hauptdeck	1990
2-Bettkabine Oberdeck	2190
Zuschlag zur Alleinbenutzung HD/OD	890/990
Flug inkl. Taxen und Gebühren	490

Inkl. Kreuzfahrt, Mahlzeiten gemäss Programm, Ausflüge. Weitere Details im Internet oder Katalog verlangen.

### MV Paradis\*\*\*\*

Unser 2014 gebautes Schiff bietet Platz für 38 Gäste. Kabinen mit zwei Einzel- oder einem Doppelbett mit separaten Matratzen, Dusche/WC, Safe, Föhn, TV und Klimaanlage. Auf Ober-/Promenadendeck mit Fenstern zum Öffnen. Hauptdeck mit je drei nicht zu öffnenden Bullaugen und regulierbarer Frischluftzufuhr. Gutbürgerliche Speisen mit frischen lokalen Produkten. Grosses Sonnendeck und vor dem Salon überdachte Sitzgelegenheiten. Gratis WLAN. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im gekennzeichneten Aussenbereich erlaubt).



### Insel- und Flusslandschaften Dalmatiens mit MV Thurgau Dalmatia\*\*\*\*

**8 Tage ab Fr. 1290.-** (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, ohne Flug, inkl. alle Ausflüge im Wert von Fr. 300.-)

### Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt

#### Zadar–Dubrovnik

27.04. **400** 22.06. **200** 17.08. **200** 12.10. **400**  
11.05. **200** 06.07. **300** 31.08. **200**  
25.05. **200** 20.07. **300** 14.09. **200**  
08.06. **200** 03.08. **300** 28.09. **200**

#### Dubrovnik–Zadar

04.05. **300** 15.06. **200** 27.07. **300** 07.09. **200**  
18.05. **200** 29.06. **200** 10.08. **300** 21.09. **200**  
01.06. **200** 13.07. **300** 24.08. **200** 05.10. **300**

### Von Istrien über Dalmatien bis Montenegro mit MV Princess Eleganza\*\*\*\*

**12 Tage ab Fr. 2280.-** (Rabatt Fr. 400.- abgezogen, ohne Flug, inkl. alle 12 Ausflüge im Wert von Fr. 400.-)

### Abreisdaten 2016 Es het solangs het Rabatt

#### Opatija–Kotor 12 Tage

14.05. **400** 25.06. **400** 06.08. **400** 17.09. **400**

#### Kotor–Opatija 11 Tage

25.05. **400** 06.07. **400** 17.08. **400** 28.09. **400**

Weitere Details im Internet oder Katalog verlangen.

Krka Wasserfälle



Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Frau Anica  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch



# Krisenmanagement by SMS

Von Hubert Mooser — Unmittelbar nach den Anschlägen in Paris liefen in Bern die Drähte heiss. Die nicht direkt involvierten Bundesräte wurden vom Vizekanzler abg gespeist. Chronologie der Ereignisse.

Die Anschlagsserie in Paris beginnt am Freitagabend, vor dem Stade de France. Eine erste Bombe geht hoch. **Zwischen 21.20 und 21.53 Uhr** greifen die islamischen Terrorkommandos sieben verschiedene Ziele an. Unmittelbar nach den Anschlägen gehen via Facebook, Twitter und andere soziale Netzwerke Meldungen darüber um den Globus.

Sogleich kommt auch in der Schweiz einiges in Bewegung. Vizekanzler André Simonazzi setzt Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) und das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) über das Pariser Geschehen ins Bild. **Zwischen 22 und 23 Uhr** bespricht er dann mit dem Informationschef des EDA, Jean-Marc Crevoisier, die Kommunikation. Man kommt überein, dass die tragischen Ereignisse in Paris in die Zuständigkeit von Bundespräsidentin Sommaruga fallen.

## Bei Berset kommt die SMS nicht an

**Um 23.09 Uhr** setzt Simonazzi im Namen der Bundespräsidentin einen ersten Tweet über die Attentate in Paris ab: «La Suisse en pensée avec la France suite aux attaques survenues à Paris» (Die Schweiz trauert mit Frankreich). Als gegen Mitternacht Bundesratssprecher Simonazzi in einer SMS auch die übrigen Mitglieder des Bundesrates hochhoffiziell über die Attentate in Paris informiert, haben diese längst schon über die Medien erfahren, was in Paris abgelaufen ist. Bei einzelnen Bundesräten wie Innenminister Alain Berset (SP) kommt die SMS offenbar erst gar nicht an.

Parallel dazu findet eine erste Telefonkonferenz statt zwischen der Direktorin des Bundesamtes für Polizei (Fedpol), Nicoletta della Valle, und anderen involvierten Dienststellen wie Grenzschutz, Nachrichtendienst des Bundes und so weiter. Sie nehmen eine erste Lageanalyse vor. Es ist schon **nach Mitternacht**, als das Fedpol zwei Polizisten mit dem Auto nach Paris schickt – zur Unterstützung der Schweizer Botschaft. Der eine ist für die Identifikation von Schweizern zuständig, falls sich solche unter den Opfern befinden sollten. Der andere soll den direkten Kontakt mit den französischen Polizeibehörden aufrechterhalten und mit diesen kooperieren, falls die Attentate einen Link zur Schweiz haben.

**In der Nacht auf den Samstag** hat auch die Schweizer Grenzschutz in Absprache mit den französischen und den inländischen Partnerbehörden die Kontrollen an der Grenze, an Flughäfen, in Bahnhöfen und Zügen verstärkt.

**Samstagsmorgen, um 9 Uhr:** Die Vertreter des Grenzschutzkorps (GWK), der Konferenz der kantonalen Polizeikommandanten (KKPKS), des Fedpol, des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) und des EDA treffen sich in Bern zu einer Lagebesprechung. Der Vizekanzler informiert danach die übrigen Mitglieder des Siebnergremiums mit einer SMS über das Kondolenzschreiben des Bundesrates an Frankreich.

Das EDA erkundigt sich gleichzeitig via Botschaft in Paris über mögliche Schweizer Attentatsopfer. **Um 11.30 Uhr** tritt Bundespräsidentin Sommaruga in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF auf und spricht von einer «un-

## Es ist schon nach Mitternacht, als das Fedpol zwei Polizisten mit dem Auto nach Paris schickt.

glaublichen Trauer und einer unglaublichen Wut». **Um 13 Uhr** tritt sie zusammen mit Fedpol-Chefin della Valle zu einem kurzfristig einberufenen Point de Presse vor die Medien in Bern. Sommaruga sagt, man habe die Sicherheitsvorkehrungen in Bezug auf die diplomatischen Vertretungen Frankreichs in der Schweiz verstärkt. Unmittelbar nach der Medienkonferenz, **um 14 Uhr**, findet ein Treffen auf strategischer Ebene der «Kerngruppe Sicherheit» statt.



«Unglaubliche Wut»: Bundesrätin Sommaruga.

Dieses Gremium soll die sicherheitspolitische Situation analysieren und falls nötig den entsprechenden Ausschüssen des Bundesrates Anträge stellen. Der Gruppe gehören NDB-Direktor Markus Seiler, der die Gruppe derzeit leitet und die Sitzung am Samstag einberufen hat, Fedpol-Direktorin Nicoletta della Valle und EDA-Staatssekretär Yves Rossier an. Da Rossier am Samstag auf Dienstreise in Israel unterwegs ist, vertritt ihn ein anderer Diplomat bei der Sitzung der Kerngruppe.

Bundespräsidentin Sommaruga telefoniert **am Samstagnachmittag** laut *Schweiz am Sonntag* mit ihren Kollegen im Sicherheitsausschuss des Bundesrats: Verteidigungsminister Ueli Maurer (SVP) und Aussenminister Didier Burkhalter (FDP). Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) wird als oberste Chefin der Grenzschutz zugeschaltet. Der Vizekanzler meldet sich danach noch einmal via SMS bei den anderen Bundesräten. Er gibt dem Gesamtbundesrat bekannt, dass die Bundeshausflaggen auf Halbmast gesetzt würden.

## Wiedereinführung von Grenzkontrollen?

Immer noch **am Samstag, gegen 17 Uhr**, meldet die Schweizer Botschaft dem EDA in Bern, dass eine Schweizerin unter den Opfern ist. Die Frau ist leicht verletzt. Vertreter der Schweizer Botschaft besuchen die Frau am Sonntag im Spital. Mehr Details gibt das EDA nicht bekannt. Die Frau wolle keinen Kontakt mit Medien.

Verteidigungsminister Ueli Maurer spricht sich **am Sonntag** gegenüber dem *Sonntagsblick* für die Wiedereinführung von Grenzkontrollen aus. Das sei bisher politisch ein Tabu gewesen. Jetzt seien aber Grenzkontrollen notwendig. Der Verteidigungsminister sagt wegen der Attentate seinen Besuch des Frauenfelder Militärmarschs ab. Rossier – inzwischen aus Israel zurück – widerspricht Maurer im Westschweizer Fernsehen RTS. Es bringe nicht viel, die Grenzen dichtzumachen, wenn man nicht wisse, nach wem man suche. Er warnt vor den negativen wirtschaftlichen Folgen, weil Tausende von Grenzgängern durch Grenzkontrollen behindert würden.

Nachdem klar ist, dass auch Schweizer in Mitleidenschaft gezogen wurden, greift am Montag die Bundesanwaltschaft (BA) ins Geschehen ein. Die BA meldet, dass sie in Zusammenhang mit der Pariser Anschlagsserie ein Strafverfahren eröffnet – gegen unbekannt und wegen schwerer Körperverletzung, Mitgliedschaft bei respektive Unterstützung einer kriminellen Organisation sowie Verletzung des Gesetzes über das Verbot der Gruppierungen al-Qaida und Islamischer Staat sowie verwandter Organisationen. Die BA will die französischen Behörden um Rechtshilfe ersuchen.

**Bis Montagabend** erhielten die nicht direkt involvierten Bundesräte keine weiteren Informationen zu den Attentaten in Paris als jene in den drei SMS seitens des Vizekanzlers. ○



# Jedem Bundesrat sein Paris

Von Christoph Mörgeli — Der französische Präsident François Hollande hat nach den Pariser Terroranschlägen alles richtig gemacht. Gilt das auch für unsere Landesregierung?



«Keine Garantie auf hundertprozentige Sicherheit»: Bundespräsidentin Sommaruga, 14. November.

Am Freitag, 13. November, begann um 21.17 Uhr das Gemetzel von Islamisten in Paris. Doch die Schweizer Fernsehensendung «10 vor 10» berichtete zwischen 21.50 und 22.14 Uhr gemütlich über gefährdete Transsexuelle im Iran und gefährdete Kleinsesselbahnen in Nidwalden. Selbstverständlich nahm auch die Interviewkonserve mit Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga keinerlei Bezug auf die Pariser Blutnacht.

Um 23.09 Uhr liess Sommaruga durch Bundesratssprecher André Simonazzi via Twitter folgende Mitteilung verbreiten: «Die Schweiz ist in Gedanken bei Frankreich.» In einem ohnehin vorgesehenen Auftritt in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF gab die Bundespräsidentin dem allgemein empfundenen Schock, der Trauer und der Wut Ausdruck. Dann verfiel sie rasch in die fortan bis zur Erschöpfung wiederholte Plattitüde: «Es gibt keine Garantie auf hundertprozentige Sicherheit.» Nach dem obligaten Stichwort Solidarität betonte die Sozialdemokratin sogleich die «ganz zentrale Zusammenarbeit» mit Europa. Angesprochen auf die wachsende Skepsis der Bevölkerung gegenüber Flüchtlingen und Asylsuchenden, gab unsere oberste Sicherheitsverantwortliche den Ball elegant ans Verteidigungsdepartement weiter: Der Nachrichtendienst überprüfe die Asylgesuche, aber es gebe «keine hundertprozentige Garantie».

Was die trotz Willkommenskultur in Deutschland unwillkommenen Afghanen betrifft, kann laut Simonetta Sommaruga nicht jedes Land mit einer «noch härteren Rhetorik» die Leute vertreiben, denn erstens sei das unmenschlich und zweitens kämen sie trotzdem. «Wenn man ganz ehrlich ist, gibt es keine einfache Antwort, es gibt auch keine einfachen Lösungen.» Dass der Vertrag von Schengen/Dublin toter Buchstabe ist, dass niemand mehr die Flüchtlingsmassen kontrollieren kann, mag die Justizministerin in ideologischer Überhöhung der

## Alle leiteten das Pariser Tränenwasser auf ihre eigenen politischen Mühlen.

EU nicht zugeben. Ihre falsche Lagebeurteilung ist gefährlich, denn sie muss zu falschen Massnahmen führen. Statt endlich in ihrem Verantwortungsbereich zu handeln, tanzt Sommaruga ihren europäischen Ringelreihen trotzig weiter und spricht unablässig von «Kooperation», «miteinander reden», «miteinander Lösungen suchen».

An einer Medienorientierung am frühen Samstagnachmittag äusserte sich die Bundespräsidentin erneut «zutiefst schockiert, traurig und wütend» und sprach – von Präsidentin zu

Präsident – François Hollande namens des Bundesrates ihr Beileid aus. Politiker bemitleiden eben in erster Linie Politiker. Die für die Sicherheit zuständigen Organe von Bund und Kantonen täten ihr Bestes. «Eine hundertprozentige Sicherheit gibt es aber nicht.» Es müsse die Sicherheit von allen garantiert werden, «unabhängig von ihrer Herkunft». Danach telefonierte Sommaruga mit den Bundesratskollegen im Sicherheitsausschuss, Ueli Maurer, Didier Burkhalter, sowie Eveline Widmer-Schlumpf als Verantwortlicher des Grenzwachtkorps. Diese vier Bundesräte kommunizierten in der Folge ausnahmslos – allerdings auf sehr individuelle Art. Alle vier leiteten das Pariser Tränenwasser mehr oder weniger geschickt auf ihre eigenen politischen Mühlen.

## Mehr Geld, mehr Personal

Noch am Donnerstagabend hatte Ueli Maurer vor dem Business Club in Basel die Sorglosigkeit als grösste Bedrohung bezeichnet. In der *NZZ am Sonntag* und im *Sonntagsblick* forderte er nach dem Attentat prominent, die Schweizer Grenze besser zu kontrollieren. Die Erkennung von Personen mit terroristischem Hintergrund könne gegenwärtig nicht mehr garantiert werden. Das Schengen/Dublin-System funktioniere nicht mehr, so der SVP-Bundesrat, was ein «reales Sicherheitsrisiko» bedeute. Und er forderte sogleich mehr Mittel für seinen Nachrichtendienst.

Didier Burkhalter verkündete am Samstag im *Blick*: «Bei Terror kann die Schweiz nicht neutral sein.» Neutralitätsmüde wie alle hiesigen Aussenminister, war der Freisinnige in seinen sonstigen Aussagen nicht wirklich klar. Er sagte: «Frankreich hat die Grenzen geschlossen», um im nächsten Satz fortzufahren: «Frankreich hat seine Grenzen nicht geschlossen, jedoch die Kontrollen verschärft.» Am Sonntag meinte Burkhalter im Schweizer Fernsehen: «Wir müssen so viel wie möglich tun, um die Sicherheit zu garantieren. Dazu braucht es mehr Mittel.» Was die Jungsozialisten prompt als «üblen Missbrauch» zur Propagierung des umstrittenen Nachrichtendienst-Gesetzes kritisierten. Bei seiner Rede vor dem Forum for Economic Dialogue warnte Burkhalter vor «Abschottung in Unbeweglichkeit» (gemeint war die SVP) und rief auf zu mehr «internationaler Diplomatie» (gemeint war seine nachbundesrätliche Karriere).

Eveline Widmer-Schlumpf nutzte ihrerseits am Dienstag die Ungunst der Stunde, um die Anstellung zusätzlicher Grenzwachter zu fordern. Vorsorglich auf die Bundesratssitzung vom Mittwoch verlangte sie im *Blick* ultimativ: «Das Grenzwachtkorps braucht mehr Mitarbeiter.» Alain Berset, Johann Schneider-Ammann und Doris Leuthard haben sich bislang zu Paris nicht verlauten lassen. Es ist häufig das Beste, wenn Bundesräte nichts sagen. ○



# Streifzüge durch die Pariser Aggrographie

Von Urs Gehriger — Scheinwelten an der Seine. Die neue Dimension des Terrors. Schweinskotelett mit Rotwein gegen Gewalt. Endlosdebatten am Fernsehen. Die neue Kriegslust der französischen Intellektuellen und andere Impressionen aus der Stadt der Liebe.



Angriff auf die westlichen Werte: Flaniermeile am Canal Saint-Martin, Paris, 15. November 2015.

Vor dem «Bataclan» steht ein Meer von Satellitenschüsseln. Alles ist weiträumig abgesperrt. Die 89 Leichen sind abtransportiert. In dem Theater, in dem 150 Jahre lang getanzt, getrunken und musiziert worden war, werden auf blutgetränktem Teppich Spuren gesichert.

In der Nacht zuvor hatte Frankreichs Präsident François Hollande an dieser Stelle dem Islamischen Staat (IS) den Krieg erklärt. «Wir werden einen Kampf führen, der erbarmungslos ist.» Meint er wirklich, was er sagt? Immerhin hat er den Ausnahmezustand ausgerufen in ganz Paris, zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg. Und Befehl erlassen, die Landesgrenzen zu schliessen.

**Am Samstagmorgen im Zug via Basel nach Paris.** Weder Pass noch Gepäck wurden kontrolliert. (Das Gleiche ein paar Tage später bei der Rückreise.) «Gibt's Sicherheitspersonal im

Zug?» Die Schaffnerin blickte verdutzt drein. «Wir müssen alle selber wachsam sein.» So rollte die TGV-Komposition über Mühlhausen, Dijon nach Paris. Kein Soldat, kein Polizist auf den Bahnsteigen weit und breit. Was ist das für ein Land, das Krieg führt und seine Grenzen und Verkehrsachsen unbewacht lässt?

Ich besuche Marc-Philippe, einen ehemaligen Para, einen Fallschirmgrenadier, der im Golfkrieg 1991 im Einsatz war, danach im Militär in Kaderpositionen aufgestiegen ist. Jetzt sitzt er in seiner Wohnung im 6. Arrondissement und blickt vom 17. Stock hinunter auf Paris, das daliegt wie ein altes Weib in kalter Asche. «Für eine Grenzsicherung haben wir keine Leute.» 500 Soldaten hat Hollande über Nacht in der Hauptstadt mobilisiert, in den nächsten Tagen sollen 2500 weitere folgen. «Wenn's jetzt in Frankreich noch ein-, zweimal knallt, sind wir am Arsch.»

Abschreiten der Pariser Aggrographie, den Tatorten entlang vom Stade de France zum «Bataclan». Was auffällt: Anders als Medien in alle Welt berichten, herrscht am Tag eins nach den Attentaten keine Angst auf den Pariser Strassen. Vielmehr Abscheu, Trauer, Wut, vermischt mit einem Schuss Schaulustigkeit. Und Nervosität. Denn mit jedem Anschlag ändert sich das Gesicht des Terrors. Die Planung wird besser. Die Schlagkraft nimmt zu. Die Angriffe werden tödlicher.

Im Sommer 2003 war ich Zeuge des ersten Selbstmordattentats in Bagdad auf das Uno-Hauptquartier geworden, in dem der damalige Missionschef Sérgio Vieira de Mello verblutete. 2005 sah ich die zerfetzten Gliedmassen des ersten Selbstmordattentäters in Afghanistan. Angewidert sagten die Paschtunen damals, es sei unter ihrer Würde, so zu



kämpfen. Jetzt ist der Selbstmordterror in Europa angekommen.

Trotzig vermeldet Frankreichs Regierung: Der Klimagipfel Ende Monat finde statt wie geplant. Und der «Leader der freien Welt», Barack Obama, geizt nicht mit pathetischen Worten. Die Anschläge seien nicht bloss Angriff auf Paris und die Franzosen gewesen, «sondern ein Angriff auf die ganze Menschheit und die universellen Werte, die wir alle teilen». Wovon spricht der Mann? Universelle Werte? Meinungsfreiheit? Redefreiheit? Das sind Produkte Frankreichs und des Westens, errungen über Jahrhunderte, und Privilegien von aufgeklärten Gesellschaften sind sie geblieben. Warum hat er nicht den Mut, zu sagen, was die Pariser Attentate tatsächlich waren? Ein Angriff auf die westlichen Werte!

Rasch vergeht der Tag, an dem die Sonne nie aufgegangen ist. Die französische Nation findet sich vor den Bildschirmen ein. Epische Diskussionsorgien werden ausgestrahlt, darunter in Fliessschrift das Neuste von der Fahndung. Fernsehen in Frankreich! Ist immer ein besonderes Spektakel, auch mitten in der Tragödie. Vor azurblauer Kulisse, in sanftes Licht getaucht, ist alles von Rang und Namen aufgeboten. Politologen, Psychologen, Philosophen. In wortgewaltigen Analysen frottieren sie die traumatisierte Seele und beschwören die Einheit. Nur einer fehlt. BHL! Der Philosophenkönig und Präsidentenflüsterer Bernard-Henri Lévy, der Sarkozy vor ein paar Jahren für eine Intervention gegen Gaddafi geködert hatte. Wo ist er bloss?

Auf den verwaisten Boulevards brennt noch Licht. Ein paar Unverdrossene lassen sich nicht den Appetit verderben. Ich setze mich zu ihnen, bestelle Schweinsschnitzel und Rotwein und zünde zum Dessert eine Partagás an. Seht her, Terroristenbrut, hier geht das Leben weiter! Niemand nimmt von dieser erbärmlichen Heldentat Notiz. Nicht mal die besoffene Niederländerin und die schnatternden Colorado-Tussis nebenan. Was erdreisten sie sich, sich so gehenzulassen? Haben die nichts mitbekommen von dem Elend in dieser Stadt?

Am TV zeigen sie jetzt Beistandsbekundungen aus aller Welt. «Wir fühlen uns Ihnen so nah», tröstet Merkel die Franzosen. Das Schnitzel stösst auf, der Rotwein brummt im Schädel. «Wir weinen mit Ihnen», tönt es aus Berlin.

**Sonntag, Tag zwei nach dem Attentat.** Der Himmel hat ausgetrauert und lässt die Sonne scheinen. Weil die Museen, Geschäfte und Parks geschlossen bleiben, flanieren die Leute entlang der Seine und auf den Boulevards. Die Fernsehstationen drehen ab und filmen stattdessen vereinzelt postierte Soldaten, die passen besser ins Bild einer «Stadt in Schockstarre».

Krieg und Terror findet jetzt in der Presse statt. Bemerkenswert der Soziologe Jean-Pier-

re Le Goff im *Figaro*: «Wir leben in einer schwatzhaften Gesellschaft, die glaubt, sie löse Probleme, wenn sie viel darüber redet.» Die Demokratien müssten endlich ihre «engelhaft und pazifistische Mentalität» ablegen; der Staat habe das Gewaltmonopol und müsse es jetzt gebrauchen.

Kritische Stimmen über die Sicherheitsdienste werden laut. Grosszügig wurden ihnen nach den *Charlie Hebdo*-Anschlägen Mittel gesprochen. Und schon wieder wurden sie kalt erwischt. Unmöglich sei die lückenlose

---

## Was fällt auf? Ungarn war nicht auf seiner Reiseroute.

---

Observation, heisst es in ihrer Verteidigung. Die Datenbank für radikalisierte Personen umfasse 11 000 Namen. 1500 Franzosen hätten sich als Dschihad-Reisende nach Syrien (Stand April 2015) abgesetzt – wie viele zurückgekehrt sind, ist unklar.

Ich frage Frédéric Gallois, einen ehemaligen Kommandanten der GIGN, einer Antiterrorereinheit, vergleichbar mit der deutschen GSG 9. Einige «radikalisierte» Zonen, sprich Banlieues, seien von der Polizei quasi aufgegeben worden. Jetzt sei man im Kriegszustand, das gebe den Sicherheitskräften ganz neue Mittel in die Hand, hofft er.

**Montag, Tag drei nach dem Massaker.** Punkt zwölf Uhr, das Land steht still. Schweigeminute. Bewegende Bilder gehen um die Welt. Kein einziges aus einer Banlieue.

*Breaking news:* Die Fahnder nennen den Namen des mutmasslichen Drahtziehers der Anschläge: Abdelhamid Abaaoud aus dem Brüsseler Quartier Molenbeek, zwanzig Minuten Metrofahrt vom EU-Hauptquartier entfernt. 100 000 Muslime leben dort in einer Parallelwelt unter sich. Als ich Anfang Jahr in dem Quartier recherchierte, waren die Polizisten beleidigt. Probleme? Nicht der Rede wert. No-go-Zonen? Das gebe es in Brüssel nicht. Der Titel der *Weltwoche*-Reportage hiess «Bruxelles perdu?» Alles war richtig – bis auf das Fragezeichen. Das war überflüssig. Unterdessen strömen die EU-Korrespondenten in Heerscharen nach Molenbeek und berichten live aus der «Brutstätte für Terroristen» (SRF).

Neue Namen der Attentäter werden bekannt. Was anfänglich ein Verdacht war, erhärtet sich. Einer, der sich vor dem Stadion in die Luft sprengte, war über die Balkanroute aus Syrien nach Europa eingereist. «Seine Fingerabdrücke stimmen mit denen eines Mannes überein, der am 3. Oktober mit syrischem Pass als Flüchtling nach Griechenland eingereist war», berichtet *Spiegel* online. «Am 7. Oktober reiste er von Mazedonien nach

Serbien und liess sich in einem Erstaufnahmезentrum in der Stadt Presevo registrieren. Einen Tag später wurde er in Kroatien registriert, dort verliert sich seine Spur.» Was fällt auf? Ungarn war nicht auf seiner Reiseroute. Die Ungarn haben Mitte September ihren «provisorischen Zaun zu Grenzkontrollzwecken» entlang der serbischen Grenze fertiggestellt.

Flüchtlinge und Terror solle man nicht vermischen, sagen Merkel und Obama. Schliesslich seien die doch just vor IS-Terroristen geflohen. Aber was wissen wir schon, wenn ein Staat wie Deutschland die Kontrolle über seine Aussgrenzen preisgibt?

Endlich! BHL meldet sich zu Wort. In einem fulminanten Artikel in *Le Point*. Als hätte er seit Monaten auf diesen Moment gewartet, legt Bernard-Henri Lévy los: «Schluss mit der Entschuldigungsunkultur, auf in den Krieg: Die internationale Gemeinschaft kann die Faschislamisten leicht besiegen, wenn sie nur will. Aber jeder – auch jeder Muslim – muss Partei ergreifen», verkündet Frankreichs intellektueller Vordenker. Und: «Wir müssen weiterhin diese Migranten empfangen, während wir zugleich möglichst viele todesbereite Terrorzellen ausser Gefecht setzen» (Übersetzung: *Die Presse*).

Welche Blindheit hat den Kriegsphilosophen geschlagen? Beispiele von Marseille über Molenbeek bis Malmö zeigen: Banlieues sind Biotope des Terrors. In die Köpfe ihrer Bewohner zu blicken, ist unmöglich. Die allermeisten seien nicht gewalttätig, heisst es allenthalben. Wie beruhigend. Wie steht es mit den Sympathien der «gewaltfreien» Mehrheit? Darüber darf man in einem laizistischen Staat wie Frankreich nicht sprechen. Wie sagte Hollande schon wieder? «Es gibt keinen Krieg der Kulturen.» Dafür mehr Krieg in Syrien. Seit dem Wochenende feuern Frankreichs Rafale forciert Raketen auf Raqqa, die Hauptstadt des IS.

Die Zeichen stehen also auf Sturm. Man will den IS «an seinen Wurzeln» vernichten. Bloss wie? Da liegen die Meinungen kreuz und quer (siehe Kolumne von H. Kamer, S. 31). Vielleicht sollte man zuerst das eigene Haus abdichten, bevor man mit dem Brandbeschleuniger Politik macht. Mauern errichten, Zäune aufstellen, Türen bauen. Rund um Europa.

Eine frohe Botschaft zum Schluss: Die Eagles of Death Metal, die Band die im «Bataclan» spielte, als die Terroristen ihr Massaker anrichteten, geben nicht auf. Das Konzert in Zürich diese Woche wurde zwar gestrichen, aber nächstes Jahr finden ihre Konzerte in Israel wie geplant statt, meldet *The Times of Israel*. *L'chaim!* Auf's Leben!

PS: Kurz vor Redaktionsschluss hat sich die letzte Meldung als falsch erwiesen. Auftritt der Eagles seien «unbestätigte Gerüchte», so deren Manager, und «schlicht nicht wahr». ○

# Dabiq und das Ende von Rom

Von Pierre Heumann — Mit einer Fatwa hat der Islamische Staat seine neue Strategie eingeleitet. Seither wird der Westen aus dem Innern bekämpft. Mit Erfolg. Wer den Islamischen Staat besiegen will, muss zuerst das Wesen des «Kalifats» verstehen.

Sie preisen sich als Vertreter des wahren Islam. Ihr noch junges Gebilde mit seinen rund acht Millionen Einwohnern nennen sie folglich den «Islamischen Staat.» Die Apokalypse, an die sie glauben, ist für sie Verpflichtung und Motor zugleich; sie bestimmt den Charakter des Islamischen Staates (IS), motiviert seine Handlungen, formt seine Politik. Und sie dient als Drohung für den Westen. Wir versprechen, heisst es zum Beispiel in einer der wichtigsten Propagandaschriften des IS, dass dies die letzte Schlacht des Westens sei. «Wir werden euer Rom erobern, eure Kreuze brechen und eure Frauen versklaven, mit der Erlaubnis Allahs. Das ist Sein Versprechen an uns.»

Der Islamische Staat rechtfertigt seine martialischen Ziele und sein bestiales Verhalten theologisch. So soll die Zerstörung von Tempeln, Moscheen und antiken Statuen das Ende aller Tage einleiten, weil es die Welt reinigt. Die Versklavung von Frauen wird für notwendig erklärt, weil laut Hadith die Apokalypse erst Realität werde, wenn eine Sklavin ihren Meister gebärt. Die Abschaffung der Sklaverei, so die Logik, würde die Prophezeiung des Propheten verunmöglichen.

Es genüge nicht, Gläubigen die kriegerischen Glaubensgrundsätze des Islam beizubringen, fasst Princeton-Professor Bernard Haykel die Weltanschauung des IS zusammen. Nötig seien Gewaltakte gegen den Feind, ausgeführt von Individuen oder von Gruppen. Der Sieg setze die Terrorisierung des Gegners voraus, Selbstmordattentate und Massaker, Versklavung und Enthauptungen. Sie seien gerechtfertigt, weil sie dem Ziele dienen würden, den Islam ins glorreiche Zeitalter zurückzuführen.

**Nicht nur Psychopathen und Abenteuerer** Sich dem Dschihad anzuschliessen, gelte heute bei vielen als «cool», meint Haykel und zitiert ein populäres Gedicht der jungen Vorzeigepoetin des IS, Ahlam al-Nasr: «Der Islam ist wieder eine Festung: erhaben, stark und gross.»

Diese «islamische Festung» sei «sehr islamisch», schreibt der kanadische Publizist Graeme Wood, der sich intensiv mit dem IS beschäftigt hat. Der Islamische Staat ziehe zwar auch Psychopathen und Abenteuerer an, oft aus den benachteiligten Bevölkerungsschichten Europas und des Mittleren Ostens. Aber was im IS gepredigt und gelehrt werde,

leite sich aus einer kohärenten und sogar akademisch abgestützten Interpretation des Islam ab. In der Tat: Was ist islamischer als ein staatliches Gebilde, dessen Chefideologen Salafisten und dessen militärische Vorbilder Dschihadisten sind, die sich ausschliesslich an den Ursprüngen des Islam orientieren?

An der Spitze des IS steht Abu Bakr al-Baghdadi. Er lässt sich mit dem Titel «Kommandant der Gläubigen» ansprechen, den vor vielen Jahrhunderten die Herrscher des grossen muslimischen Imperiums trugen. Unter seinen Untertanen gebe es solche, die fanatisch zu ihm halten, und viele andere, die ihn nur deshalb annehmen, weil sie die Konsequenzen fürchteten, wenn sie sich gegen seine brutale Version des Islam auflehnen, sagt William McCants vom Center for Middle East Policy. In seinem Buch «The Isis Apocalypse: The History, Strategy, and Doomsday Vision of the Islamic State» weist er nach, wie der selbsternannte Kalif den Gläubigen die brutale, trostlose Islamversion nicht nur im IS, sondern auf der ganzen Welt aufzwingen will.

Im Gegensatz zu anderen radikalislamischen Bewegungen ist der Islamische Staat nämlich überzeugt, dass er Teil eines göttli-

chen Plans sei. Eine besondere Rolle wird am letzten aller Tage die ehemals syrische Stadt Dabiq spielen, die derzeit vom IS kontrolliert wird. Dort werde die Armee Roms ihre Lager aufstellen, sagte der Prophet. In Dabiq würden die Armeen des Islam und Roms aufeinanderstossen, und Dabiq werde das Ende Roms bedeuten. Wobei Rom eine Metapher für den Westen und dessen Kultur ist. Nach diesem Sieg werde der Islamische Staat neue Gebiete erobern.

**Die Apokalypse, an die sie glauben, ist für sie Verpflichtung und Motor zugleich.**

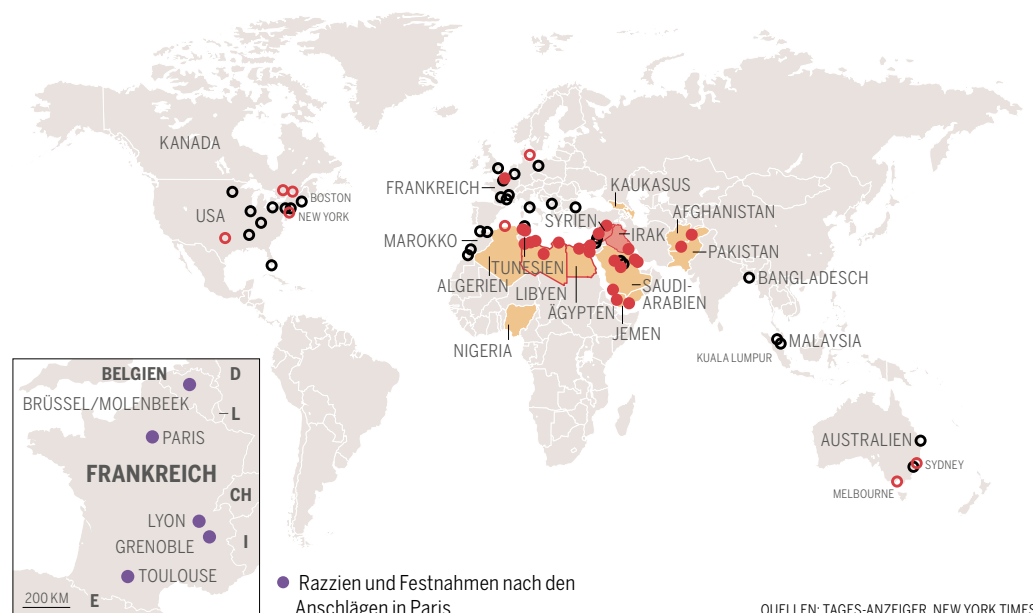
Neben Syrien und dem Irak strebt er die Herrschaft auch in Ländern wie dem Libanon, Jordanien, Palästina, dem Iran, Afghanistan, Pakistan und in grossen Teilen Afrikas sowie dem Balkan an, zudem natürlich in Spanien und Portugal.

«Cash wird weiter fließen»

Das alles klingt reichlich ambitiös. Aber al-Baghdadi hat in kurzer Zeit einen Staat eta-

## Eine Übersicht von IS-Anschlägen weltweit

- Länder, in denen der IS regelmässig militärische Operationen durchführt
- Länder, in denen der IS bereits Provinzen für sich beansprucht
- Anschläge durch den IS   ● Durch den IS veranlasste Anschläge   ● Festnahmen von Verdächtigen IS-Anhängern



QUELLEN: TAGES-ANZEIGER, NEW YORK TIMES

«Der Geruch des Todes wird ihre Nasen nie verlassen»: IS-Terrorziele.





*Brutale, trostlose Islamversion:* IS-Parade in Mosul, 2014.

bliert, in dem zwischen Damaskus und Bagdad acht Millionen Menschen leben. Er hat eine Verwaltung aufgebaut, eine Zentralregierung installiert und die Provinzregierungen mit Kompetenzen ausgestattet, erhebt Steuern, sorgt für Schulunterricht und Jobs. Vor allem aber hat er eine Terrormiliz zusammengestellt, ebenso einen Nachrichtendienst und eine Polizei, die Revolten gegen sein Regime unterdrücken könnten. Auch ökonomisch ist al-Baghdadi kaum zu besiegen, meint der Islamforscher Aymenn Dschawad Al-Tamimi, der Originalquellen des IS ausgewertet hat: «Cash wird weiter fließen.» Seine Kasse füllt er aus unterschiedlichsten Quellen: aus dem Ölhandel, aus dem Verkauf gestohlener Antiquitäten, aus Gebühren und durch Zuwendungen von Golfändern, vor allem aber mit Steuereinnahmen.

#### **Der Unterschied zu al-Qaida**

Seinen Anhängern verspricht der IS das sofortige Glück, falls sie das Kalifat als Referenzgröße akzeptierten. Darin unterscheidet er sich von al-Qaida. Deren Chef Osama Bin Laden hatte den Terror als Vorstufe zum Kali-

fat gesehen; er hatte aber nicht geglaubt, dass dieses Kalifat zu seinen Lebzeiten realisiert werden würde.

In seiner Jugend verbrachte al-Baghdadi, dem seine Mitschüler den Übernamen «Der Gläubige» gaben, einen grossen Teil seiner Freizeit jeweils in der Moschee, wo er sich religiösen Studien widmete. Zu Hause ermahnte er diejenigen, die es nicht für nötig hielten,

---

#### **Beim Fussball wurde Abu Bakr al-Baghdadi «Messi» oder «Maradona» genannt.**

---

sich ans islamische Gesetz zu halten. Er habe sich schon als Kind intensiv um ein kunstvolles Rezitieren des Korans bemüht. Später perfektionierte er dies mit einem Doktorat an der Universität Bagdad im Fach Koranwissenschaften – Note «sehr gut».

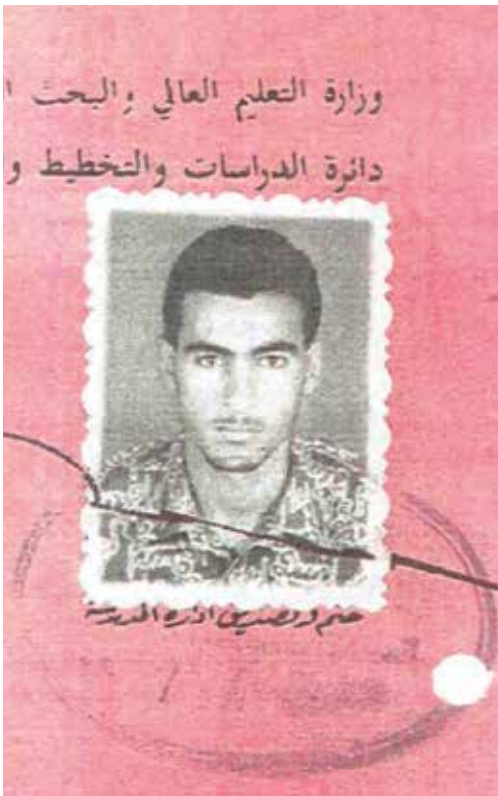
Wenn er nicht studierte, spielte er Fussball. Er war dabei so gut, dass ihn seine Teamkollegen «Messi» oder «Maradona» nannten. Wenn er ein Tor verfehlte, soll er sich masslos aufgeregt haben, erinnern sich damalige Mitspieler.

Anderen ist früh schon sein religiöser Fanatismus aufgefallen. Als er zum Beispiel an einem Hochzeitsfest war, soll er einmal empört ausgerufen haben: «Wie können Männer und Frauen so miteinander tanzen?»

#### **Expansion und Rückschläge**

Der Gelehrte und Fussballspieler entpuppte sich später als schlauer und ehrgeiziger Politiker. Bei der Muslimbrüderschaft, wo er zuerst aktiv war, hielt es ihn nicht lange: Er wolle Taten, nicht Worte, begründete er seinen Austritt. Um der Verwirklichung seiner Ambitionen näherzukommen, liess er einen Stammbaum zirkulieren, der seine Verwandtschaft mit dem Propheten beweisen sollte. Das war gleichzeitig auch ein apokalyptischer Fingerzeig. Laut einigen islamischen Prophezeiungen werde am Ende der Tage ein Nachfahre des Propheten als Kalif herrschen.

Geschick hat al-Baghdadi in den vergangenen Monaten die labile Lage in seiner Region ausgenutzt, um den Islamischen Staat in Teilen des Iraks und Syriens zu etablieren. Doch seit einigen Monaten stockt die Expansion. Er muss Rückschläge hinnehmen, weil der IS



Note «sehr gut»: al-Baghdadi, um 1990.

viele Gegner hat. Russland greift in den syrischen Bürgerkrieg ein, die kurdischen Milizen kämpfen erfolgreich, die USA und Frankreich setzen ihre Luftwaffen gegen IS-Stellungen ein. Darum hat al-Baghdadi damit begonnen, sich nach neuen Schlachtfeldern umzusehen. Auch ausserhalb des Mittleren Ostens.

### Friedensverträge werden nur abgeschlossen, wenn sie zeitlich befristet sind.

Die Pariser Tragödie nimmt ihren Anfang im September 2014. Abu Mohammed al-Adnani, der Sprecher des Islamischen Staates, verkündet eine neue Fatwa, die zum Kampf der Dschihadisten gegen den Westen aufruft: «Wenn ihr einen amerikanischen oder europäischen Ungläubigen – besonders unter den boshafte und verfluchten Franzosen – töten könnt, dann verlasst euch auf Gott.» Neben den Franzosen werden als «lohnende» Ziele auch Australier und Kanadier genannt sowie alle Bürger, deren Regierungen gegen den Islamischen Staat kämpfen. Der Westen soll von innen her bekämpft werden.

#### Fatwa und neue Spielregeln

Diese Fatwa leitet eine neue Strategie ein. Seither gelten neue Spielregeln: Seither setzt der Islamische Staat seine Energien global ein. Unlängst gegen russische Touristen beim Flugzeugabschuss im Sinai, zuvor gegen schiitische Milizen in Beirut und gegen Türken in Ankara. Und zuletzt in Paris in der Terrornacht des 13. November in Paris.



Taten, nicht Worte: al-Baghdadi, 2014.

Frankreich sei wegen seiner Stellung als Zentrum «der Prostitution und Obszönität» ausgewählt worden. Es sei aber bloss der erste Sturm, weitere würden folgen, drohen PR-Strategen des IS nach dem Massaker. Frankreich und diejenigen, die mit ihnen kämpfen, sollten wissen, «dass sie auf der Liste des Islamischen Staates ganz oben sind. Der Geruch des Todes wird ihre Nasen nie verlassen.»

#### Friedensverträge sind zeitlich befristet

Das Kalifat hat seine eigenen Vorstellungen über das Zusammenleben mit Andersgläubigen und Abtrünnigen. Das nationalstaatliche Konzept von Grenzen widerspricht dem IS. Der Kalif wähnt sich im ewigen Krieg. Friedensverträge will er nur abschliessen, wenn sie zeitlich befristet sind, und zwar auf maximal zehn Jahre. Der Kalif muss nämlich mindestens ein Mal pro Jahr in den Heiligen Krieg ziehen, da er sonst seine Legitimität verlieren würde.

Was Wunder, dass der Westen Mühe hat, das Wesen des IS zu verstehen. Und solange das so bleibt, «werden wir ihn nicht besiegen», meinte Ende 2014 ein hoher US-General, Generalmajor Michael K. Nagata. Seither hat sich daran nicht viel geändert. Vor allem Washington scheut sich, das Kind beim Namen zu nennen. Im Weissen Haus spricht man lieber von «gewalttätigen Extremisten» statt vom «Islamischen Staat», weil Muslime nicht beleidigt werden sollen. Wer aber den islamischen Hintergrund und den Inhalt der IS-Ideologie ignoriere, meint Princeton-Professor Haykel, könne keine Strategie gegen den IS entwickeln. ○

## Finanzen

### Unfromme Spenden

#### Wer den IS unterstützt, ist ein offenes Geheimnis: reiche Saudis.

Der Islamische Staat habe «nicht mehr genug Geld für seine Ausgaben», sagte letztes Jahr ein Beamter des US-Schatzamt vor dem Kongress. Doch es sieht nicht so aus, als ob die Terrorgruppe unter Geldnot leiden würde. Nun hat Kremlchef Wladimir Putin am G-20-Gipfel Geheimdienstinformationen über die Finanzierung des IS vorgelegt. Sie speist sich aus zwei Quellen: dem Verkauf von Öl und Zuwendungen aus dem Ausland. Putin legte Satellitenaufnahmen vor, die eine mehrere Dutzend Kilometer lange Schlange von Tanklastwagen auf IS-Gebiet zeigte. Das Öl geht – über türkische Mittelsmänner – an den Meistbietenden. Noch mehr Sprengstoff enthielt Putins Erklärung, dass Privatpersonen und Orga-



Noch mehr Sprengstoff: König Salman.

nisationen aus vierzig Ländern den IS finanzieren würden, darunter Mitglieder der G-20. Wen Putin meinte, war klar, der saudische König Salman sass mit am Tisch. Dass saudische Bürger – mit oder ohne stillschweigende staatliche Billigung – islamistische Terroristen unterstützen, ist ein offenes Geheimnis. Hillary Clinton, Vizepräsident Joe Biden und zuletzt die *New York Times* sprachen offen von saudischen Spenden an al-Qaida oder die Al-Nusra-Front. Dass reiche Saudis mit dem IS sympathisieren und dies in klingender Münze zum Ausdruck bringen, ist unter Nahostkennern unumstritten. Warum aber unterbinden weder die USA noch Europa den Geldfluss? Weil sie keinen guten Kunden verlieren wollen. Frankreich hat im Juni – vier Monate nach *Charlie Hebdo*, vier Monate vor Paris – Rüstungsgeschäfte in der Höhe von zwölf Milliarden Dollar mit den Saudis abgeschlossen. Es ist nicht auszuschliessen, dass ein Teil der Provision den Urhebern des jüngsten Massakers zugutekam. *Wolfgang Koydl*





spinnen sie ihre  
ideen im grünen!

## riverside ... das seminar- und eventhotel.

... in der ehemaligen garn-spinnerei letten, wo sich nostalgie und moderne perfekt vereinen, finden sie eine einmalige atmosphäre, um andere menschen zu treffen, miteinander zu kommunizieren und ideen zu spinnen.

direkt am ufer der glatt setzen wir kulinarische akzente, verblüffen sie mit kreativen events und unterstützen sie in der planung und umsetzung von inspirierenden und produktiven momenten für ihre mitarbeiter und kunden.



hotel

seminare

gastronomie

bowling

events



riverside ... alles im grünen bereich.

spinnerei-lettenstrasse  
ch-8192 zweidlen-glattfelden

+41 43 500 92 92  
www.riverside.ch



# Die Terror-Profiteure

Von Wolfgang Koydl — Alle gegen den Islamischen Staat. Wirklich alle? Regionalmächte wie Israel, Saudi-Arabien, der Iran und die Türkei verfolgen eine eigene Agenda. Sie brauchen die Islamisten.



Von Europäern und Amerikanern hofiert: kurdische Peschmerga nach ihrem Erfolg bei Kirkuk.

Mit den Anschlägen in Paris hat sich der Islamische Staat an die Spitze der globalen Terrorliste gebombt. Jeder will gegen den selbsternannten Kalifen kämpfen: Plötzlich ist auch von Bodentruppen die Rede, und ganz offen wird von der Aktivierung des Beistandsartikels 5 des Nato-Vertrags gesprochen: Demnach gilt ein bewaffneter Angriff auf ein Mitglied als Angriff auf alle Bündnispartner.

So weit wird es nicht kommen. Nur einmal wurde der Bündnisfall ausgerufen: nach den Anschlägen vom 11. September 2001. Heute hat niemand den Mut dazu. Und Bodentruppen will niemand wirklich unkalkulierbaren Gefahren aussetzen – noch nicht einmal Kremlchef Wladimir Putin, der seit vier Wochen Ziele kreuz und quer in Syrien niederbomben lässt. Vor allem aber werden die nahöstlichen Regionalmächte ein Wort mitzureden haben. Sie sähen es gar nicht gern, wenn der IS geschwächt oder gar vernichtet würde. Egal, ob Syrien, der Iran, Saudi-Arabien, die Türkei, Israel oder die Kurden: Wenn es die radikal-islamische Halsabschneider-Bande nicht geben würde, sie hätten sie fast erfinden müssen, so sehr spielt sie ihren kurz-, mittel- und langfristigen Interessen in die Hände.

**Syrien** — Um es ein bisschen zuzuspitzen: Ohne den IS gäbe es wahrscheinlich das Regime des syrischen Präsidenten Baschar al-Assad nicht mehr. Seine Truppen mögen grausige

Kriegsverbrechen begehen und mit Flächenbombardements und Fassbomben den grössten Teil der Flüchtlingswelle ausgelöst haben. Doch neben dem Video einer bestialischen Enthauptung verblissen Assads Grausamkeiten. Der IS ist das grössere Übel, mit dem Damaskus seine Existenz rechtfertigt. Dazu hat das Regime den islamistischen Terror selbst gefördert. So verübten Assads Schergen blutige Anschläge, die sie den Islamisten unterschoben.

**Iran** — Ähnlich stellt sich die Lage für Teheran dar. Im Gesamtbild des syrischen Bürgerkriegs nimmt sich der Iran als gemässigte Kraft aus, ja geradezu als möglicher Verbündeter des Westens gegen den IS. Zudem unterstützen die Mullahs Assad mit Geld, Waffen und Kämpfern. Das hat einen zweifachen Vorteil: Zum einen können sie so Druck auf Damaskus ausüben, indem sie mit der Kürzung ihrer Hilfe drohen. So geschehen vor einigen Monaten, als Teheran einen versprochenen Kredit nicht auszahlte. Die Folge war die Einnahme der Oasenstadt Palmyra durch das Kalifat. Zum anderen hat der Iran dauerhaft eigene Spezialtruppen auf dem Territorium des Nachbarstaats stationiert – keine schlechte Trumpfkarte bei einer Nachkriegslösung.

**Saudi-Arabien** — Das Königreich war einer der frühen Unterstützer des Islamischen Staats, und es ist kein Geheimnis, dass füh-

rende Saudis – auch aus der Herrscherfamilie – noch immer Geld und Güter an den Kalifen schicken. Zwar ist Riad offiziell auf die Seite der IS-Gegner eingeschwenkt und hat sich – gemeinsam mit seinen Alliierten Bahrain, Katar, den Emiraten und Jordanien – an Luftangriffen beteiligt. Doch nach und nach haben sich diese Staaten von den Attacken verabschiedet. Stattdessen führen sie ihren eigenen Krieg gegen schiitische, vom Iran unterstützte Aufständische im Jemen. Wegen der Rivalität mit dem Iran brauchen sie auch das Kalifat: als Gegengewicht zum Einfluss Teherans.

**Türkei** — Auch die Türkei stand dem Kalifat anfangs wohlwollend gegenüber. Getreu dem bewährten nahöstlichen Motto, wonach der Feind meines Feindes mein Freund ist, sah Ankara in der Terrortruppe einen Verbündeten gegen Assad. Das Kalkül sah so aus: Der Islamische Staat sollte das Damaszener Regime stürzen. Dann würde man weitersehen, wie man mit dem Sieger verfähre. Heute hat sich Ankara in die westliche Front eingereiht. Dennoch ist der IS weiterhin wichtig für die Türkei: in ihrem Kampf gegen die Kurden. Solange die kurdischen Peschmerga mit dem Kampf gegen das Kalifat beschäftigt sind, kann Ankara seinen eigenen Krieg gegen die PKK ungestört verfolgen.

**Kurden** — Sie sind die grössten Nutzniesser. Nur ihre Soldaten bekriegen den IS auf dem Boden und dazu noch erfolgreich. Entsprechend überschwänglich werden sie von Europäern und Amerikanern hofiert und mit Geld, Waffen und Ausbildern geradezu überschüttet. Im Schatten der Kämpfe gelang es ihnen sogar, die nordirakische Grossstadt Kirkuk zu erobern. Das «kurdische Jerusalem» ist der wichtigste Bestandteil eines eigenständigen kurdischen Staats. Dem sind die Kurden deutlich näher gekommen.

**Israel** — Man sollte meinen, dass sich gewalttätige Muslime die Zerstörung des jüdischen Staats auf die Fahnen geschrieben haben. Doch der IS liess sich lange Zeit, bis er Israel ins Visier nahm. Erst am 23. Oktober erschien das erste Video in hebräischer Sprache, in dem die Islamisten damit drohten, dass «kein einziger Jude in Jerusalem verbleiben» werde. Israel reagierte ungewöhnlich gelassen auf die Drohung, so wie es sich bisher aus Kampfhandlungen heraushielt. Der Hintergrund ist auch hier die Kombination Feind plus Feind gleich Freund. Denn der IS bekämpft die vom Iran finanzierte Hamas im Gazastreifen. In den vergangenen Monaten wurden zwölf Anschläge auf Hamas-Einrichtungen verzeichnet. Alles, was die Palästinenser schwächt, passt Israel ins Kalkül. Jerusalem glaubt, dass der IS ein vorübergehendes Phänomen sein wird. Die Palästinenser werden jedoch bleiben. ○



# Sieg nach Punkten

Von Pierre Heumann — Kein Land hat im Umgang mit dem alltäglichen Terror-Risiko mehr Erfahrung als Israel. Was kann die Schweiz daraus lernen?

Die Strasse, an der mein Büro in Tel Aviv liegt, wird alle paar Monate gesperrt. Polizeifahrzeuge fahren vor. Ein kleiner Roboter wird losgeschickt, begleitet von Spezialisten, die wissen, wie man Bomben entschärft. So reagieren die Sicherheitskräfte auf Anrufe von Anwohnern, denen ein verdächtiges Objekt aufgefallen ist.

Israelis sind stets auf der Hut. Sie wissen, dass sie der Terror jederzeit und überall treffen kann. Ihrer Wachsamkeit sei es zu verdanken, dass zahlreiche Terrorattacken im letzten Moment verhindert werden konnten, sagen Experten in Tel Aviv. Nach den Attentaten von Paris wundern sie sich darüber, dass die drei Angreifer im Konzertlokal «Bataclan» während zweier Stunden und 50 Minuten einen Menschen nach dem anderen erschossen konnten, ohne dass sich die Menge zur Wehr setzte. «Bei uns wären die beiden aus dem Publikum heraus nach sechzig Sekunden neutralisiert worden», spekuliert ein Anti-Terror-Spezialist. Auch hätte die israelische Polizei schneller eingegriffen. Die israelische Gesellschaft habe gelernt, spontan und improvisiert zu reagieren, wenn sie bedroht sei.

Der Umgang mit dem Terror-Risiko gehört in Israel zum Alltag. Ohne zu murren, nimmt man von Naharija bis Eilat und von Tel Aviv bis Jerusalem zahlreiche Unannehmlichkeiten hin. Dazu gehört die Kontrolle von Taschen, bevor man ein Einkaufszentrum oder einen Theatersaal betritt. Im Ausland unterwegs, wundern sich Israelis über die Selbstverständlichkeit, mit der sie, ohne inspiert zu werden, einen Bahnhof oder einen Supermarkt betreten können.

Wer je am Tel Aviver Flughafen eingechekkt hat, kennt die peinlich genauen Sicherheitskontrollen. Um trotzdem die Abfertigung möglichst effizient zu gestalten, begnügt man sich bei den meisten Reisenden mit Routinefragen. Personen aber, bei denen aufgrund ihrer Herkunft ein Verdacht besteht, dass sie den Flieger zum Absturz bringen möchten, werden zur Seite genommen und ausgiebig ausgehört.

Diese ethnische Profilierung, die dem Terror keine Chance lassen will, gilt in Europa allerdings als politisch inkorrekt, weil nicht alle Passagiere gleich behandelt werden. Doch die Erfahrung zeigt, dass sie der Sicherheit dient. Obwohl der Tel Aviver Flughafen ein willkommenes Ziel für viele Israel-Hasser wäre, zählt er zu den sichersten Terminals der Welt.

Israel stelle nicht eine ganze Minderheit unter Generalverdacht, sondern nur radikale Aktivisten, sagt Yossi Kuperwasser. Auf die Frage,

wie man diese erkennen könne, meint der einstige Leiter der Forschungsabteilung beim militärischen Geheimdienst: «Einige prahlen ja damit, man muss ihnen nur zuhören.» Konkret folge daraus etwa die Überwachung von Moscheen, in denen Extremisten zu Hass anstacheln und zu Gewalt aufrufen, aber auch das Abhören von Botschaften verdächtiger Personen. Damit könne man auch diejenigen

«Eine Demokratie ist kein Verein von Selbstmördern. Sie muss sich verteidigen können.»

entdecken, die ihre Mordabsichten im Stillen planen und koordinieren. Ohne intensive Investitionen in den Geheimdienst sei das alles allerdings nicht zu machen, so Kuperwasser.

Israel gehört zu den ersten Staaten, die den Kampf gegen den Terror als Kriegsführung bezeichneten. Andere Länder sprachen erst von Krieg, nachdem sie von einer Gewaltwelle getroffen wurden: die USA nach 9/11 – und jetzt auch Frankreich.

## Wie beim Boxen

Der israelische Verteidigungsminister Mosche Yaalon dachte nach den Anschlägen in Paris laut darüber nach, welche Schritte seines Erachtens

in Europa angezeigt wären. Um dieser Form von Terrorismus zu begegnen, sei der Stellenwert zu überdenken, den Europa der persönlichen Freiheit einräumen wolle, meinte er.

Oft sei es unerlässlich, im Krieg gegen Terroristen gewisse Freiheiten einzuschränken, sagt Amichai Magen, der am Interdisziplinären Zentrum Herzliya über Strategien gegen den Terror forscht. Genau dieser Punkt stürze die westlichen Gesellschaften ins Dilemma. Doch «eine Demokratie ist kein Verein von Selbstmördern», so Magen, «sie muss robust sein und sich verteidigen können.» Auch Rückschläge müsse man einstecken können. Es sei wie beim Boxen, meinte einst der frühere Mossad-Chef Meir Dagan: «Man gewinnt gewöhnlich nach Punkten.»

Als wichtiger Pfeiler im Kampf gegen Terroristen müssten deren Kapazitäten beschnitten werden, sagt Magen. Dazu gehöre es, der Motivation potenzieller Angreifer entgegenzutreten. Diejenigen, die der Gewalt nicht abschwören, müssten hart angefasst werden. So zerstört Israel mitunter auch die Häuser der Familien von Attentätern in der Absicht, weitere bereitstehende Terroristen abzuschrecken.

In Israel geht man davon aus, dass Terroristen die Moral und die persönliche Sicherheit von Zivilisten untergraben wollen, um so politische Konzessionen zu erpressen. Als Gegenmittel mimt man Normalität im Ausnahmezustand. Nach jedem Terrorangriff weise er sein Team an, die Routine in der Stadt so rasch wie möglich wiederherzustellen, schrieb Jerusalems Stadtpräsident Nir Barkat diese Woche. An der Rückkehr von Routine erweise sich die Widerstandskraft der Bürger. Das sei «eine starke Botschaft an die Terroristen: «Wir geben nicht auf.»»



Stets auf der Hut: Israelische Polizisten bewachen orthodoxe Christen in Jerusalem.

## Nur ein Spiel

Von Henryk M. Broder — Die Zukunft eines Landes von Querdenkern.



Schon wieder sind Muslime Opfer eines hinterhältigen Anschlags geworden. Wie bereits in New York, London, Madrid, Mumbai, Brüssel, Kopenhagen, auf Bali und an einigen anderen Orten, so auch letzten Freitag in Paris. Zwar galt der jüngste Terrorakt, oberflächlich betrachtet, den Besuchern eines Rockkonzerts und den Gästen einiger Cafés, wer sich aber die Mühe machte, genauer hinzusehen, dem ging sofort ein Licht auf, wen die Terroristen wirklich im Visier hatten. «Muslime haben gleichermaßen Angst, vielleicht sogar ein Stückchen mehr, entweder sind sie selber Opfer von Anschlügen, oder gleichermaßen müssen sie dann im Nachgang, im Anschluss ständig sich rechtfertigen», sagt Aiman Mazyek, Vorsitzender des Zentralrates der Muslime in Deutschland, eines der vier Spitzenverbände der in Deutschland lebenden Muslime.

Und er fährt fort: «Die Terroristen wollen den Islam vereinnahmen für ihre Zwecke [...], und [wenn] die Furcht vor dem Islam dann damit gestärkt wird, dann ist es genau das, was sie wollen, nämlich die Spaltung zwischen den Religionsgruppen, den Volksgruppen. [...] Wir müssen klarmachen, sie wollen unser Europa spalten, und da müssen wir gemeinsam stehen, Muslime wie Nichtmuslime.»

Nun ist Mazyek ein Lobbyist, er vertritt einen Verband und ist deswegen nicht verpflichtet, sich an Tatsachen zu halten. Cem Özdemir dagegen, Bundesvorsitzender der Partei Bündnis 90/Die Grünen, gilt als ein kluger, kritischer Denker. Dennoch sagt er, Ziel der Angreifer sei es gewesen, «Flüchtlinge und Einheimische, Muslime und Christen gegeneinander zu stellen [...], das sollten wir nicht tun, wir sollten jetzt nicht nach diesem schrecklichen terroristischen Angriff das Spiel der Terroristen machen, sondern wir sollten unsere Antwort geben, und diese Antwort ist eine europäische.»

Wie diese «europäische Antwort» lauten sollte, hat Özdemir nicht verraten. Dafür hat ein anderer Streetworker aus dem grün-alternativen Justemilieu, der Millionenerbe Jakob Augstein, präzise dargelegt, worin «das Problem» mit dem «Krieg gegen den Terror» liegt, nämlich: «Wer ihn führt, hat ihn bereits verloren.» Ja! Ein Land, das solche Querdenker hat, muss sich um seine Zukunft nicht sorgen. Es hat keine.

## Auftrag für Ueli Maurer

Von Silvio Borner — Das Finanzdepartement ist das wichtigste Ressort im Bundesrat. Der bisherige Verteidigungsminister hat die historische Chance, es in bürgerliche Hände zurückzuholen.

Die politische Berichterstattung seit den Wahlen ist ein einziges Ärgernis. Die Rede ist fast nur von der parteipolitischen und personellen Zusammensetzung des Bundesrats. Konkordanz wird entweder als Gleichrichtung des Denkens aller Kandidaten oder dann rein rechnerisch diskutiert. Beides geht am Kern der Sache vorbei, nämlich, dass die Bundesräte im Parlament und im Volk auf eine verlässliche Basis angewiesen sind. Nur so können sie im Interesse des Gesamtbundesrats echte Kompromisse eingehen und durchstehen. Die Tragik von Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) bestand genau darin, dass sie ohne nennenswerte Hausmacht operieren musste und deshalb von der SP und teils auch der CVP in Geiselnhaft genommen wurde. Weil das System so nicht funktionieren kann, werden auch in Zukunft nur drei bis vier Grossparteien überleben können.

Ebenso verfehlt wie die Diskussion über die Zusammensetzung des Bundesrats ist die Bezeichnung «Minister» für dessen Mitglieder. Der Bundesrat ist eine vom Parlament gewählte Kollektivregierung mit sieben Departementen. Minister sind in einer repräsentativen Demokratie vom Premierminister ernannte Top-Funktionäre, die für dieses Amt speziell ausgewählt werden und jederzeit entlassen werden können. In einer Präsidialdemokratie wie den USA wählt das Volk direkt den Präsidenten, der nun die Minister ernennt. Das Parlament kann diese Kandidaten befragen und allenfalls ablehnen. Aber das Parlament kann Minister weder wählen noch abwählen. Auch hier kann der Präsident einen Minister jederzeit vor die Türe setzen und durch einen neuen ersetzen.

### Taktische Spielchen aller Art

Die Departementsvorsteher sind deshalb alles andere als Minister. Sind sie einmal für vier Jahre gewählt, kann sie niemand mehr absetzen. Mehr noch: Sie wählen sich ihre Departemente selber aus, indem sie die sieben Departemente rein intern unter sich aufteilen. Ein weiteres Kuriosum ist, dass ihre Wiederwahl nach Anciennität erfolgt. Wer also am längsten im Bundesrat ist, kommt bei der Wiederwahl als Erster dran. Das ist eine perfekte Einladung für taktische Spielchen aller Art. Den Letzten beißen die Hunde, weil dann keine Retourkutschen mehr verfügbar sind. Diese Reihen-

folge der Wahl bestimmt aber auch die Zuteilung der Departemente.

Konkret: Wenn Doris Leuthard (CVP) wiedergewählt wird, darf sie zuerst entscheiden, ob sie im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) bleiben wird oder ob sie ins verwaiste Finanzdepartement wechseln möchte. Sie wird es wohl nicht wagen, ein drittes Mal das Departement zu wechseln und erst noch ihr ganzes Energie-Chaos zurückzulassen. Als Nächster an der Reihe ist Ueli Maurer, der sich das freigewordene Finanzdepartement nicht entgehen lassen darf. Denn das Finanzdepartement ist klar das wichtigste und muss unbedingt von den Gewinnern der Wahlen besetzt werden.

Das zweitwichtigste ist dasjenige von Doris Leuthard, das bei ihrem absehbaren Rücktritt ebenfalls von der bürgerlichen Mehrheit übernommen werden sollte. In beiden Departemen-

ten gibt es nämlich viel aufzuräumen. Was im Ausland gang und gäbe ist, findet in der Schweiz nicht statt: dass bei einem Chefwechsel die wichtigsten Amtsdirektoren auch den Hut nehmen müssen. Und hier herrscht eine rot-grüne Phalanx von langjährigen Chefbürokraten, die faktisch an den Hebeln der Macht sitzen und im wahrsten Sinne des Wortes Politik

machen – und nicht nur umsetzen.

Weil SP-Bundesräte noch am ehesten ihre Amtsdirektoren auswechseln, diese dann aber beim Abgang im Amt verbleiben, bekommen wir so in der Verwaltung längerfristig ein etatistisch-planwirtschaftliches Übergewicht. Die Direktoren von Bafu, BfE, BAG oder der Finanzverwaltung bestimmen immer mehr dank ihren Klientelen von Subventionsempfängern und Regulierungsgewinnern, wo es in der Umwelt- oder der Energiepolitik langgeht.

Ueli Maurer muss deshalb unbedingt diese erste Chance packen und das Finanzdepartement fachlich und persönlich gemäss dem Wählerwillen neu besetzen. Es ist eigentlich unglaublich, dass Eveline Widmer-Schlumpf fünf Minuten vor ihrem Rücktritt noch eine ökologische Steuerreform vorlegt, die uns noch jahrelang beschäftigen wird und wohl nur vom Volk begraben werden kann. Und dies, obwohl 92 Prozent in einer Volksabstimmung zu einer Energiesteuer bereits nein gesagt haben.





# Auf sich allein gestellt

Von Hansrudolf Kamer — Die G-20-Führer haben sich an ihrem Gipfel in Belek nicht auf eine gemeinsame Terrorbekämpfung geeinigt. Die strategischen Interessen bleiben unvereinbar. Europa steht im Regen.



**A**uch die G-20-Staaten, das höchst unpraktische Gesprächsforum der grossen Industrie- und Schwellenländer, finden keine Antwort auf den Terror. Das Gegenteil

hätte erstaunt. Kaum ist die erste Erregung über die Bluttat in Paris verraucht, kehrt man zur fatalistischen Selbstberuhigung zurück.

Am Gipfel an der Südküste Anatoliens regierten wieder die Floskeln, die nach jedem grösseren Terroranschlag zu hören sind: Absolute Sicherheit gibt es nicht, und militärisch ist sowieso nichts auszurichten. Doch während die Golfer, die Jahr für Jahr auf den schönen Plätzen von Belek spielen, ihr Vergnügen selber berappen, reisen und speisen die Staatenlenker auf Kosten der Steuerzahler. Diese sollten für ihr Geld wenigstens Schutz vor Gewalttaten erhalten.

Stattdessen werden sie mit einem «Signal der Entschlossenheit» entschädigt. Die Grossen waren dabei – die Amerikaner, die Chinesen, die Russen. Jeder vernünftige Beobachter konnte in der Anlage des Treffens schon sehen, dass hier nichts angestossen wird. Das Schicksal Europas – und darum geht es zurzeit – liegt ihnen wahrlich nicht am Herzen.

Die Grossen einigten sich auf ein Papier, in dem etwas mehr Grenzkontrollen, Massnahmen für grössere Flugsicherheit und Aktivitäten gegen die Terrorfinanzierung versprochen werden. Wie unverbindlich das alles ist, lässt sich an den Wortmeldungen des amerikanischen Präsidenten ablesen.

Am gleichen Tag, als die Terroristen in Paris zuschlugen, erklärte Präsident Obama in einem Interview, der Islamische Staat (IS) sei eingegrenzt («contained») worden. Gemeint hatte er damit kleine Geländegewinne durch die Kurden und die Tötung zweier Terrorfiguren des IS-Netzwerks. Die Anschläge in Paris konterkarierten seine «Erfolgsmeldung» postwendend.

## Invasion an Weihnachten

Nun geht es weiter wie bisher. In Belek wiederholte er nur sein «Ceterum censeo»: Bodentruppen kämen nicht in Frage. Ungleich Jimmy Carter, der unter dem Eindruck der sowjetischen Invasion an Weihnachten 1979 in Afghanistan zugab, er habe sich geirrt, und

dann seine Strategie drastisch änderte, wird der ideologisch fixierte Obama weder sich noch etwas anderes bewegen.

Ähnlich gelagert sind die Illusionen des französischen Präsidenten Hollande. Er will die «internationale Gemeinschaft» – die Uno und de facto Russland und Amerika – auf ein gemeinsames Vorgehen verpflichten. Doch die Interessen der Grossen und der Regionalmächte sind nicht kongruent, und Europa ist zu wenig potent, um seine eigenen durchzusetzen. Das kurze Gespräch zwischen Obama und Putin bekräftigte nur die Differenzen bezüglich des Kriegs in Syrien und einer Kampfgemeinschaft gegen den IS.

Obama will, dass die Türkei die Grenze zu Syrien dichtmacht, damit keine Terroristen durchsickern. Der türkische Präsident Erdogan will, dass die Amerikaner ihre Kooperation mit kurdischen Milizen abbrechen, die er mit der PKK gleichsetzt. Der Präsident des EU-Rats, der Pole Donald Tusk, macht Russlands Eingreifen in Syrien für die Flüchtlingskrise in Europa verantwortlich. Russland will die schiitische Achse Iran–Hisbollah–Assad stützen, die der Westen als Ursprung des ganzen Übels ansieht.

Die syrischen Kurden wiederum wollen nicht in erster Linie den IS besiegen, sondern die Grenzen ihres eigenen Territoriums

verteidigen. Die irakischen Kurden wollen verhindern, dass die Regierung in Bagdad gestärkt wird, weshalb sie den IS nicht unbedingt vernichten wollen. Die Saudis wollen den IS ebenso wenig aus dem Spiel nehmen. Ihre Hauptgegner sind der Iran und seine Verbündeten.

Diesen gordischen Knoten könnte nur ein Alexander mit dem Schwert durchhauen. Das, was die Amerikaner als ihre Strategie sehen, die sie in Belek erneut begründeten, ist aber ein langfristiger Abnutzungskampf. Sie vertrauen auf nachrichtendienstliche Erkenntnisse, dass der IS territorial «überdehnt» und deshalb verwundbar ist. Wenn er von den Einnahmen aus dem Erdölgeschäft und dem Schwarzmarkt abgeschnitten werde, so hoffen sie, fehlten ihm schliesslich die Ressourcen.

## Europa kann nicht abwarten

Bis es so weit ist, muss eine ungemütliche Phase überstanden werden. Denn für Terroranschläge wie solche in Paris reicht es noch länger. Vielleicht können es sich die Amerikaner leisten, abzuwarten, bis der IS ausgeblutet ist. Europa dagegen kann es nicht. Und einmal mehr vertrauen alle wider besseres Wissen auf die Diplomatie – wie auch Merkel in ihrem Gespräch mit Putin. Die Verhandlungen in Wien sollen es richten. Das ist alles, was dem Steuerzahler angeboten wird.

Aus dem Verhalten Amerikas ergeben sich für Europa unerfreuliche Perspektiven. Bis zur Inauguration eines neuen Präsidenten in Washington im Januar 2017 – vielleicht auch länger – ist der alte Kontinent auf sich allein gestellt. Nur die Hoffnung bleibt, dass er unbeschadet durch diese Zeit kommt. Die Europäer sollten sich warm anziehen.



*Unerfreuliche Perspektiven:* Obama (l.) und Putin, am G20-Gipfel in Antalya, 15. November 2015.

## Terroristenfreunde unter uns

Von Christoph Mörgeli

Vor Jahren habe ich im Militär einen äusserst fähigen Nachrichtenspezialisten kennengelernt. Er ist heute Vater von vier Kindern, parteilos, nicht gläubig, weder xeno- noch islamophob. Und er unterrichtet als Sekundarlehrer eine dritte Sekundarklasse B in einer Gemeinde am linken Zürichseeufer. In seiner Klasse befinden sich neun Muslime, alle aus «gemäßigten» Familien der Balkanländer. Doch im Unterricht zeigte sich bei der Diskussion über den Terroranschlag auf die Pariser Redaktion von *Charlie Hebdo*: Acht dieser neun Muslime – siebzehnjährige Mädchen wie Jungs – unterstützten die Bluttat. Sie befanden, die Ermordung der Karikaturisten sei zu Recht geschehen. Ja, sie vermuteten gar, es handle sich bei den Attentaten um eine Verschwörung der Amerikaner oder der Israelis.

Wie man in dieser Klasse über die neusten Massenerschüsse in Paris denkt, ist mir nicht bekannt. Ich möchte es auch lieber nicht wissen. Unter den siebzehn Schülern dieser Zürcher Sekundarklasse B gibt's noch einen einzigen Reformierten: ein Bauernsohn, der regelmässig als «Kuhbube», «Mister» und «Melker» verhöhnt wird. Dem Klassenlager im Tessin blieb er auf eigenen Wunsch fern. Selbstverständlich kam dort kein Schweinefleisch auf den Tisch, selbstverständlich geht man auf alle Kopftuch- und Ramadan-Wünsche ein. Die hier genannte Gemeinde gibt sehr viel Geld aus für die Integration der Jugendlichen. In den Sek-C-Klassen sind über achtzig Prozent der Schüler muslimisch. Der Erfolg ist bescheiden, eine echte Integration scheint unmöglich.

Die Gemeinde Kreuzlingen etwa hat heute zehn Prozent Muslime, wobei der Anteil Schüler – wie überall – mit dem Faktor 2,5 zu multiplizieren ist. Durch Geburten, Zuwanderung, Familiennachzug und Asyl wird die Schweiz im Jahr 2038 schätzungsweise 1,9 bis 2,4 Millionen Muslime umfassen. Im Jahr 2051 haben wir selbst bei vorsichtiger Schätzung über alle Altersklassen mit einem Anteil von fünfzig Prozent Muslimen an der Schweizer Bevölkerung zu rechnen.

Unsere Kinder dürften einen Kampf der Kulturen erleben. Unsere Grosskinder nicht mehr, denn sie werden in einer muslimischen Umgebung aufwachsen. Sie werden Geschlechtertrennung und Gewalt erleben, aber nicht mehr Toleranz, Liebe, Freude und Humor. Die Schläfer schlafen nicht. Die Einzigen, die schlafen, sind unsere Politiker.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## From Paris with Love

Von Peter Bodenmann — Wer Wahlen gewinnen will, führt mit Vorteil Krieg.



Mehr Unsicherheit: Militärpatrouille vor der Sacré-Cœur, Paris, 16. November.

Die militärischen Interventionen im Irak, in Afghanistan, in Libyen haben genauso viel Chaos und Verwüstung gesät wie die Unterstützung der Rebellen in Syrien. Deshalb ziehen die Amerikaner und ihre Verbündeten die Bodentruppen ab und bombardieren nur mehr aus der Luft. Relativ erfolglos, aber folgenreich.

Der Hass zwischen Schiiten, Sunniten, Aleviten, Kurden, Jesiden, Christen und Juden nimmt laufend zu, genauso wie die Verbitterung gegenüber den westlichen «Kreuzrittern».

Vermutlich führt kein Weg an der Schaffung von selbstverwalteten Regionen für die jeweiligen ethnischen, politischen und gesellschaftlichen Gruppen vorbei. Samt faktischen Zwangsumsiedlungen. So wie dies im Balkan letztlich auch notwendig wurde. Wer Wahlen gewinnen will, beginnt mit Vorteil einen Krieg. Erdogan hat das in der Türkei mit Erfolg praktiziert. Weil seine AKP im ersten Anlauf keine Mehrheit bekam, kündigte er den Waffenstillstand mit den militanten Kurden auf. Und gewann im zweiten Durchgang die Wahlen. Weil viele Menschen in unsicheren Zeiten vermeintliche Sicherheit suchen.

Die Franzosen haben die mit Abstand härtesten Sicherheitsgesetze Europas. Sie dürfen bereits das tun, wovon Ueli Maurer und Simonetta Sommaruga in unruhigen Nächten träumen: abhören, einsperren, ausweisen. Trotzdem schossen in Paris fanatisierte Klein-

kriminelle und IS-Sektenbrüder in Menschenmassen. Einige sprengten sich und die neben ihnen Stehenden am Ende des Massakers in den Tod. Die weniger Mutigen liessen sich von der Polizei erschiessen. Es geht ihnen um die Zerstörung von Lebenslust und Lebensfreude einer Jugend, auch einer muslimischen Jugend, die auf Religion pfeift. Und für die das «Bataclan» ein Stück Heimat war und hoffentlich bleibt.

Offene Gesellschaften müssen mit Risiken leben. Sie dürfen sich nicht einschüchtern lassen. Denn mehr angebliche Sicherheit bedeutet mittelfristig immer weniger Freiheit, weniger Lebensfreude und mehr Unsicherheit zugleich. Frankreich stagniert wirtschaftlich seit Jahren. Wegen der von Deutschland verordneten Sparpolitik. Viele junge Menschen in den Gettos der Zuwanderer haben keine Perspektiven. Dies fördert das politische Sektenwesen. Immer mehr Franzosen mit kleinen und mittleren Einkommen haben – und dies zu Recht – Angst vor dem sozialen Abstieg. Und wählen – zu Unrecht – Marine Le Pen. So wie sie in der Schweiz die SVP wählen. Werden Hollande und Valls dank der Ausrufung des Krieges gegen den Terror – so wie Erdogan – die Wahlen gewinnen? Kaum, denn Sarkozy und Le Pen werden, dieser Logik folgend, immer noch eine kräftige Portion mehr Krieg fordern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## News und Show

Von Kurt W. Zimmermann — Paris war ein Tiefschlag für die Freiheit. Und ein Tiefschlag für die gedruckte Presse.

Am letzten Wochenende war ich an einem Kolloquium am Bodensee. Es ging um Fragen wie die Migration. Noch mehr aber lernte ich über die Medien.

Am Samstagmorgen um 7.30 Uhr trafen wir uns zum Frühstück. Alle, die aus ihrem Hotelzimmer kamen, waren bestens informiert. Sie wussten, wie die Attentate in Paris orchestriert waren, sie wussten, dass es 130 Tote gegeben hatte. Sie wussten es über ihr Smartphone.

Dann brachte man die Tageszeitungen ins Haus. Die wussten gar nichts.

Die Blätter spekulierten in kurzen Meldungen ein bisschen über den Hergang und die Opferzahl. Nur die NZZ, die *Aargauer Zeitung* und die *Neue Luzerner Zeitung* hatten den Bericht eines Korrespondenten im Blatt. Die anderen schiefen. Der frühe Redaktionsschluss hatte die Zeitungen als Informationsträger völlig unbrauchbar gemacht.

Noch nie wurde die journalistische Überlegenheit der Online-Medien über die Presse derart eingängig demonstriert wie in Paris. Es war ein Triumph der internen Konkurrenz. Das informative Online-Angebot stammte aus denselben Medienhäusern wie der unbrauchbare Print.

Nun könnte man einwenden, die Presse hätte bloss Pech gehabt, dass die Story so spät am Abend startete. Das stimmt leider nicht. Es gelang den Zeitungen auch in den folgenden Tagen nicht, den Rückstand auf die Online-Plattformen aufzuholen. Sie blieben ewige Zweite.

Wir können das an vier Kriterien festmachen, mit denen man den Journalismus jeweils misst: News, Hintergrund, Einordnung, Umsetzung.

Bei den News war offenkundig, dass sich das Prinzip des *online first* überall durchgesetzt hatte. Es gab rund um die Attentate keine Information von Belang und kein Statement von Belang, die nicht zuerst im Netz erschienen wären. Wenn wir auf einer Zehn-Punkte-Skala den Newswert der beiden Kanäle bewerten, dann bekommt Online zehn Punkte, die Presse null.

Als Hintergrund gefragt waren Interviews, Expertenmeinungen sowie zusätzliche Fakten über soziologische, politische und militärische Motive der Akteure. Hier waren beide Seiten ähnlich aktiv. Online punktete allerdings damit, dass es auch Videos bieten konnte, die einen eingängigeren Einblick boten. Auf der Zehn-Punkte-Skala gehen hier sieben Punkte an Online, drei an die Presse.



Ewige Zweite: Printmedien.

Bei der Einordnung wäre zu erwarten, dass die Tradition vorne liegt. Kommentare und Analysen sind Zeitungsdomänen. Die Chefredaktoren der Presse griffen denn auch kräftig in die Tasten, vom politisch korrekten *Tages-Anzeiger*-Chef Res Strehle (alles halb so schlimm) bis zum politisch fordernden NZZ-Chef Eric Gujer (schlimmer als gedacht). Nur, die Kommentare und Analysen aus der Redaktion wurden immer zuerst online und erst dann gedruckt publiziert. Auf der Zehn-Punkte-Skala gehen sechs Punkte ans Netz, vier an die Presse.

Bis hierher war Online klar überlegen – und das bessere Online-Angebot war erst noch gratis, das schlechtere Presse-Angebot hingegen kostenpflichtig.

Bleibt die Umsetzung, also die Gestaltung des Geschehens. Hier, bei den grafischen Showelementen, waren die Zeitungen auf einmal stark: Frontseiten ganz in Schwarz, riesige Titelschriften, gewaltige Bildstreifen, grossflächige Infografiken. Solch emotionale Dramatik schaffte die Online-Welt in keiner Weise. Sie kam daher wie immer, im klein-karierten Korsett der digitalen Einförmigkeit. Neun Punkte für die Presse, einen für Online.

So hatten wir uns das eigentlich nicht gedacht: Die Online-Journalisten liefern die News und den Hintergrund. Die Zeitungsjournalisten liefern die Show.

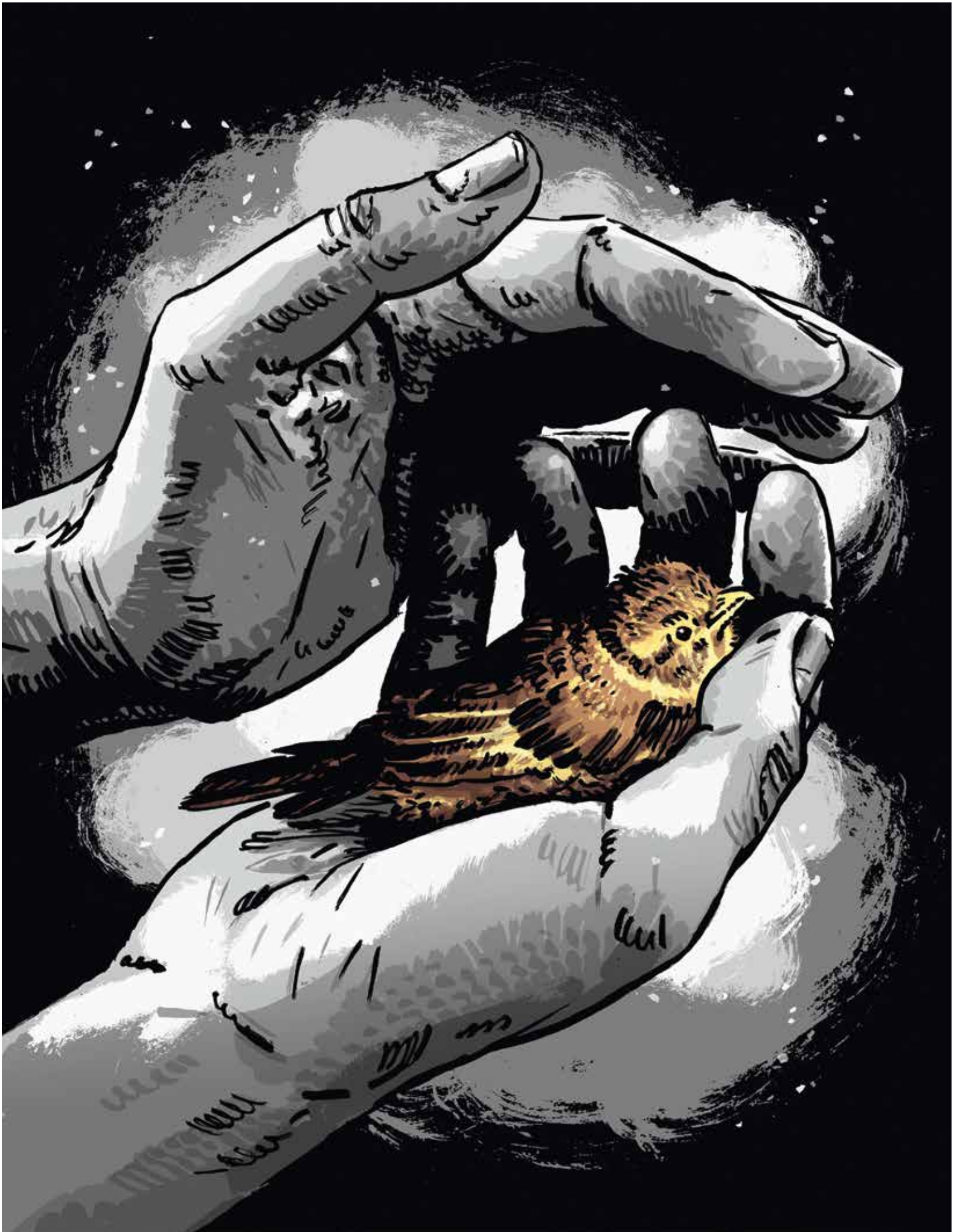
## Geniale Kinder

Von Beatrice Schlag — Die perfekte Erziehung.

László Polgár hatte keine Zweifel, dass man aus jedem gesunden Kind ein Genie machen kann. Nachdem er über 400 Biografien von Sokrates bis Einstein studiert hatte, glaubte der Ungar, das Rezept dafür gefunden zu haben, Kinder so zu erziehen, dass sie zu Überraschendem fähig sein würden, egal, welches ihre Talente und Gene waren. Ausschlaggebend waren nach Polgárs Einsichten drei Dinge: Die Kinder mussten zu Hause unterrichtet werden, sehr früh auf ein Interessensgebiet fokussieren, an dem danach unermüdlich gearbeitet wurde, und zumindest einen Elternteil haben, der sich ganz ihrem Erfolg widmete. Und sie sollten sehr viel Liebe bekommen. Polgár fand eine Partnerin, die bereit war, mit ihm Kinder nach diesen Regeln aufzuziehen. Sie heirateten 1967 und hatten drei Töchter, Zsuzsa, Zsófia und Judit, mit denen sie in einer kleinen Dreizimmerwohnung in Budapest lebten. Fazit der leicht bizarr anmutenden Geschichte: Polgárs Mädchen wurden alle drei als Schachspielerinnen Weltklasse. Zsuzsa wurde erste Grossmeisterin der Schach-Geschichte, Judit hält bis heute den Rang als erfolgreichste Schachspielerin aller Zeiten. Zsófia war nicht weniger begabt, aber ihr Interesse an Kunst war ebenso gross wie an Schach. Alle drei erzählen von einer speziellen, aber sehr glücklichen Kindheit. Und wer sie interviewt, beschreibt Frauen, die frei scheinen von den Neurosen vieler Schach-Spitzenspieler.

Natürlich interessierten sich Wissenschaftler für die Polgár-Familie. Das Erziehungs-Experiment des Ungarn, das drei Ausnahme-Spielerinnen hervorgebracht hatte, war zwar numerisch nicht relevant. Aber sollte doch etwas dran sein, dass Talente und Gene einen viel geringeren Einfluss auf Höchstleistungen auf sich haben als frühes, eisernes Lernen? Malcolm Gladwell bestätigte die Vermutung 2009 in seinem Weltbestseller «Überflieger»: Unter 10 000 Stunden Übung führt selten zu Höchstleistungen, Talent hin oder her. Jeder, der eine Gelegenheit bekommt und sie nutzt, kann ein Genie werden. Die Gegenbeispiele blieben nicht aus, die Gegenfragen auch nicht: Was, wenn die Polgár-Töchter genetisch ungeahnt gesegnet waren? Die Wissenschaft ist sich bis heute uneinig. Die Frage, die dabei untergeht: Warum soll unser Kind ein Genie werden?







# Nächstenliebe

Als Anhänger der klassischen Nächstenliebe hat man einen schweren Stand. Für viele ist der Nächste uninteressant geworden.

Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Wenn wir die Nächstenliebe in ihre Bestandteile zerlegen, erhalten wir einen Nächsten und die Liebe. Damit ist auch schon die alte Frage geklärt, wer genau denn der Nächste ist, den man lieben soll wie sich selbst: Es muss jemand sein, den wir mit unserer Liebe erreichen können. Er muss unsere Nächstenliebe spüren können, denn andernfalls wäre es keine tätige Nächstenliebe, sondern fromme Behauptung. Um die Nächstenliebe spüren zu können, muss der Nächste uns räumlich nahe sein. Der Nächste ist der Nachbar, der Freund, der Gemüsehändler, jeder, dem wir auf der Strasse begegnen. Der Akt der Begegnung ist dabei unerlässlich: Es gibt keine Fern-Näch-

**Ich möchte eigentlich einfach nur zusammen mit meinen Nächsten ein friedliches Leben führen.**

tenliebe. Wenn wir in der Schweiz herumreisen, erstreckt sich unsere Nächstenliebe auf diejenigen Schweizer, denen wir begegnen, und nicht auf die, die es auch noch gibt.

So ist auch das berühmte Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu verstehen, durch das wir uns jetzt durchbeissen müssen. Jesus wurde gefragt, wer der Nächste sei, und er antwortete mit der Geschichte von jenem Mann, einem Israeliten, der in Jerusalem überfallen und niedergeschlagen wird. Es kommen zwei Landsleute des armen Kerls vorbei, ein Priester und ein Tempeldiener, und beide kümmern sich nicht um ihn. Erst ein Samaritaner hilft ihm. Das wird oft als Beleg für die Grenzenlosigkeit der Nächstenliebe angeführt – von Leuten, die vergessen, dass Samaritaner Juden waren. Sie wurden von den anderen Juden zwar gemieden, weil sie sich mit Nachbarvölkern vermischt hatten. Aber man betrachtete sie keineswegs als Fremde, sondern als « unreine » Juden. Wenn es Jesus darum gegangen wäre, uns zu verpflichten, jeden Menschen zu lieben wie uns selbst, hätte er in seinem Gleichnis einen Perser, Ägypter oder, noch besser, Römer auftreten lassen. Er entschied sich aber für das Sinnvolle und Machbare: Wir sollen den schwarzen Schafen in unserer eigenen Herde unsere Nächstenliebe schenken. Denen, die wir meiden, die aber Tür an Tür mit uns leben. Die unsere wahren Nächsten sind.

Für Nächstenliebe in diesem Sinn bin ich jederzeit zu haben. Denn es wäre schön, unter Menschen zu leben, denen man der

Nächste ist und die man als Nächste betrachtet. Hin und wieder kommt es ja auch vor, etwa wenn einer morgens im Tram eine witzige Bemerkung macht oder man sich in der Kneipe ein Länderspiel anschaut, Schweiz – Deutschland.

Man muss Nächstenliebe gar nicht auf den Altar stellen, sie wirkt sich auch schon in den Niederungen des Alltags lindernd aus, sie tut auch schon im Kleinen gut, bei einem Lächeln, einem freundlichen Wort. Davon dürfte es gern noch *es bitzeli mee* sein. Aber mir scheint, dass gerade diejenigen, die in letzter Zeit lautstark zur Nächstenliebe aufrufen, etwas ganz anderes meinen. Sie meinen gerade nicht einen versöhnlichen Umgang mit dem tatsächlich Nächsten. Für viele, so scheint es, ist der Nächste uninteressant geworden, und nun richten sie ihr Auge in die Ferne und praktizieren Übernächstenliebe.

Sie wollen Menschen lieben wie sich selbst, die noch gar nicht da sind, die aber kommen werden. Und da sie diese Menschen nicht kennen und ihnen noch nie begegnet sind, geht es ihnen nicht um den Einzelnen: Sie wollen ganze Völker lieben wie sich selbst. Oder besser gesagt, sie wollen, dass ich es tue. Sie fordern mich zur Übernächstenliebe auf, und wenn ich zu bedenken gebe, dass ich bereit bin, meinen türkischen Änderungsschneider als Nächsten zu betrachten, aber nicht den gesamten Nahen Osten, werfen sie mir Unbarmherzigkeit vor oder Schlimmeres. Und wenn sie Christen sind, erzählen sie mir das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Jedenfalls hat man als Anhänger der klassischen Nächstenliebe momentan einen schweren Stand, zumal inzwischen sogar europäische Staatsoberhäupter die Übernächstenliebe predigen.

Ich befürchte, das wird nicht gutgehen. Die Übernächstenliebe hat nämlich drei grosse Haken. Erstens ist sie idealistisch. Sie überspringt die profane Nächstenliebe, um Unglaubliches zu vollbringen. Sie will weltumspannend wirken und keinen auslassen, der in Not ist: Bis in die hintersten Winkel Transnistriens will sie liebend vordringen. Da bleibt keine Zeit, der alten Frau Suter von nebenan die Einkaufstasche hochzutragen oder ein Hausfest zu organisieren. Die Übernächstenliebe sieht sich als Bollwerk gegen das globale Böse; es niederzuringen, ist eine gewaltige Aufgabe! Während Frau Suter auf der zwanzigsten Treppenstufe verschnauft, wird mit Eifer eine Demo gegen « Fremdenhass » organisiert. Die Alte muss selber schauen, wie

sie ihre Einkäufe in die Wohnung hochkriegt; sie hat sich ja in der Waschküche auch einmal kritisch über Ausländer geäussert – also selber schuld, wenn ihr die Luft ausgeht.

Zweitens ist die Übernächstenliebe, wie gerade angetönt, hierarchisch. Sie stellt den Übernächsten über den Nächsten. Nicht mit böser Absicht vielleicht, aber es liegt eben in der Natur der Übernächstenliebe, dass der Nächste implizit geringer geschätzt wird als der Übernächste. Das ist für den Nächsten selbstverständlich verletzend. Schlimmstenfalls macht es ihn wütend, und falls die Übernächstenliebe zur Staatsräson wird, weiss er eventuell bald nicht mehr, wohin mit seiner Wut.

Drittens, als letzter Haken, ist die Übernächstenliebe, wie man wohl schon vermutet, das pure Gegenteil der Nächstenliebe. Sie ist eine politische Überzeugung, nicht mehr und nicht weniger. Sie ist Ideologie und als solche ein Experiment, das funktionieren kann oder auch nicht. Da allerdings der Nächste in dem Experiment tendenziell eine störende Grösse ist, wird es wohl eher nicht funktionieren. Es sei denn, man gibt die Nächstenliebe offen und offiziell auf und setzt die Übernächstenliebe mit drakonischen Massnahmen durch.

Aber ich will nicht den Teufel an die Wand malen. Ich möchte eigentlich einfach nur zusammen mit meinen Nächsten, zu denen ich auch meinen türkischen Änderungsschneider und meinen spanischen Flamenco-Lehrer zähle, ein angenehmes, friedliches Leben führen. Mir reicht meine kleine, unspektakuläre, auf Familie, Freundeskreis und Quartierbewohner, vielleicht auch noch auf das Volk, dem ich angehöre, beschränkte Nächstenliebe völlig aus. Wer andere Völker integral lieben will, soll das tun. Verhindern lässt es sich sowieso nicht. Aber wenn es vielleicht etwas leiser ginge? Danke!

## Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über « Grundbegriffe des Lebens » wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman « In einem anderen Leben » (Galiani-Verlag). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf die Gastgeberin bei einem festlichen Familienanlass, bei dem alle anständig sitzen, als eine Art Yoga-Priesterin auf dem Sofa im Schneidersitz hocken?

*Elisabeth Viselka, Wolfhausen*

Nehmen Sie es sportlich, gerade mit Weihnachten im Blick. Schliesslich wird in zwanzig Jahren kaum jemand sagen: «Weisst du noch damals, als wir alle anständig auf der Sitzgruppe sassent?» Könnte es sein, dass Sie zusammen mit der Yoga-Priesterin noch andere Probleme plagen? Bitte, ein Schneidersitz ist kein Offizialdelikt, es ist schon Schlimmeres geschehen. Atmen Sie tief durch, und lassen Sie es gehen. *Namaste. Dominique Feusi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Dass Merkel diesen Flüchtlingsstrom stoppt, ist eine Illusion.»

*Roland Stampfli*

### Eine Ausnahmerecheinung

Nr. 46 – «Ein Wort von Merkel – und die Flut ist gestoppt»; Interview mit Viktor Orbán

Vielen herzlichen Dank für das aufklärende Interview mit dem ungarischen Ministerpräsidenten. Seine klare europäische Linie ist heute – leider – eine Ausnahmerecheinung. Die jüngsten traurigen Ereignisse in Paris geben ihm vollständig recht, anerkannt wird dies trotzdem weder von Juncker noch von Merkel. Das ist tragisch! Frage: Was steckt dahinter? Denn so dumm, wie sie sich geben, sind sie bestimmt nicht. Die Verantwortung für die vielen Toten lastet auf Merkel und Juncker. Die *Weltwoche* ist für mich die einzige lesenswerte Zeitung in der Schweiz. Nur weiter so!

*Csaba Kenessey, Thalwil*

Dass Merkel diesen Flüchtlingsstrom stoppt, ist eine Illusion. Dagegen wäre eine Umleitung nach Mekka und Medina möglich. Da der Hadsch (Pilgerfahrt) vorbei ist, wären diese Städte nun in der Lage, die gegenwärtige (und die künftige) Flüchtlingsflut aufzunehmen. Diese Städte verfügen dazu über die kompletten Infrastrukturen. Die Saudis, als tiefgläubige Muslime, dürften gemäss Koran diesen schutzsuchenden Muslimen die Aufnahme nicht verweigern. Zudem würden die Kosten der Versorgung dieser Menschen die Saudis kaum belasten. *Roland Stampfli, Wisen*

### Eiffelturm-Todesrunne

Zu den Terror-Anschlägen in Paris

Das von Jean Jullien entworfene Symbol mit dem stilisierten Eiffelturm verkörpert fatalerweise Tod sowie Verderben, Zerstörung, Disharmonie, Gewalt und Terror und ist in höchstem Masse kontraproduktiv für den Frieden. Beim Betrachter löst es bewusst oder unbewusst Impulse, Regungen und Emotionen des Hasses, der Gewalt und übelste Aggressionen aus, die durch die zigtausendfache Verbreitung in den Medien noch zur Förderung von Terror, Tod und Vernichtung beitragen. Das umgekehrte Ypsilon im Kreis ist die keltische Todesrunne!

*Achim Wolf, Mannheim (Deutschland)*

Ich schreibe diese Zeilen im südostasiatischen Dschungel. Vor einer Woche hatte ich eine angeregte Diskussion mit einer Hausfrau in Siem Reap, Kambodscha. Sie fragte mich, ob sich unter diesen Flüchtlingen, die nach Europa drängten, möglicherweise auch IS-Kämpfer befänden. «Selbstverständlich», antwortete



*Europäische Linie: Ministerpräsident Orbán.*

ich, «nach dem Gesetz der grossen Zahl mindestens ein paar tausend.» Diese einfache Hausfrau hatte es demnach verstanden. «Mutti» Merkel hat nichts verstanden. «Mutti» sollte vielleicht eine Auszeit nehmen und sich als Hausfrau versuchen. Später kann sie ja wieder in die Politik zurückkehren, sofern man sie dann noch will. Was ich bezweifle.

*Jacques Rauber, Erlenbach*

«Wir werden alles tun, um unser Land und unsere Bevölkerung zu schützen», ist die Floskel, die Politiker und Behörden jetzt wieder auf allen Kanälen verbreiten! Ändern wird sich aber auch diesmal nichts, denn wir haben die Gesetze so ausgestaltet, dass der Polizei und dem Geheimdienst die Hände gebunden sind! Auch die Verbrecher in Paris, aber auch bei uns, sind oder waren längst auf dem Radar der Polizei und der Sicherheitsdienste, aber diese werden von linken Gutmenschen immer wieder zurückgebunden. Linke Politiker schieben uns die Sache sogar in die Schuhe, denn wir hätten bei der Integration versagt. Auch der angebliche Rechtsrutsch in der Schweiz wird keine Auswirkungen auf unsere Sicherheit haben, denn die erwähnten Kreise verhindern ein längst überfälliges radikales Durchgreifen bei Leuten, die unsere Gesellschaftsordnung nicht akzeptieren und ständig ohne die geringsten Konsequenzen delinquieren! Geredet wurde jetzt genug, es müssten jetzt endlich Taten folgen.

*Urs Leuenberger, Oberentfelden*



Klar, wir trauern alle, wir sind betroffen, und wir alle wollen unsere Werte verteidigen. Deshalb frage ich mich, was so schlimm, rechtspopulistisch oder neonazistisch an der Forderung ist, die Grenze zu Deutschland in einer Art und Weise zu sichern und zu kontrollieren, dass niemand ohne Ausweispapiere und Registrierung ins Land kommt. Klare Frage. Antwort? Nichts! Jetzt können die Politik und die Journalisten irgendwie noch sagen, man habe es nicht gewusst und nicht gewollt. Nach dem nächsten Anschlag wäre ein solcher Spruch nur noch zynisch. *Rüdiger Stobbe, Aachen (Deutschland)*

Anschläge wie die in Paris werden wahrscheinlich in immer kürzeren Zeitabständen stattfinden. Ich vermute, dass die Migrantenströme vom IS strategisch gewollt sind. Erst kommen die Späher. Ich hoffe, dass ich unrecht habe. Der Islam ist nicht in unsere Gesellschaft zu integrieren. Unsere Offenheit und unsere Toleranz bedeuten für Extremisten Schwäche, Degeneration und Haltlosigkeit. Die Franzosen haben sich sicherlich um Integration bemüht, es dann aber aufgegeben. *Ingeborg Sperdin, Zürich*

De facto bleibt nur eine Lösung – nämlich die Handlung der Alliierten im Zweiten Weltkrieg zu wiederholen, über den dabei entstehenden Kollateralschaden wird in kurzer Zeit niemand mehr sprechen. Dies zu verlangen, mag sarkastisch oder, mehr noch, menschenverachtend sein – aber nur bis zum nächsten Terroranschlag, der so sicher ist wie das Amen in der Kirche, trotz der schönen und nichtssagenden Worte der Politiker. Was im Sport gilt – Angriff ist die beste Verteidigung –, sollte auch in der Politik gelten, denn sonst wird sich, in Anbetracht des Gedankengutes von Islamisten, die westliche Welt noch wundern.

*Werner Fischer, per E-Mail*

Die Terroranschläge in Paris beweisen erneut, dass Menschen mit fundamentalistisch muslimischem Hintergrund die Würde anderer Geisteshaltungen und Religionen mit Füßen treten. Es darf in diesem Zusammenhang unmittelbar auch die Frage erlaubt sein, ob es für Europa richtig ist, so viele Flüchtlinge mit muslimischem Hintergrund in unserer Kultur aufzunehmen. Zweifelsfrei ist das Leid dieser Menschen gross. Aber müssen wir die Verantwortung dafür übernehmen, während unsere westliche Kultur und Lebensweise immer wieder verspottet oder gar in den Dreck gezogen wird? Es kann nicht sein, dass Menschen von uns Europäern bedingungslose Hilfe in der Not erwarten, aber im Rahmen der Integration kaum eine Gegenleistung erbringen, sondern uns vielmehr noch angreifen. Vor allem dürfen wir die damit versuchte Destabilisierung unserer Kultur und unserer offenen Gesellschaft auf keinen Fall zulassen.

*Michael Schmidtrupp, Oberwil*

Als Österreicherin sehe ich auch die Neutralität unseres Landes und der Schweiz als Vorteil. Sich nicht an dem Krieg in Syrien zu beteiligen, halte ich langfristig für die richtige Strategie. Als der Arabische Frühling begann, hat Peter Scholl-Latour gemeint, wir sollten uns als Europäer nicht einmischen, die arabische Welt würde das nicht schätzen. Was natürlich nicht automatisch heisst, dass man sonst nichts tun sollte, um diesen Gemetzel zu beenden. Ich frage mich allerdings, wozu Terroristen bereit und fähig sind – die offenen Grenzen sind eine Einladung dazu.

*Petra Bammer, Gmunden (Österreich)*

### Mutige ohne Chance

Nr. 46 – «Der Jedi-Ritter»;  
Hubert Mooser über Norman Gobbi

Norman Gobbi dürfte kaum Chancen haben, in den Bundesrat gewählt zu werden. Bürger, die mutig sind und etwas bewirken, sind dort kaum willkommen. Sie passen nicht in die Wohlfühl-Konsens-Kultur unserer Bundesregierung: viele Reisen und zahlreiche Teilnahmen an Konferenzen ohne wirklich zählbare Erfolge.

*Ernst Hostettler, Toffen*

Warum haben sich all die Politiker noch nie Gedanken darüber gemacht, die Zusammensetzung des Bundesrates am 9. Dezember zu ändern? Frau Widmer-Schlumpf hat ja ihren Rücktritt bekanntgegeben, und es wäre eine grosse Chance, Frau Simonetta Sommaruga mit einem Überraschungscoup abzuwählen. Wenn man der GLP einen Sitz anbieten würde, sollte das doch möglich sein.

*Robert Altherr, Herisau*

### Sie wollen nicht begreifen

Nr. 46 – «Palästinensische Träume»;  
Pierre Heumann über Flüchtlinge

Zu Ihren Ausführungen über das angebliche palästinensische Flüchtlingsdrama kann ich Ihnen nur gratulieren. Ihre Recherchen decken sich mit den Aussagen eines deutschen Journalisten, der seit über zwanzig Jahren in Israel lebt. In seinem Buch beschreibt er die Forderung «Land für Frieden»: Die israelische Seite hat Land abgetreten (u. a. Gaza), ohne Frieden zu erreichen. Der geschürte Hass zeigt bis heute, dass die Palästinenser nicht begreifen wollen, dass ein friedliches Miteinander schon längst möglich wäre.

*Peter Wettstein, Brütten*

### Macht von Minderheiten

Nr. 45 – «Schöner Herbst»;  
Editorial von Roger Köppel

Ich bin mit allem einverstanden. Die Abwahl von Bundesrat Blocher war in etwa das hinterhältigstmögliche politische Manöver. Aber das Editorial sagt nicht alles. Das ganze Theater war zwar ein mieses Stück. Nur: Es bewegte sich im legalen Rahmen, und kein geschriebenes Recht wurde gebrochen. Es sei bei dieser Gelegenheit an Camillo von Cavour, den Schöpfer des modernen Italien, erinnert. Er soll gesagt haben: «Wenn wir als Privatleute tun würden, was wir als Politiker tun, was wären wir dafür Charakterlumpen.» Es wäre auch noch die Frage zu stellen, ob der Parteiausschluss eine kluge Reaktion war. Damit hat man die Frau förmlich zu einer linken Politik gezwungen. Roger Köppel bemerkt richtig, sie habe in allem nur ihren persönlichen Vorteil im Sinne gehabt. Parteiausschlüsse sind in der demokratischen Politik sowieso nie ein probates Mittel als Sanktion. In Diktaturen wie der heutigen Volksrepublik China und in afrikanischen Zwangsstaaten sind solche Rauswürfe hingegen ein bewährter Weg, um die Macht von Minderheiten zu sichern.

*Martin Keller, Schwyz*

**DAS SCHWEIZER  
PORTAL FÜR  
HANDWERKERSTELLEN**

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# Bersets Günstlingswirtschaft

Der SP-Magistrat setzt eine ganze Reihe linker Gefolgsleute an die Spitze von einflussreichen Beratungsorganen des Bundesrates. Das Kollegium lässt ihn gewähren.

Von Hubert Mooser

**Alain Berset**, sozialdemokratischer Bundesrat und Sozialminister, brachte sich 2008 mit markigen Sprüchen für den Job als Bundesrat in Stellung: «Man verändert die Dinge nicht durch Entrüstung, sondern durch Entschlossenheit und Klarsicht, die nicht durch Gefühligkeiten verfälscht werden.» Gemeint ist damit der Plan für die Zusammenarbeit der Linken und der CVP zu einer Mitte-links-Mehrheit auf Bundesebene, formuliert ist das so im Evangelium nach Berset, einer Schrift, die er zusammen mit seinem politischen Zwilling, SP-Präsident Christian Levrat, vor knapp sieben Jahren ausgearbeitet hat.

Entschlossen baut Berset seit seinem Amtsantritt 2011 sein Departement des Innern (EDI) und die dazugehörenden Einflussphären zum Camelot sozialdemokratischer und linksliberaler Höflinge aus. Zur Erinnerung: Für seinen persönlichen Stab zügelte er den früheren SP-Generalsekretär, **Thomas Christen**, ab, übernahm als Kommunikationsberater vom Gewerkschaftsbund **Peter Lauener**. An die Spitze seiner Informationsabteilung setzte er die CVP-nahe Radiojournalistin **Nicole Lamon**, verschwägert mit der aktuellen Direktorin des Bundesamtes für Polizei, **Nicoletta della Valle**, im Departement von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Mit **Jürg Brechbühl** beigt im Bundesamt für Sozialversicherungen ein Chefbeamter Zahlen, der schon unter Ruth Dreifuss Dienst schob. Für die gesamte Altersvorsorge zeichnet **Colette Nova** verantwortlich, einst Nachfolgerin von Dreifuss beim Gewerkschaftsbund. Dem Direktor des Bundesamtes für Gesundheit (BAG), Pascal Strupler, stellte Berset den linken Ökonomen **Oliver Peters** als BAG-Vizedirektor und Aufpasser zur Seite. Im Bundesamt für Kultur platzierte er die Freiburger CVP-Politikerin **Isabelle Chassot**.

## Berset zündet zweite Stufe

In der Zwischenzeit ist Bersets und Levrats Traum von einer Mitte-links-Politik bei den Parlamentswahlen 2015 grandios geplatzt, die Rechte gibt in Bern in Zukunft den Ton an, aber Berset zündet trotzdem eine weitere Stufe seiner nach Günstlingswirtschaft riechenden Personalpolitik. Gleich reihenweise hievte er in den vergangenen Tagen Hofschranzen an die Spitze von ausserparlamentarischen Kommissionen – mit dem Segen der Landesregierung. Der EDI-Chef verstärkt damit nicht nur seinen Einfluss auf die als bundesrätliche

Beratergremien getarnten Einrichtungen, die von aussen betrachtet den Anschein erwecken, sie dienten eher der Beschäftigung ausgeschiedener und amtsmüder Politiker. Mit anderen Worten: Das richtige Parteibuch ist wichtiger als andere Qualifikationen. Und da die Jobs mit ordentlichen Sitzungsgeldern verbunden sind, könnte man auch auf den Gedanken kommen, Berset wolle seinen Hofstaat belohnen. Die Sitzungsgelder betragen je nach Wichtigkeit der Kommission zwischen 300 und 500 Franken pro Tag. Kommissionspräsidenten kann auch eine Jahresentschädigung ausbezahlt werden. Ausserdem können über die Taggelder hinaus auch noch Spesen ausbezahlt werden.

## Geschickt eingefädelte Auslese

Seit gut einer Woche zirkuliert dazu eine Liste aus dem Departement Berset mit den Namen seiner Günstlinge für das Präsidium ausserparlamentarischer Kommissionen, die thematisch dem Departement des Innern zugeordnet sind. Der Bundesrat wird über die Kandidaten in einer der kommenden Sitzungen beraten.

## Widerstand wird es kaum geben, weil FDP und CVP ihre Leute auch auf Pöstchen hieven wollen.

Demnach wird der Walliser SP-Nationalrat **Stéphane Rossini** neuer Präsident der Eidgenössischen AHV-Kommission. Das Gremium berät den Bundesrat bei Fragen zur Altersvorsorge. Mit Rossini pflanzt Berset einen linientreuen Genossen an die Spitze dieses Gremiums, der im Parlament stramm hinter Bersets Reformplänen stand. Der Walliser Politiker war 2011 parteiinterner Mitbewerber gegen Berset für die Nachfolge von Bundesrätin Micheline Calmy-Rey. Die Parteispitze unter Levrat fädelte die Auslese der Kandidaten dann so ein, dass am Ende wie gewünscht nur noch Berset und der Waadtländer Regierungsrat Pierre-Yves Maillard als Kandidaten übrigblieben.

Rossini schluckte den Ärger hinunter und unterstützte später als Präsident der Sozialpolitischen Kommission (SGK) Bersets Reform der Altersvorsorge 2020. Berset will in einem Aufwasch AHV und zweite Säule auf eine neue Grundlage stellen. Der Ständerat hat die Reform gutgeheissen und die Leistungen sogar ausgebaut. Im Nationalrat dürfte Berset auf erheblichen Widerstand stossen. Rossini

verfolgte am Anfang seiner Karriere als Bundesparlamentarier noch ein ganz anderes Modell: Er lancierte im Nationalrat ein AHV-Modell, bei dem für den Bezug der Pension nicht mehr das Alter, sondern die Beitragsjahre massgebend waren.

Auch der Luzerner SP-Regierungsrätin **Yvonne Schärli**, die nach zwölf Jahren als Sicherheitsdirektorin bei den kantonalen Wahlen im Frühjahr 2015 nicht mehr antrat, wird die Pensionierung von Berset mit einem Pöstchen versüsst. Sie wird Präsidentin der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen, eine ebenso überflüssige wie unsinnige Kommission. Das Gremium nimmt jedoch auch Einfluss auf die AHV-Reform; so hat es im September in einem Schreiben an die Mitglieder des Ständerates neun Gründe aufgelistet, weshalb das Frauenrentenalter 64 beibehalten werden soll. Mit Schärli erhofft sich Berset Support für die von ihm geplante Erhöhung des Frauenrentenalters auf 65.

Die gelernte Tanz- und Gymnastiklehrerin machte als Regierungsrätin im Polizeidepartement jedoch nicht immer *bella figura*. Während ihrer Amtszeit wurde die Luzerner Polizei von Krisen geschüttelt. Lokalmedien berichteten über Polizisten, die ihre Ehefrauen verprügelten und trotzdem befördert wurden, über ranghöhere Beamte, die Mitarbeiterinnen sexuell nötigten, und über solche, die Einbrecher mit den Füßen traktierten. Das Ende der Geschichte: Polizeikommandant Beat Hensler musste zurücktreten. Für CVP und SVP trug Sicherheitsdirektorin Schärli eine Mitverantwortung an der Krise. Bis heute ist offen, wie gut Schärli ihre Führungsverantwortung vor Ausbruch der Krise wahrgenommen hat.

## Freunde aus der Mitte

Wenn der im Libanon geborene Genfer Sozialdemokrat **Sami Kanaan**, Mitglied der Genfer Stadtexekutive und vom 1. Juni 2014 bis 31. Mai 2015 Stadtpräsident von Genf, einen Buchsalon eröffnet, ein Museum besucht oder einen Filmpreis übergibt, rauscht aus Bern auch jeweils Kulturminister Berset an. Kanaan ist Physiker und Politologe und soll nun nebst seinem Amt in der Genfer Stadtregierung die Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen präsidieren.

An die Spitze der Eidgenössischen Filmkommission setzt Berset die jurassische SP-Regierungsrätin **Elisabeth Baume-Schneider**. Sie leitet das Erziehungs-, Sport- und





*Pensionierung versüsst:* Regierungsrätin Schärli.



*Studienkollegin:* Elisabeth Baume-Schneider.



*Kommissionspräsidium im Nebenamt:* Kanaan.



*Das Parteibuch ist wichtiger als Qualifikationen:* Sozialminister Berset.



*Linientreuer Genosse:* Nationalrat Rossini.



*Hübscher Nebenverdienst:* Christine Egerszegi.



*Mitintrigant:* Lucrezia Meier-Schatz.

Kulturdepartement. Sie studierte wie Berset an der Universität Neuenburg. Zur Information: Als graue Eminenz der Eidgenössischen Filmkommission gilt **Thomas Geiser**, St. Galler Professor, der nebenbei mit seiner RASA-Initiative das Ja der Stimmbürger zur Zuwanderungsinitiative rückgängig machen will.

Zu einem hübschen Nebenverdienst kommen auch ein paar links angehauchte Mittelpolitiker wie die zurückgetretene Aargauer Ständerätin **Christine Egerszegi** (FDP). Sie war eine der treibenden Kräfte im Ständerat hinter Bertschs AHV-Reformplänen und hat wacker mitgeholfen, dass die völlig überladene Revisionsvorlage in der Kleinen Kammer ausgebaut und mehrheitsfähig wurde. Im August trat Egerszegi gemeinsam mit Berset

und SP-Ständeratskollegin Pascale **Bruderer Wyss** im Kultur- und Kongresshaus in Aarau auf, um die Bevölkerung über die geplante Reform der Altersvorsorge zu informieren. Berset bedankt sich nun mit dem Präsidium der Eidgenössischen Kommission für die berufliche Vorsorge.

Als die «Arena» des Schweizer Fernsehen SRF über den geplanten Förderartikel für Familien debattierte, kämpften Berset und die St. Galler CVP-Nationalrätin **Lucrezia Meier-Schatz** Seite an Seite für den neuen Verfassungsartikel. Die Vorlage erlitt trotz Volksmehr Schiffbruch an der Urne – eine Mehrheit der Kantone lehnte den neuen Familienartikel ab. Meier-Schatz und Berset haben noch eine andere Gemeinsamkeit: Beide intrigierten vor

den Wahlen 2007 im Hintergrund gegen den damals amtierenden Justizminister Christoph Blocher. Meier-Schatz wird Präsidentin der Tabakpräventionskommission, die mit faden-scheinigen Argumenten die Tabakpreise hochtreibt.

Widerstand gegen diese Nominierungen wird es kaum geben, weil FDP und CVP ebenfalls ihre Gefolgsleute auf lukrative Pöstchen hieven wollen – wie CVP-Bundesrat Doris Leuthard vor einigen Wochen, als sie den langjährigen Freiburger Ständerat **Urs Schwaller** zum Präsidenten der Schweizerischen Post durchdrückte. Oder wie der gescheiterte Neuenburger FDP-Staatsrat **Philippe Gnaegi**, der im Wirtschaftsdepartement von Johann Schneider-Ammann Zuflucht fand. ○

# Ein Volk von Bürolisten

Der Schweiz gehen die Fachkräfte aus. Besonders die für den Werkplatz wichtigen gewerblichen Berufe leiden darunter. Dabei zeigt sich ein versteckter Graben in der Schweiz: Die Westschweiz und das Tessin bilden viel weniger Lehrlinge aus. *Von Peter Keller*

Auch dieses Jahr bleiben wieder über 8000 Lehrstellen unbesetzt – vor allem bei den gewerblichen Berufen. Man kann die Entwicklung auf eine einfache Formel bringen: Je schmutziger die Hände beim Arbeiten werden, desto schwieriger ist es, junge Berufsleute zu gewinnen. Im verarbeitenden Gewerbe bleibt jede fünfte Lehrstelle unbesetzt, bei den technischen Berufen sind es 15 Prozent (Stand 2013), während in den Bereichen Gesundheit und Sozialwesen, Detailhandel oder kaufmännische Berufe 97 Prozent und mehr besetzte Lehrstellen ausgewiesen werden.

Die Politik hat sich auf eine Vokabel geeinigt: Es herrsche «Fachkräftemangel» im Land, wobei dieser sehr branchenabhängig ist. Es boomen die Bürojobs, der Detailhandel und die sozialen Berufe. Die vier beliebtesten Berufsausbildungen 2012 waren Kaufmann/-frau (12 642), Detailhandelsfachmann/-frau (5603), Fachmann/-frau Gesundheit (3576) beziehungsweise Betreuung (2610). Erst dann folgt der erste gewerbliche Beruf: Elektroinstallateur mit 2069 Grundbildungen.

## Kulturelle Kluft

Wo fehlt der Nachwuchs? Bei den Gipsern und Elektroinstallateuren, Metallbauern und Mechatronikern, bei den Sanitärinstallateuren und Metzgern. Die grossen Wirtschaftsverbände Economiesuisse und Arbeitgeberverband setzen auf die Personenfreizügigkeit: Ohne den Zustrom ausländischer Arbeitskräfte könne der Bedarf an Fachleuten nicht gedeckt werden – was nur die eine Hälfte der Wahrheit ist. Obwohl seit 2002 pro Jahr durchschnittlich zwischen 50 000 und 100 000 Personen zusätzlich einwandern, bleibt der vielbeklagte Fachkräftemangel in der Schweiz ungebrochen. Offensichtlich ist die Migration weder arbeitsmarktorientiert noch selektiv. Ein Grossteil der Ausländer kommt und bleibt aus anderen Gründen.

Ganze Branchen leben davon, dass sie ihr Personal von ausserhalb der Schweiz rekrutieren. Vorteil: Sie bekommen ausgebildete Leute zu oft tieferen Löhnen als einheimische Arbeitnehmer. Nachteil: Man hat seit Jahren die Lehrlingsausbildung vernachlässigt und spürt jetzt den Rückgang der Fachkräfte doppelt. Der Bundesrat erwartet, dass sich das Problem verschärfen wird. In seinem Bericht zum Lehrstellenmarkt erwartet er bis 2023 nochmals einen Rückgang der Abschlüsse im verarbeitenden Gewerbe um 25 Prozent, auch im Bau-



*Dringend gesucht:* Spezialisten auf dem Bau.

gewerbe und in den technischen Berufen geht er von rund 5 Prozent weniger Absolventen aus. Dagegen prognostiziert das Departement von Bundesrat Johann Schneider-Ammann einen Anstieg der Abschlüsse im Gesundheitswesen um 15 Prozent beziehungsweise um 40 Prozent im Sozialwesen. Die Schweiz: Ein Volk von Betreuern und Betreuten.

Zusätzlich zu den branchenbezogenen Fehlentwicklungen gibt es bei der Berufsbildung einen versteckten Fachkräftegraben mit erstaunlich deutlichen (Sprach-)regionalen Ausprägungen. Es tun sich grosse Unterschiede auf zwischen Stadt und Land, aber auch

zwischen der lateinischen und der deutschsprachigen Schweiz. Gesamtschweizerisch nehmen nach der obligatorischen Schulzeit (Sekundarstufe II) 64 Prozent der Jugendli-

---

**Offensichtlich ist die Migration weder arbeitsmarktorientiert noch selektiv.**

---

chen eine berufliche Grundbildung in Angriff. Der Kanton Glarus, der eine Aufnahmeprüfung für die Mittelschule und ein Lateinobligatorium in den unteren Klassen kennt, hat



eine wesentlich tiefere Maturaquote (15,6 Prozent, 2014) als die meisten anderen Kantone, dafür machen rund 80 Prozent der Jugendlichen eine Berufslehre.

Wegen der strengeren Selektion gehören die Glarner Mittelschüler jedoch zu den besten schweizweit, während die Absolventen des Kantons Genf mit seiner sehr hohen Maturaquote (29,5 Prozent, 2014) regelmässig auf dem hintersten Platz landen. Hier beginnt nur jeder dritte Jugendliche (35 Prozent) eine Berufsausbildung. Auch Freiburg (54 Prozent), das Tessin (56 Prozent) und Basel-Stadt (58 Prozent) sind Ausreisser nach unten. Interessant ist der Vergleich zwischen den beiden Grosskantonen Waadt und Zürich, die beide ländlich und städtisch zugleich geprägt sind. Auch hier tut sich eine kulturelle Kluft auf: Den 68 Prozent Berufslehren in Zürich stehen bloss 57 Prozent in der welschen Waadt gegenüber.

Der Freiburger SP-Politiker Jean-François Steiert (SP), perfekt bilingue, Mitglied der nationalrätlichen Bildungskommission und leitender Angestellter im Erziehungsdepartement des Kantons Waadt, weiss von diesen Zahlen und nennt Gründe. Vor allem die bevölkerungsreichen Gebiete am Genfersee hätten einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Dienstleistungsunternehmen und akademischen Berufen, was eine «Sogwirkung auf die Gymnasien» ausübe.

Allerdings spricht Steiert auch kulturelle Unterschiede an. Das Prestige der Matura im lateinischen Sprachraum Europas und damit auch in der lateinischen Schweiz sei wesentlich höher. Man könnte auch sagen: Die Berufslehre hat in diesem Kulturraum ein Imageproblem. Wobei der Kanton Genf inzwischen versucht, gegenzusteuern: Er will die Anforderungen für den Übertritt ans Gymnasium erhöhen und damit die Maturaquoten mittelfristig senken.

In der Deutschschweiz ist die berufliche Grundbildung immer noch stark in den Betrieben selbst verankert und von den Berufsverbänden organisiert. Der Bäcker lernt sein Handwerk in der Dorfbäckerei, die Coiffeuse im örtlichen Friseursalon. Nur gerade jeder zehnte Lehrling (11,5 Prozent) erlernt seinen Beruf in einer schulischen Einrichtung. In der Westschweiz ist diese Zahl viel grösser: Ein Viertel (24,3 Prozent) der Jugendlichen wird ausserbetrieblich und damit abseits der Berufswirklichkeit ausgebildet.

Ist die Romandie daran, mit ihrer verschulerten Berufsbildung und der damit verbundenen hohen Jugendarbeitslosigkeit die Fehler ihrer Nachbarstaaten Italien und Frankreich zu wiederholen? Tatsächlich sind in den Kantonen Waadt (5,1 Prozent), Genf (5,7 Prozent), Tessin (6,4 Prozent) und Neuenburg (6,7 Prozent) mehr als doppelt so viele Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren ohne Job wie in der

Deutschschweiz mit durchschnittlich 2,4 Prozent (2013).

Der Vergleich sei allerdings schwierig, findet Nationalrat Jean-François Steiert. Im Jurabogen und in Genf gebe es diese schulischen Strukturen in der Berufsbildung schon lange, insbesondere in Branchen mit komplexen Anforderungen wie der Uhrmacherei oder der Feinmechanik. Die Ein-

---

## Rund 20 000 Jugendliche pro Jahr lösen ihre Lehrverträge vorzeitig auf.

---

richtungen würden von den Arbeitgebern gefördert und mitfinanziert. Steiert ortet darin aber auch Gefahren. In bestimmten Branchen bestünden sehr hohe Erwartungshaltungen an die Lehrlinge, und die Unternehmen würden lieber einen gescheiterten Gymnasiasten als einen guten Volksschulabsolventen anstellen, was auch das hohe durchschnittliche Eintrittsalter bei den Berufslehren in diesen Regionen erkläre.

Faktisch gibt es in der Berufswelt einen Numerus clausus. Die Lehrlingsausbilder, sprich die Betriebe, steuern die Zahl der Ausbildungsplätze. Nicht jedes Mädchen kann medizinische Praxisassistentin werden, nicht jeder Junge bekommt seine Wunschlehrstelle beispielsweise als KV-Stift. Wenn die Lehrstellen vergeben sind, müssen sich die Jugendlichen in einem anderen Berufszweig umsehen.

### Akademisierung ist der falsche Weg

Allerdings hat sich die Situation markant verändert: Bis vor zehn, fünfzehn Jahren herrschte in der Schweiz tendenziell ein Lehrstellenmangel. Heute können sich gute Sek-Schüler ihren Beruf beziehungsweise ihren Lehrbetrieb aussuchen. Rund ein Fünftel der Betriebe erhalten nicht einmal eine Bewerbung auf ihren offenen Ausbildungsplatz.

Noch grösser ist die Zahl jener Unternehmen, die ihre Lehrstellen nicht besetzen können, weil sie schlicht keine geeigneten Bewerbungen erhalten: Gemäss Bundesratsbericht ist das bei 66 Prozent der nicht besetzten Ausbildungsplätze der Fall. Ein Befund, der auf die Schule zurückfällt. Offenbar gibt es eine wachsende Zahl junger Menschen, die nach der obligatorischen Schulzeit nicht das nötige Rüstzeug mitbringen, um eine Berufslehre angehen zu können. Aber bei jenen Jugendlichen mit Lehrstelle muss laut Aussagen von Berufsbildungsverantwortlichen rund ein Drittel nachqualifiziert werden, weil ihnen grundlegende Fertigkeiten vor allem in Mathematik und Deutsch fehlen.

Zudem machen sich gesellschaftliche Veränderungen bemerkbar. Dreizehn Prozent der

unbesetzten Lehrstellen rührten 2013 daher, dass die jungen Leute kurzfristig absagten. Rund 20 000 Jugendliche pro Jahr lösen ihre Lehrverträge vorzeitig auf, das entspricht jedem zehnten Ausbildungsverhältnis (2012: 9,4 Prozent). Auch hier sind wieder auffällige regionale Unterschiede erkennbar: Während in deutschsprachigen, eher ländlichen Kantonen die Abbruchquote sehr tief liegt (Beispiel Nidwalden mit 5,9 Prozent), stechen das Tessin (12,9 Prozent), Neuenburg (13 Prozent) und Genf (14,7 Prozent) negativ hervor.

Wo es einen Mangel beziehungsweise einen Überschuss an Berufsleuten gibt, ist klar. Büro-, Gesundheits- und Sozialjobs sind beliebt, bei den gewerblichen Berufen, die ein wichtiges Fundament für den erfolgreichen Schweizer Werkplatz bilden, herrscht dagegen akuter Handlungsbedarf. Die Personalfreizügigkeit kann diese Probleme offensichtlich nur notdürftig verdecken, trotz Massenzuwanderung ist der Fachkräftemangel ungebrochen.

Die Gründe sind teilweise selbstverschuldet: Dass sich Arbeitgeber um Lehrlinge bemühen müssen, ist ein relativ neues Phänomen und noch nicht bei allen Branchen gleichermassen angekommen. Auch die Volksschule steht in der Pflicht: Tausenden von jungen Menschen fehlt es an einfachsten Voraussetzungen, um erfolgreich eine Lehre anzugehen. Hier müssen die Lehrpläne wieder ausgerichtet werden auf die Bedürfnisse der Berufswelt. Bleiben die deutlichen Unterschiede zwischen der lateinischen Schweiz und dem Rest der Kantone. Ein Blick in die Nachbarstaaten mit ihrer hohen Jugendarbeitslosigkeit zeigt: Die Verschulung und Akademisierung der Berufsbildung ist der falsche Weg. Die Fachkräftedebatte muss auf Französisch und Italienisch mindestens so intensiv geführt werden. ○

---

### Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Finanzdienstleistungen**  
Kleine Kunden kommen immer mehr unter die Räder
- **Tabakwerbverbot**  
Der Bevormundungswahn geht munter weiter
- **Klosters 2016**  
«Alternde Gesellschaft»  
Thema der sgV-Winterkonferenz

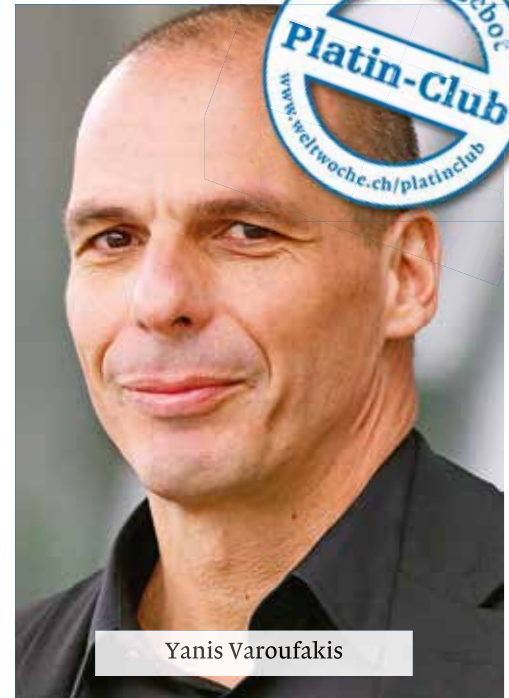
[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)



Auma Obama



Wolfgang Bosbach



Yanis Varoufakis



# «Opportunities» mit Yanis Varoufakis u.v.a. Alpensymposium 2016

Kontroverse Standpunkte prägen das nächste Alpensymposium. Hochspannung verspricht der Auftritt von Yanis Varoufakis, der noch vor kurzem als Finanzminister von Griechenland die Schlagzeilen bestimmte. Weitere Höhepunkte sind die Referate der Kenianerin Auma Obama und des Ex-Fussball-Profis Lothar Matthäus.

Einmal mehr präsentiert Symposiums-Gründer Oliver Stoldt führende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Sport und Kultur. Neben dem deutschen Oppositionsführer Gregor Gysi figuriert mit dem CDU-Politiker Wolfgang Bosbach ein ambitionierter Gegner von Rettungspaketen für Griechenland auf der Referenzliste. Weiter werden die ehemalige Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, der Flugpionier Bertrand Piccard und Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer erwartet.

Traditioneller Schwerpunkt ist der Unternehmer-Talk – dieses Jahr unter anderem mit Viktor Meyer (CEO Glice), Stephan Hirt (CEO Schwob AG), Volker Schmidt (CSS Versicherung) und Marc A. Trauffer (Holzspielwaren AG). Das Programm wird wie immer mit dem Networking-Dinner am ersten Symposiums-Abend abgerundet. Freuen Sie sich auf die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen.

### Referenten (Auswahl):

- **Yanis Varoufakis**  
Ex-Finanzminister von Griechenland
- **Wolfgang Bosbach**  
Mitglied des Deutschen Bundestags
- **Micheline Calmy-Rey**  
alt Bundesrätin
- **Lothar Matthäus**  
Ex-Fussball-Profi und Fussballtrainer
- **Auma Obama**  
Autorin und Halbschwester des US-Präsidenten
- **Gregor Gysi**  
Rechtsanwalt und Linkspolitiker
- **Heinz Karrer**  
Präsident Economiesuisse
- **Bertrand Piccard**  
Pionier und Abenteurer
- **Benedikt Germanier**  
Wall-Street-Experte und CEO Zai
- **Hannes Schmid**  
Schweizer Fotokünstler

### Platin-Club-Spezialangebot

#### 14. Internationales Alpensymposium

Dienstag, 12. Januar, und Mittwoch, 13. Januar 2016  
«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa» in Interlaken

#### Das Spezial-Arrangement beinhaltet:

- 1 Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken
- Freie Nutzung vom Hallenbad und Spa mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 14. Internationalen Alpensymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (12. Januar) (inkl. Tischgetränken)

#### Teilnahmegebühren:

Package-Preis für Platin-Club-Mitglieder:  
Fr. 1495.– (ohne Abo: Fr. 1625.–) exkl. MwSt.

#### Anmeldung:

Alpensymposium, Telefon 044 433 04 94,  
E-Mail: [oliver.stoldt@premium-conferences.ch](mailto:oliver.stoldt@premium-conferences.ch).  
Bitte geben Sie bei der Buchung Ihre Abo-Nummer an.

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Der Staatspropaganda-Sender

Das Bundesamt für Gesundheit lügt mit Statistik, stellte die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe fest. Wie es geht, führten die Apostel für das richtige Leben jetzt beim Verbot der Tabakwerbung vor. Sie spannten für ihre Desinformation sogar das Schweizer Fernsehen ein. *Von Markus Schär*

Mit staatstragendem Ernst schaut Florian Inhauser in die Kamera. «Nach Jahren des rückläufigen Trends jetzt die schlechte Nachricht», schockt der «Tageschau»-Moderator an diesem Mittwochabend die Nation: «Die Zahl der jugendlichen Raucher in der Schweiz steigt wieder.» Das zeige eine unveröffentlichte Studie, die der «Rundschau» vorliege. Was der Bundesrat für den Kampf gegen den Tabak fordert, vor allem ein Werbeverbot, stellte Alain Berset am Mittwochnachmittag an einer Medienkonferenz vor. Dabei sprach ihn der SRF-Journalist Gaudenz Wacker zuletzt noch auf die «Trendwende» an, von der die «Rundschau» künde. Der Gesundheitsminister drückte sich um eine klare Antwort: Beim Rauchen zeige sich nach Jahren des starken Rückgangs jetzt eine Stagnation, allenfalls eine leichte Zunahme.

«Junge rauchen wieder mehr», trompetet die «Rundschau» eine Stunde später. Zwar nehme der Zigarettenkonsum insgesamt stark ab, er ging in den letzten zehn Jahren von 2288 auf 1461 Stück pro Einwohner zurück. Aber eben: «Der «Rundschau» liegen exklusiv neue Raucherzahlen vor.» Eine ««Rundschau»-Recherche»

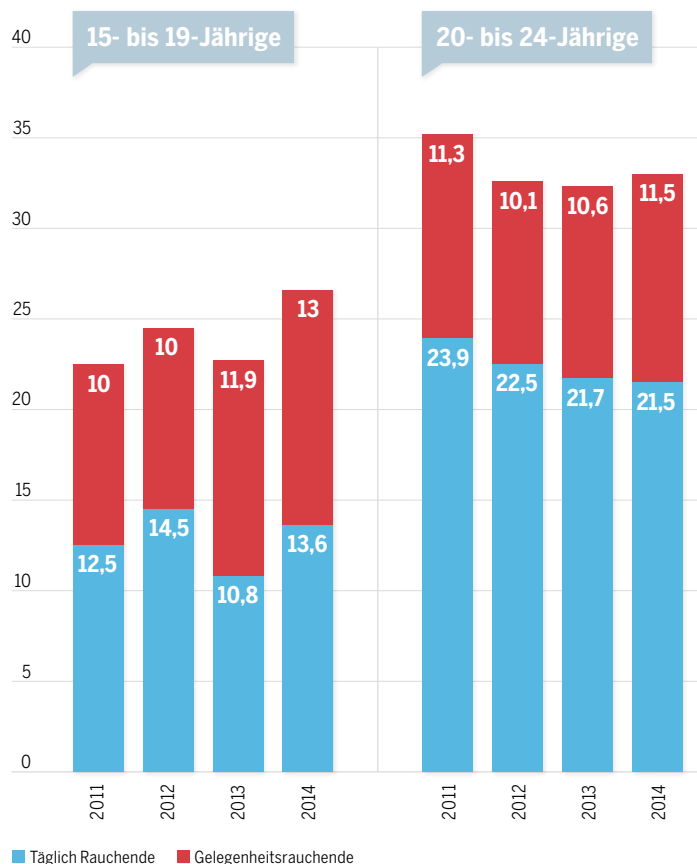
– weitgehend von den welschen Kollegen bei RTS übernommen – schreckt die Schweizer denn auch mit harten Zahlen auf: Der Anteil der Rauchenden unter den 15- bis 25-Jährigen sei von 2012 bis 2014 beunruhigend angestiegen, nämlich von 30 auf 31,6 Prozent, bei den Jungen zwischen 15 und 17 Jahren gar von 18,7 auf 20,7 Prozent.

## «Fanatiker drängen auf neue Verbote»

«Diese Entwicklung macht uns sehr Sorge», klagt der Kommunikationschef des Bundesamts für Gesundheit (BAG), Daniel Bach. «Jetzt ist es effektiv so, dass viele junge Menschen, mehr als in den vergangenen Jahren, wieder anfangen zu rauchen.» Das sei «umso verheerender», weil die Raucher, die in jungen Jahren begonnen hätten, «fast nicht mehr aus der Sucht herauskommen». Alles klar: Der Bundesrat muss härtere Massnahmen durchsetzen, um die Schweizer vor Unheil zu bewahren.

## Rauchen Junge mehr?

Anteil Rauchende bei den 15- bis 19-Jährigen und bei den 20- bis 24-Jährigen, in Prozent



QUELLEN: BUNDESAMT FÜR GESUNDHEIT, WELTWOCH

## Leichter Rückgang des regelmässigen Rauchens.

Alles klar? «Nein zu unsinnigem Überaktivismus», wehrt sich die IG Freiheit. «Obwohl Volk und Parlament entsprechende Vorstösse immer wieder verworfen haben, drängen die Gesundheitsfanatiker auf neue Verbote», schimpft die von den Nationalräten Gregor Rutz (SVP) und Gerhard Pfister (CVP) geführte Organisation, weil der Bundesrat zusammen mit dem Tabakgesetz auch die «Nationale Strategie Sucht» durchgewinkt hat. «Dass sich jemand, der gern ein Glas Wein trinkt oder eine Zigarre geniesst, plötzlich in einem Aktionsprogramm für Drogensüchtige wiederfindet, ist eine Frechheit und widerspricht jedem gesunden Menschenverstand.»

So weit, so klar: Die Gesundheitsapostel können spotten, hier kämpften einfach die Lobbyisten für Zigaretten, Wein und Schnaps gegen vernünftige Vorschläge, die sich auf wissenschaftliche Daten stützen. Allerdings weisen auch die Lobbyisten auf unanfechtbare

Daten hin – diese stammen ebenfalls vom BAG. Eine Studie des Bundesamts vom März komme zu genau gegenteiligen Schlüssen: «Bei Jugendlichen zwischen 11 und 15 Jahren verliert der Konsum von Alkohol, Zigaretten und Cannabis deutlich an Attraktivität.» Tatsächlich kündigt der Monitoringbericht «Konsumtrends und Suchtpolitik» vom März 2015 von «erfreulichen» Zahlen: «Seit der ersten Datenerhebung 1986 sind heute bei der Konsumhäufigkeit im Bereich Alkohol und Tabak die tiefsten Werte zu verzeichnen, wobei der Rückgang in den letzten vier Jahren besonders deutlich ausfällt.»

## Zahlen zeigen Stagnation

Wie lässt sich dieser Widerspruch erklären? Und wie der Zufall, dass die «Rundschau» am Tag, als der Bundesrat entschied, exklusiv mit einer Studie warnen konnte? Das entziehe sich seiner Kenntnis, beteuert Daniel Bach auf Anfrage der *Weltwoche*. Er wendet ein, die beiden vom BAG bezahlten Studien sprächen von unterschiedlichen Altersgruppen: 11- bis 15-Jährige einerseits, 15- bis 25-Jährige andererseits. Und er weist auf das – inzwischen veröffentlichte – Suchtmonitoring für 2014 als Quelle für die alarmierenden Zahlen der «Rundschau» hin.

Dieses Suchtmonitoring gibt es seit 2011; wer nur über die Entwicklung von 2012 bis 2014 klagt, macht Propaganda. Und vor allem finden sich die Zahlen der «Rundschau» darin gar nicht. Das Monitoring weist die Anteile von «täglich Rauchenden» und «Gelegenheitsrauchenden» in den beiden Alterskategorien «15 bis 19» und «20 bis 24» aus – aggregierte Daten wie bei der «Rundschau» gibt es nicht, geschweige denn die statistisch unsinnige Kategorie der 15- bis 17-Jährigen. Die Zahlen (siehe Grafik) zeigen keine Zunahme, sondern eine Stagnation mit zufälligen Schwankungen, sogar einen leichten Rückgang des regelmässigen Rauchens.

Fazit: Das Bundesamt mag gute Gründe haben, das Rauchen bei Jungen weiter einzudämmen. Die zweifelhaften Mittel – Propaganda mit Fantazahlen auf dem Staatssender – aber heiligt der edelste Zweck nicht. ○

# Steuerrabatte für Parlamentarier

Wer für den Nationalrat oder Ständerat kandidiert, kann seine Wahlkampfauslagen in einigen Kantonen von den Steuern abziehen. In den Genuss dieser Steuergeschenke kommen aber nur bisherige Parlamentarier. Die Steuerämter schaffen eine fiskale Zweiklassengesellschaft. *Von Marco Huber*

SVP-Präsident Toni Brunner hat gut lachen. Seine Partei konnte am Wahlwochenende einen historischen Sieg feiern. Die sieben Millionen schwere SVP-Kriegskasse hat Früchte getragen im teuersten Wahlkampf der Schweizer Geschichte. Doch es sind nicht nur die finanziellen Mittel der Parteien, die immens waren – auch die Kandidaten selber haben hohe Summen in ihre persönlichen Kampagnen eingeschossen: Im Schnitt flossen zwischen 10 000 und 100 000 Franken aus der eigenen Tasche in den Wahlkampf, wie Nationalratskandidaten bestätigen.

In gewissen Kantonen lohnt es sich für amtierende National- und Ständeräte, hohe Summen aufzuwenden. Toni Brunner aus Ebnat-Kappel etwa kann seine privaten Wahlkampfauslagen von der Einkommenssteuer abziehen – vollumfänglich, denn einen Maximalbetrag legt das St. Galler Steueramt nicht fest. Private Kosten für Plakate und Inserate zählen steuerrechtlich zu den Gewinnungskosten. Zu den Ausgaben also, die jemand einsetzt, um ein Erwerbseinkommen zu erzielen. In die gleiche Kategorie fallen Steuerabzüge für das Velo, das Auto oder für ein SBB-Generalabonnement, die als Berufsauslagen geltend gemacht werden können.

## Kritik von Minder und Ziegler

Was für bisherige Kandidaten gilt, bleibt Politikern, die sich zum ersten Mal zur Wahl stellen, verwehrt. Im St. Galler Steuergesetz steht, dass Wahlkampfkosten als Gewinnungskosten gelten, «sofern sie der Erhaltung eines Mandats dienen, welches der Mandatsträger bereits innehat und welches bei diesem zu Erwerbseinkommen führt. Hingegen können Wahlkampfkosten nicht als Gewinnungskosten abgezogen werden, wenn sie der Erringung eines neuen politischen Mandats dienen.» Dieselben Spielregeln gelten in den Kantonen Appenzell Innerrhoden, Appenzell Ausserrhoden, Bern, Glarus, Graubünden, Thurgau und Uri. Sie gelten auch für Regierungsräte, Kantons- und Grossräte sowie Gemeinderäte, die eigene Mittel zum Zweck ihrer Wiederwahl einsetzen.

Nationalrat Martin Candinas (CVP/GR) oder Noch-Nationalrat Rudolf Joder (SVP/BE) bestätigen, dass sie ihre privaten Wahlkampfauslagen der Einkommenssteuer abziehen. Einzelne wie der wiedergewählte Thurgauer SVP-Nationalrat Markus Hausammann verzichten darauf. Er erhalte als Gewählter genug steuerfreie Spesen vom Bund und erachte es als fair, seine Wahlkampfkosten nicht auch noch abzuziehen, so Hausammann.

Amtierende Parlamentarier werden vom Staat steuerlich stark begünstigt, hohe private Zuschüsse an den eigenen Wahlkampf stark gefördert. Das Steuerrecht macht aus Politikern eine Zweiklassengesellschaft. Zu Recht?

Eine solche Praxis sei zulässig, wenn auch nicht ganz unproblematisch, hält Steuerrechtsprofessor Robert Waldburger von der Universität St. Gallen fest. Zulässig deshalb, weil der Wahlkampf für amtierende Politiker direkt mit gegenwärtigem oder künftigem Einkommen zusammenhänge. Problematisch sei, dass Nichtpolitiker nur Kosten von den Steuern abziehen können, die dem Erhalt des momentanen Einkommens dienen. Kritischer sieht es Claudio Kuster. Er ist politischer Sekretär von Ständerat Thomas Minder (parteilos, SH), Co-Initiant der «Abzocker»-Initiative und engagiert sich für mehr Transparenz in der hiesigen Politik. «Die Kantone betreiben damit eine indirekte staatliche Kandidatenfinanzierung und fördern die Intransparenz des Politsystems.» Gar noch deutlicher verurteilt alt Nationalrat und Soziologieprofessor Jean Ziegler die Praxis der acht Kantone: Diese Bevorteilung bewegt sich seiner Auffassung nach «nahe an der Korruption».

Bekannte Politiker wie SVP-Chef Brunner können also zusätzlich zu ihrer Popularität auch auf fiskale Privilegien zählen. Wozu überhaupt die Steuergeschenke für bisherige National- und Ständeräte? Das St. Galler Steueramt begründet

seine Praxis damit, dass bei bisherigen und bei erstmaligen Kandidaten zwei unterschiedliche Situationen vorliegen. Der amtierende Kandidat brauche die Aufwendungen, um sein Amt und damit sein bestehendes Einkommen zu sichern. Eine Begründung, die dem Sozialhilfegesetz entstammen könnte. Als würden Parlamentarier im schweizerischen Milizsystem ohne ihre Vergütungen am Existenzminimum leben. Ein Nationalrat verdient pro Jahr knapp 120 000 Franken inklusive diverser Spesen. Ständeräte kommen auf über 150 000 Franken.

Die Steuerpolitik der acht Kantone wirft Fragen auf, weil sie allesamt zu den Empfängerkantonen im nationalen Finanzausgleich gehören. Durch die steuerlichen Begünstigungen privater Wahlkampfkosten entgleiten diesen Kantonen einige Steuereinnahmen, die in den ohnehin schon defizitären Kantonskassen umso mehr fehlen. Bald könnte sich auch der Kanton Schaffhausen zum Kreis der grosszügigen Kantone gesellen. Das Schaffhauser Steueramt prüft zurzeit, ob Wahlkampfkosten für bestehende Mandate als Berufsauslagen abgezogen werden sollen. Die Opposition ist bereits in Lauerstellung. «Abzocker»-Gegner Claudio Kuster kündigt an: «Wenn der Kanton Schaffhausen eine solche einseitige Regelung einführt, werde ich eine Wahlbeschwerde dagegen einreichen.»

Marco Huber studiert an der Schule für Angewandte Linguistik (SAL) in Zürich.




Wozu die Geschenke?



# HELVESKO

Die Bequemschuhe!

z.B. für SIE & IHN

HELVESKO   
SWISS MADE

**FAVORIT**

braun (auch in schwarz)

Gr. 36-46 **249.-**



HELVESKO, LadySko und dansko-Bequemschuhe werden exklusiv für **HELVESKO AG** in der **SCHWEIZ** und in **EUROPA** produziert, mit viel Handarbeit für beste Qualität.

**Bestellen Sie über den Versand**

Gerne senden wir Ihnen **gratis** unseren 112-seitigen Herbst-/Winterkatalog 2015: **HELVESKO AG / Kreuzmatte 10 / 6260 Reiden LU**  
Tel. 061 816 98 88 / Fax 061 816 98 80 / Das gesamte Sortiment finden Sie auch unter: [www.helvesko.ch](http://www.helvesko.ch)

**Besuchen Sie unsere Fachgeschäfte**

Arisdorf (BL), Basel (BS), Chur (GR), Gossau (SG), Ittigen (BE), Luzern (LU), **NEU in Reiden (LU): Hauptgeschäft**, Möhlin (AG), Schlatt/Neuparadies (TG), Urdorf (ZH).  
Weitere Fachgeschäfte in: Genf, La Chaux-de-Fonds, Lausanne, Losone, Sion, Yverdon.

## Entdecken Sie die bequemsten Schuhe Ihres Lebens!

**HELVESKO**   
SWISS MADE

*LADYSKO*

**dansko**



# Der Fremde

Eine starkes Team, die Qualifikation für die EM in der Tasche. Die Nationalmannschaft steht gut da. Warum nur wird die Schweiz mit ihrem Trainer Vladimir Petkovic nicht warm? Von Wolfgang Koydl

Alle grossen Fussballnationen haben einen Angst-, Lieblings- oder Intimgegner. So ist die Feindschaft zwischen den Teams – und den Fans – aus Deutschland und den Niederlanden ebenso legendär wie die Emotionen, die bei jedem Match der Brasilianer gegen die Argentinier hochlodern. Schweizer Leidenschaften wiederum entflammen bei sportlichen Wettbewerben mit dem Nachbarn Österreich, wobei die härteste Rivalität traditionell nicht auf dem Rasen ausgetragen wird, sondern auf den Skipisten.

Neuerdings hat es allerdings den Anschein, als ob viele Schweizer sich mehr über die Erfolge der österreichischen Fussball-Nationalmannschaft freuen würden als über die der eigenen Nati. Zwar haben sich beide Teams recht komfortabel für die Europameisterschaft im kommenden Jahr in Frankreich qualifiziert. Doch derweil man den Erfolg der eidgenössischen Equipe eher achselzuckend zur Kenntnis nahm, sonnte man sich geradezu im Abglanz der österreichischen Leistung.

Die Freude rührt natürlich von Marcel Koller her, dem Trainer der Österreicher. Dass es ausgerechnet ein Schweizer ist, der den Alpennachbarn beibringt, wie man gut Fussball spielt, ist eine Quelle tiefempfundenen nationalen Stolzes. Dagegen scheinen Teile der Schweizer Öffentlichkeit – auch die Medien – nicht ganz ins Reine mit der Tatsache gekommen zu sein, dass die eigene Mannschaft sich mehrheitlich aus Albanern und Kosovaren zusammensetzt und von einem Coach mit kroatischem Namen trainiert wird. Vladimir Petkovic kennt diese oft nur knapp unter der Oberfläche schlummernden Ressentiments. Er weiss auch, dass er die Herzen der Schweizer Fussballfreunde noch nicht erobert hat, dass er kein Typ zum Anfassen ist – nicht so wie Koller in Wien und schon gar nicht wie sein Vorgänger Ottmar Hitzfeld. Auch Petkovic hat das jüngste Koller-Interview in der *NZZ am Sonntag* gelesen, das unter der Überschrift: «Man mag mich», stand. Könnte man diese drei Worte auch über einen Artikel zu ihm schreiben?

## «Man mag mich, wenn man mich kennt»

Petkovic sitzt im Restaurant des «Panorama»-Hotels in Feusisberg, wo sich die Nati auf die beiden Länderspiele gegen die Slowakei und Österreich vorbereitet. Er blickt hinab auf den See und auf den Seedamm bei Rapperswil. Dann wendet er sich seinem Gegenüber zu: Wer sich derart sauertöpfisch über ihn als Trainer äussere, meint er trocken, der treffe ja das

ganze Team: «Die Nati ist nicht nur der Petkovic, das sind alle.» Er selbst sei so, wie er sei, er sei kein «Schauspieler», und er werde sich «nicht verbiegen». Nach kurzer Pause fügt er hinzu: «Man respektiert mich. Überall. Und man mag mich, wenn man mich kennt.» Mit dem Kennen freilich hapert es noch – etwas mehr als ein Jahr nachdem der gebürtige Kroat aus Sarajevo die Nachfolge des von den Fans fast vergötterten Hitzfeld angetreten hat. Das wäre für niemanden eine leichte Aufgabe gewesen, denn der Deutsche gehörte zu den vielleicht fünf, sechs besten Coachs der Welt, und als Badener war er ohnehin eine Art von Schweizer – ehrenhalber. Petkovic hingegen wurde weder als Spieler noch als Trainer bis-

## Aber was ist, wenn einige dieser Jungs in Schweizer Trikots beim Jubeln den Doppeladler zeigen?

her zur Legende: Ein Pokal mit Lazio Rom war sein grösster Erfolg als Trainer, mit YB flog er aus der Europa League, dem Cup und dem Rennen um den Titel, als Spieler – unter anderem beim FK Sarajevo, beim FC Chur 97 und beim FC Sion – blieb er nicht nur von der Spielposition her im Mittelfeld.

## Balkan-Trainer für Balkan-Mannschaft

Grosse Schuhe also, in die er als Nationaltrainer schlüpfen sollte. Womöglich zu gross für Petkovic. «Vor zehn Jahren noch hätte ich nie gedacht, dass ich diesen Job einmal erhalten würde», sagt er. Schon gar nicht er mit seinem Balkan-Hintergrund. Nicht nur böse Zungen haben behauptet, dass man ihn wegen der Zusammensetzung des Teams ausgewählt habe: ein Balkan-Trainer für eine Balkan-Mannschaft. Immer wieder piesackt ihn die Presse, indem sie andere Namen aufführt: Koller natürlich oder Lucien Favre. Petkovic wischt alles beiseite: «Heute ist das eine normale Sache mit Ausländern im Fussball, vor allem in einem Klub», meint er. «Es gibt ja schon Vereine ohne einen einzigen einheimischen Spieler.»

Doch gilt das auch für eine Nationalmannschaft? «Ist man heute schon so weit, einen Bundestrainer mit Migrationshintergrund zu akzeptieren?», fragte unlängst die *NZZ*. Eigentlich ja, der Schweizer Koller und der Deutsche Hitzfeld sind die besten Beweise dafür. Aber sie sprechen die Sprache des Landes, dessen Mannschaft sie trainieren. Dem Italiener Fabio Capel-



«Alles gute Schweizer»: Nationaltrainer Petkovic

lo hingegen machte die britische Presse das Leben zur Hölle, als er das England-Team betreute, auch der Niederländer Guus Hiddink wurde in Moskau nicht restlos glücklich.

Petkovic weiss, dass sich ein ganzes Land mit einem Nationalteam, mit diesen elf Spielern auf dem Feld, identifiziert. Aber was ist, wenn einige dieser Jungs in Schweizer Trikots beim Jubeln den Doppeladler, eine nationalistische albanische Geste, zeigen? Wenn der Aussenverteidiger Stephan Lichtsteiner daraufhin eine Debatte über «richtige und andere Schweizer» lostritt?

Petkovic wiegelt ab. Sicher, als Nationalspieler sei man eine öffentliche Person, man stehe





mit Mannschaft, Jona SG, 10. November 2015.

im grellen Licht der Öffentlichkeit, da müsse man «jede Geste, jedes Wort» genau abwägen. «Aber das sind Jugendliche, gerade mal Anfang zwanzig», betont er. «Ich halte den Adlergruss deshalb für keine nationale Erklärung, sondern für eine Mode-Geste», so Petkovic. «Es gibt keinen, der nur an Albanien denkt, wenn er sich das Schweizer Trikot überstreift. Wir sind ein Spiegelbild der Gesellschaft, und das im Team sind alles gute Schweizer.» Deshalb habe er auch die «Gute Schweizer, schlechte Schweizer»-Debatte bewusst zugelassen und nicht unter den Teppich gekehrt: «Das Thema wird von der Gesellschaft diskutiert, und meine Spieler sind mündig.»

Auch die vor diesem Hintergrund immer wieder geführte Hymnen-Debatte möchte Petkovic zurechtrücken. Nicht nur in der Schweiz nehmen Zuschauer daheim am Bildschirm Anstoss, wenn einige Spieler beim Abspielen der Nationalhymne den Mund fest verschlossen halten. «Wie viele Schweizer kennen denn ihre Hymne», fragt er und mahnt an, dass man den Schweizer Psalm vielleicht an der Schule unterrichten sollte, wenn man ihn hören wolle. Das mag zwar logisch klingen, lässt aber ausser Acht, dass moderne europäische Gesellschaften von Fussball-Nationalspielern eben zuweilen doch mehr Patriotismus erwarten als von sich selbst.

Petkovic fühlt sich selbst als Schweizer, und dem *Blick* vertraute er einmal an, dass er im Auto manchmal die Nationalhymne hört. Vor 28 Jahren kam er in die Schweiz und heuerte zuerst beim FC Chur an. «Damit lebe ich länger hier als mancher Schweizer, der hier geboren ist», rechnet der Trainer vor. «Ich bin mehr Schweizer als mancher meiner Kritiker.» Ein Nachteil, so räumt er bereitwillig ein, sei es sicher, dass er kein Schweizerdeutsch spreche. Aber auch das Schriftdeutsch ist holprig und von einem starken Akzent geprägt. Hinter vorgehaltener Hand mokieren sich manche Kritiker darüber: Nach all den Jahren im Land, so höhnen sie, hätte der Jugo doch wenigstens

# Wirtschaft to go!

**Egal wo, egal wann.**

Ihr Digital-Abo der HANDELSZEITUNG unter  
**[shop.wirtschaftsmedien.ch/hz](http://shop.wirtschaftsmedien.ch/hz)**

**Handelszeitung**  
Die Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft



einigermassen die Landessprache erlernen können.

### Fussballzwerge

Was sie übersehen: In der Schweiz gibt es vier Landessprachen, und Petkovic kann sich in drei von ihnen fliessend ausdrücken, schliesslich hat er nicht nur in Bern und Chur gearbeitet, sondern auch in Sion, Martigny, Bellinzona und Lugano. Am besten ist sein Italienisch,

### Was viele übersehen: Petkovic spricht drei von vier Landessprachen fliessend.

das er fast wie eine Muttersprache beherrscht. Er und seine Familie leben seit Jahren in Locarno, seine engere Heimat ist das Tessin. Vielleicht liegt hier der Grund, weshalb viele mit Petkovic nicht warm werden: Fussball ist eher eine Deutschschweizer Obsession – Zuwanderer aus dem ehemaligen Jugoslawien haben sich mehrheitlich nördlich des Gotthards niedergelassen. In diesem Bild nimmt sich ein Italoschweizer Kicker aus Bosnien eher sperrig aus.

Der Schweizer Fussballverband schien sich ja seiner Wahl selbst nicht ganz sicher zu sein, als er Petkovic berief. Dieser erhielt nur einen Aderthalbjahresvertrag, verlän-



*Grosse Schuhe:* Petkovic beim FC Chur, 1991.

gerbar bei erfolgreicher EM-Qualifikation. Die ist nun zwar gelungen, aber Begeisterung will sich noch immer nicht einstellen. Der für seine ätzenden Bemerkungen bekannte Fifa-Kritiker Guido Tognoni verstieg sich sogar zu der Behauptung, dass «in dieser Schrottrunde» mit Mannschaften wie Slowenien, San Marino und Estland auch ein Amateur die Qualifikation für die Europameisterschaft geschafft hätte. Und überhaupt werde von einem Fussballtrainer nicht mehr erwartet, als dass er «zwanzig Verrückte bei Laune hält».

Petkovic lächelt milde. Erstens, führt er bedächtig aus, wisse jedes Kind, dass es heute keine Fussballzwerge mehr gebe. Die Qualifizierung von Island, Albanien, Wales und, ja, auch Österreich für die EM 2016 sei hinreichend Beleg dafür. Und zweitens handle es sich bei seinen Spielern nicht um Verrückte, sondern um gestandene und hochtalentiertere Männer, die in ihrem Trainer einen Mentor, einen Vater und oft genug auch einen Psychologen suchten.

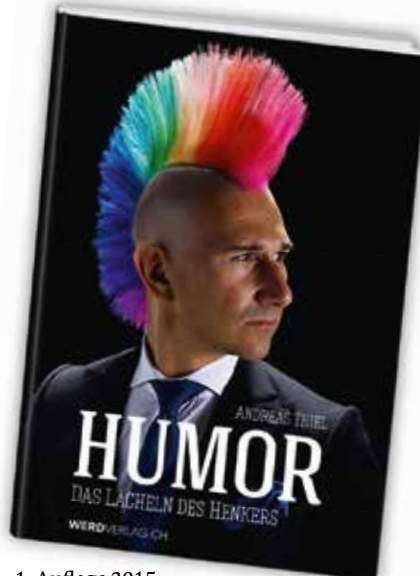
Derweil wird weiter gestänkert und gestichelt, gegen Petkovic und gegen die Nati. Ein Graben ziehe sich durch das Team, schrieb zuletzt die «Schweiz am Sonntag», ein Graben zwischen Balkan-Spielern und den «echten» Schweizern – die die Zeitung natürlich nicht so nannte, auch wenn es beim Leser so ankam. Belegen konnte das Blatt die Behauptungen nicht. Es berief sich auf einen anonymen Insider. Genauso wenig lässt sich eine andere Vermutung belegen, die aber nicht weniger stichhaltig sein muss: Vielleicht verbergen sich hinter der Kritik nur Neid und Eifersucht, weil einige der kosovarischen Spieler bekannter – oder gar besser? – sind als andere Teamkollegen.

Eigentlich ist es für ein Fussballteam einfach, Kritik zu entkräften: Es muss nur gewinnen. Doch auch in diesem Bereich ist die Bilanz bislang durchgezogen. ○

## Andreas Thiel: Humor – Das Lächeln des Henkers

Was ist Humor? Wann ist Lachen gut?  
Wann ist Lachen böse?

Der Satiriker Andreas Thiel erklärt, warum das Böse Angst vor dem Humor hat und warum man diesen gerade deshalb nicht verlieren darf. Von der altindischen Philosophie über den Buddhismus bis hin zu religiösen und kulturellen Unterschieden in Europa und anhand der Mechanismen, welche Komiker anwenden, um ihr Publikum zum Lachen zu bringen, erklärt Andreas Thiel, warum wir Menschen unsere Differenzen nur mit Humor überwinden können.



1. Auflage 2015  
Zirka 300 Seiten  
ISBN 978-3-85932-771-9



### Platin-Club-Spezialangebot

#### Einführungsangebot

Andreas Thiel:

#### Humor –

Das Lächeln des Henkers  
Gebunden, Hardcover

Fr. 35.– (zzgl. Versandkosten) statt Fr. 39.–

#### Bestellungen

Bitte senden Sie eine E-Mail mit Ihrer vollständigen Adresse an: [buecher@werdverlag.ch](mailto:buecher@werdverlag.ch), oder rufen Sie uns an über Telefon 033 336 55 55. Werd & Weber Verlag AG, Gwattstrasse 144, 3645 Gwatt

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# «Wir sind den Opfern verpflichtet»

Ist der zu lebenslänglich verurteilte Erwin Sperisen Opfer einer politischen Hetzjagd? Philip Grant, Anwalt und Direktor der Organisation Trial, nimmt Stellung zu den Vorwürfen, welche die *Weltwoche* im Zusammenhang mit dem Prozess in Genf gegen seine Organisation erhoben hat. *Von Alex Baur*

Rechtsanwalt Philip Grant, der kürzlich vom Bürgermeister die Ehrenmedaille «Genève reconnaissante» entgegennehmen durfte, ist eine bekannte Persönlichkeit in der Rhonestadt. Seit dreissig Jahren setzt sich der einstige Dienstverweigerer, Friedens- und Asylaktivist für die juristische Verfolgung von Menschenrechtsverletzungen rund um den Erdball ein. Bereits 1996 forderte er die Verhaftung des chilenischen Diktators Augusto Pinochet und dessen Auslieferung nach Genf.

Die 2002 von Grant mitbegründete und seither von ihm geleitete Nichtregierungsorganisation Trial war massgeblich am umstrittenen Verfahren gegen Erwin Sperisen beteiligt gewesen, den die Genfer Justiz im letzten Mai wegen eines Gefängnismassakers in Guatemala zu lebenslänglich verurteilte. Die *Weltwoche* kritisierte die Verquickung der Genfer Staatsanwaltschaft mit der Organisation Trial. Grant mochte die Kritik nicht auf sich sitzen lassen. Er empfängt uns im Sitzungszimmer von Trial, einem schmucklosen Kellerraum im «Maison des associations socio-politiques». Dieses von linksalternativen Kreisen initiierte und von der Stadt Genf subventionierte Zentrum bietet auf über 3000 Quadratmetern Raum für rund sechzig Organisationen, die sich sozialen, politischen und ökologischen Anliegen verpflichtet haben.

**Die Genfer Justiz will Erwin Sperisen lebenslänglich hinter Gitter schicken. Maître Grant, Sie haben erreicht, was Sie wollten – zufrieden?**

Ich freue mich nie, wenn ein Mensch ins Gefängnis muss. Aber ich glaube, die Justiz hat ihre Pflicht getan. Nach meiner Ansicht war es ein fairer Prozess.

**Was macht Sie so sicher, dass Sperisen ein mehrfacher Mörder ist?**

Trial war an der Strafuntersuchung der Genfer Staatsanwaltschaft nicht beteiligt, wir haben nur den öffentlichen Teil der Gerichtsverhandlungen verfolgt. Ich kenne die schriftliche Urteilsbegründung nicht, die Sie als widersprüchlich kritisieren, aber ich vertraue unserer Justiz.

**Es erstaunt mich, dass Sie Ihre Rolle jetzt so kleinreden. Seit 2008 veranstaltet ein Netzwerk linker NGOs, zu dem auch Trial gehört, eine eigentliche Menschenjagd auf Sperisen. Am Anfang war der Fall**

**«Finca Nueva Linda», ein komplizierter und blutiger Streit unter zwei Bauernorganisationen in Guatemala, ein Politikum, von dem heute niemand mehr spricht. Ohne Trial hätte es nie einen Prozess gegen Erwin Sperisen in der Schweiz gegeben.**

Der Ablauf stimmt so nicht, wie Sie ihn beschreiben. Trial ist erst im Februar 2009 in den Fall Sperisen eingestiegen, nach aufwendigen Recherchen notabene. Mit dem Fall «Finca Nueva Linda» haben wir direkt

**«Was hätte man denn sonst tun sollen? Die Morde ignorieren?»**

nichts zu tun, uns ging es von Anfang an um die Exekutionen im guatemalteckischen Gefängnis El Pavón. Es waren andere NGOs, die im Juli 2007 eine Strafanzeige gegen Sperisen einreichten. Ich habe diese NGOs zwar später vertreten, aber nicht im Namen von Trial, sondern privat als Anwalt.

**Trial präsentierte in einem Dokumentarfilm Maria del Socorro Vásquez als Mutter eines angeblichen Opfers von Sperisen; später fungierte diese Frau als angebliche Privatklägerin im Genfer Prozess. In einem auf Video aufgezeichneten Interview mit dem Journalisten Arnaud Bédar erklärt dieselbe Maria Vásquez aber kurz vor dem Prozess, sie habe keine Ahnung vom Genfer Verfahren, sie habe auch nichts gegen Sperisen. Ziemlich peinlich für Sie – oder?**

Wir haben den ersten Kontakt zu dieser Frau hergestellt, danach lief alles direkt über die Anwältin Alexandra Lopez, die sie als Geschädigte im Genfer Prozess vertrat. Was dort lief, dazu kann ich nichts sagen, weil wir nicht mehr involviert waren. Was ich aber versichern kann: Wir haben das Opfer damals sehr genau informiert über den Prozess in Genf, die Risiken und Konsequenzen. Was danach lief, wissen wir nicht. Es ist sehr schwer zu beurteilen von hier aus. Wir wissen nicht, wie und unter welchen Umständen das Interview mit Bédar zustande kam, was vorher lief. Bédar war ja selber nur ein paar Tage in Guatemala, und man kann sich fragen, wie er die Frau gefunden hat. Dem Journalisten ging es nur um den Scoop, und das einen Tag vor dem Prozess. Das Genfer Gericht hat später auch bestätigt, dass ihre Anwälte korrekt bevollmächtigt waren.

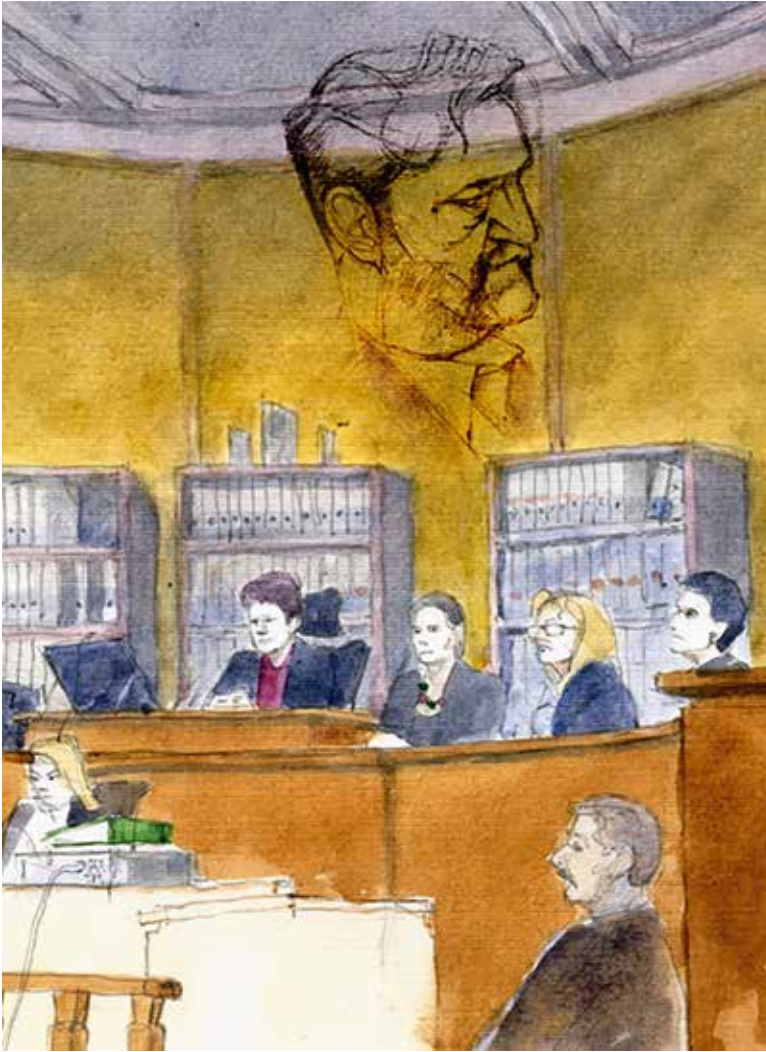
**Das Beispiel Maria Vásquez zeigt für mich: Es ist unmöglich, von Genf aus zu beurteilen, was im fernen Guatemala passiert ist.**

Bei einem Beziehungsdelikt wissen Sie auch nie genau, was zwischen zwei Partnern passiert ist. Man wird es vielleicht auch in einem Prozess nie genau herausfinden. Die Justiz muss trotzdem aufgrund von Aussagen und Indizien ein Urteil fällen. Im Fall Sperisen gab es viele Aussagen, Fotos und Fakten, und ich vertraue darauf, dass die Richter diese richtig ausgewertet haben. Gerade dieser Fall zeigt, dass es geht. Wir müssen nicht die soziokulturellen und ökonomischen Umstände von Guatemala beurteilen, sondern die Frage, ob jemand einen Mord zu verantworten hat oder nicht. Es wäre sicher einfacher gewesen, Sperisen in Guatemala vor Gericht zu bringen. Nur konnte man ihn als Schweizer Bürger nicht ausliefern. Also hat man ihm in der Schweiz den Prozess gemacht. Was hätte man denn sonst tun sollen? Die Morde ignorieren? **Sicher nicht. Aber die Genfer Justiz stützt sich auf eine Untersuchung aus Guatemala, die zahllose Mängel aufweist und die auf Kronzeugendeals baut, die in der Schweiz schlicht illegal sind, weil es sich um erpresste Anschuldigungen und erkaufte Pseudogeständnisse handelt, denen man niemals trauen darf. Wie können Sie als Anwalt derartige Machenschaften billigen?**

Gerade die Mängel bei der guatemalteckischen Justiz können auch ein guter Grund dafür sein, den Fall vor ein Gericht im Ausland zu bringen, sei das nun in der Schweiz oder anderswo. Kronzeugen sind sicher problematisch. Ich kenne das schriftliche Urteil wie gesagt nicht, aber es baut bestimmt nicht allein auf Kronzeugen. Zeugenschutzprogramme sind auch in der Schweiz zulässig; ein *plea bargaining*, also ein Straferlass bei Kooperationsbereitschaft, ist auch hierzulande unter Umständen möglich. Nun, wir werden sehen, was das Bundesgericht zum Genfer Urteil im Fall Sperisen sagt. Das Echo der meisten Prozessbeobachter war positiv. **Sie tun jetzt schon wieder so, als hätten Sie nichts mit dem Fall zu tun. In Wahrheit war das Ihr Prozess, den Sie angestossen und bis zum Ende begleitet haben.**

Wir haben an den Anfängen mitgewirkt, in Zusammenarbeit mit anderen NGOs, das stimmt. Als das Verfahren aber einmal lief, waren wir sehr zurückhaltend. Wir haben lediglich auf unserer Website, meiner Mei-





Politisch kontaminiert: Sperisen-Prozess in Genf.



«Die Justiz hat ihre Pflicht getan»: Rechtsanwalt Grant.

nung nach sehr nüchtern, über das Verfahren berichtet. Wir haben nie Propaganda damit betrieben und wir haben auch nicht mit der Privatklägerin «spendenwirksam hausiert», wie Sie zu Unrecht behaupten. Wir haben immer darauf hingewiesen, dass wir einen fairen Prozess wollen.

**Es gab in Genf einige namhafte Kritiker. Catherine Focas zum Beispiel, Gerichtsreporterin der Tribune de Genève, schrieb von «Kolonialjustiz». Wollen Sie von Genf aus den Weltpolizisten spielen?**

Der Begriff «Kolonialjustiz» ist in diesem Kontext absolut grotesk. Ein Polizeichef hat in Guatemala genauso wenig das Recht zu töten wie in der Schweiz. Sperisen wollte sich nicht der Justiz von Guatemala stellen. Soll er deshalb einfach straffrei bleiben? Stellen Sie sich vor, es wäre umgekehrt: Ein Ausländer wird eines schweren Deliktes in der Schweiz verdächtigt und setzt sich in seine Heimat ab. Wir würden auch verlangen, dass er dort belangt wird.

**Die Hauptverdächtigen Alejandro Giammattei und Javier Figueroa wurden aber in Guatemala beziehungsweise in Österreich rechtskräftig freigesprochen. Letzterer bekam sogar Asyl als politisch Verfolgter – in exakt demselben Fall, in dem**

**Sperisen als vermeintlicher Mittäter verurteilt wurde. Absurder geht es nicht mehr.**

Die Chronologie hätte auch umgekehrt sein können: dass Sperisen zuerst verurteilt wird und die andern freigesprochen werden. Ich kann die Prozesse in Österreich und in Guatemala nicht beurteilen. Die Möglichkeit besteht immer, dass verschiedene Gerichte zu unterschiedlichen Beurteilungen gelangen.

**Sperisen wurde verurteilt, weil es in Genf, anders als in Österreich, ein politischer Prozess war – und zwar von dem Tag an, als Staatsanwalt Yves Bertossa (SP) den Fall übernahm und Sperisen verhaften liess.**

Das stimmt nicht. Von beiden Seiten wurde hart gekämpft. Die Verteidiger versuchten immer wieder, Bertossa wegen angeblicher Befangenheit aus dem Verfahren zu drängen, bis hinauf zum Bundesgericht, immer erfolglos. Vielleicht hätten sich die Anwälte mehr auf den Inhalt konzentrieren sollen statt auf die Diffamierung des Anklägers. Natürlich gehört Yves Bertossa einer Partei an, wie alle Staatsanwälte. Zwar gehöre auch ich dieser Partei an, der SP, aber das ist es dann auch schon. Es gibt keine private Beziehung zwischen uns, wie Sie insinuiieren.

**Auch Sie sagen stets, Sie seien neutral. Ich kaufe Ihnen das nicht ab. Sie sind Teil eines**

**internationalen Netzwerkes von NGOs, die alle offensichtlich nach links tendieren.**

Und Sie schreiben für ein Magazin, dessen Besitzer und Chefredaktor soeben für die SVP in den Nationalrat gewählt worden ist und der schon lange markant rechte Positionen vertritt. Soll ich Ihnen deshalb unterstellen, Sie seien als Journalist unglaubwürdig und einseitig? Jeder Mensch hat eine Weltanschauung. Aber man kann ihm doch deshalb nicht unterstellen, dass er nicht zwischen Politik und Rechtsprechung unterscheidet – ohne den Beweis zu erbringen. Das stört mich sehr an Ihren Berichten, die sehr einseitig und stellenweise unwahr sind; mit uns haben Sie gar nicht geredet.

**Dann klären Sie uns jetzt auf – Sie bestreiten also, dass Trial eine linke NGO ist?**

Natürlich. Trial ist gemäss Statuten ein apolitischer Verein. Schauen Sie sich die Fälle an, die wir weltweit verfolgen. Wenn Menschenrechtsverletzungen begangen werden, interessiert uns wirklich nicht, ob die Täter von links oder von rechts kommen. Wir sahen uns nie als politische Organisation, sondern als eine Art Anwaltskollektiv. Wir sind allein den Opfern verpflichtet.

**Im Internet:** Die vollständige Fassung dieses Gesprächs finden Sie auf [www.weltwoche.ch/trial](http://www.weltwoche.ch/trial)

# Lesen auf Teufel komm raus

Soll man Kinder mit allen Mitteln zu Lesern machen? Leseförderung scheint das Gebot der Stunde. Mit zahllosen Aktionen wird versucht, auch das Klettermädchen oder den Fussballbuben ans Buch zu fesseln. Experten sind skeptisch. Das Ganze sei kontraproduktiv. *Von Daniela Niederberger*



*Sprachforscher sprechen von einem «Flow».*

Unsere Kinder sollen mehr lesen! Noch den letzten Büchermuffel will man zur Leseratte umpolen; der Aufwand, der betrieben wird, ist riesig: Lesesommer mit Preisen, Lesenächte an Schulen, Bücherbus, seit neustem gibt es sogar den Beruf der Leseanimatorin. Das ist alles gut gemeint. Lesen ist eine Grundkompetenz, wie es im Jar-

gon heisst. Aber bringt der Aktivismus etwas? Kann man das Kind, das lieber Fussball spielt oder bastelt, zum Leser machen? Sollte man?

Die Journalistin war selber ein Bücherwurm, lag nachmittags auf dem Bett und las. Sie kann gut lesen, das stimmt. Aber nicht basteln, nicht nähen – und was Sport anbelangt: Es geht

so. Ihre Tochter ist genau so. Sie liest ein Buch nach dem anderen, aber man muss sie vom Sofa aufscheuchen, damit sie sich bewegt. Die andere Tochter hingegen brachte sich das Einradfahren bei, kann den Handstand, sie zeichnet und näht. Lesen findet sie eher mühsam. Soll man als Mutter nun zur Leseanimatorin werden?

## Bringen Ranglisten etwas?

Sprachexperten argumentieren mit dem Grundsätzlichen. «In unserer Gesellschaft spielen Texte und Bilder eine dominante Rolle», sagt Christine Tresch vom Schweizerischen Institut für Kinder- und Jugendmedien. «Wer mitmachen will, braucht eine solide Lesekompetenz.» Angelica Bütler, die im Vorstand des Netzwerkes Leseanimation.ch sitzt, verweist auf «viele Schweizer Familien, in denen Bücher nicht Bestandteil vom normalen Alltag sind». Bei denen keine Gutenachtgeschichte erzählt wird, dafür der Fernseher läuft. Wo die Eltern müde von der Arbeit heimkommen und sich sagen: «Das Kind war in der Krippe den ganzen Tag beschäftigt, jetzt muss ich nicht noch vorlesen.»

Dabei, so die Experten, zeigen Studien, dass Kinder aus Familien, in denen viel vorgelesen wird, später in der Schule besser sind. Also muss man die Kinder zum Buch bringen, dann werden sie bessere Schüler. Das ist vermutlich ein Trugschluss. Vielleicht ist es auch so, dass Eltern, die gerne vorlesen, selber gut in der Schule waren und das den Kindern vererbt oder sonstwie weitergegeben haben.

Wie auch immer: Jetzt wird auf Teufel komm raus das Lesen gefördert. Weit verbreitet ist an Schulen das Computerquiz «Antolin». Die Schüler müssen Fragen zu gelesenen Büchern beantworten und erhalten Punkte. In den Klassen werden Ranglisten aufgehängt. Eltern und Lehrer sind skeptisch, weil die Kinder zwar Bücher verschlingen, diese aber quasi durchscannen mit dem Ziel, die Fragen zu beantworten.

Hansjakob Schneider ist Professor für Deutschdidaktik an der Pädagogischen Hochschule FHNW. Er sagt: «Das Leseverhalten vieler Kinder wird durch «Antolin» massgeblich beeinflusst. Sie lesen mehr.» Vor allem kompetitive Kinder spricht es an, viele Buben. «Ob es die Lesekompetenz erhöht, ist eine andere Frage», so Schneider, «vielleicht steigen auch die Lesemotivation und die Freude am Lesen nicht nachhaltig.» Aber immerhin: Die Kinder lesen. Christine Tresch findet «Antolin» «nicht das ultimative Leseförderprojekt». Die Energie verpuffe oft rasch, vor allem bei schwächeren Lese-



rinnen und Lesern. «Was Kinder brauchen, sind Schul- und öffentliche Bibliotheken mit Büchern für jedes Interesse und Niveau.»

Mit dem Lesesommer will man erreichen, dass Kinder auch in den Sommerferien zum Buch greifen. Wer an mindestens dreissig Tagen gelesen hat, darf an einem grossen Fest mit Konzerten und einer Verlosung teilnehmen. Da machte auch die sonst nicht lesende Tochter der Journalistin mit, denn sie wollte das Bike «im Wert von über tausend Franken». Sie hat es nicht gewonnen und liest auch nicht mehr.

Immer im November findet in der ganzen Schweiz eine Erzählnacht statt. Dieses Jahr unter dem Motto «Hexereien und schwarze Katzen». Da dürfen die Kinder vielerorts in der Schule schlafen, das heisst: eben nicht schlafen. «Man darf für einmal bis tief in die Nacht hinein lesen oder bekommt Geschichten erzählt», sagt Christine Tresch. «Das ist für viele Kinder ein prägendes Leseerlebnis.» Oder einfach sonst toll? Welches Kind findet es nicht super, woanders zu übernachten und nicht schlafen zu müssen?

Lesen ist nicht etwas für bebrillte Einzelgänger, nein, es ist für die coolen Kids. Auch diese Botschaft versucht man krampfhaft zu vermitteln. Etwa mit «Bookstar», einem Projekt, bei dem Teenager-Jurys ihr Lieblingsbuch küren und dem Autor «im Rahmen eines Kinder- und Jugendliteraturfestivals» einen Preis verleihen. Auf der Website von «Bookstar» sieht man ein Mädchen auf dem Bett lesen, an den Füßen trägt es angesagte Converse-Turnschuhe.

Auch die Aller kleinsten sollen zum Buch finden. Es gibt sogenannte Buchstartveranstaltungen für Kleinkinder ab neun Monaten. Animatorinnen zeigen in Bibliotheken oder Gemeinschaftszentren Bilderbücher und machen Klatschreime. Ausländermütter versucht man über die interkulturelle Leseanimation zu erreichen. «Viele Kinder wissen nicht, dass es Bücher gibt», glaubt Angelica Bütler.

Sprachwissenschaftler sehen den Aufwand kritisch. Cornelia Rosebrock ist Professorin an der Goethe-Universität in Frankfurt, ihr Fachgebiet ist unter anderem die Leseforschung und Lese didaktik. Sie schreibt in einem Essay: «Es wird ja nicht notwendig mehr gelesen durch diese Animationen, sondern es wird für das Lesen Werbung gemacht.» Leseanimation sei vermutlich relativ erfolgreich bei Schülern, die kaum Probleme haben, aber lediglich derzeit nicht lese motiviert seien. Diese liessen sich «gegebenenfalls» animieren. Jene aber, für die «das literarische Lesen nicht zur Gewohnheit ihres sozialen Umfeldes gehört, werden durch diese Verfahren offensichtlich kaum unterstützt». Rosebrock schreibt in ihrem auf der Plattform des Vereins Leseforum Schweiz erschienenen Aufsatz weiter: Schon die Autoren der ersten Pisa-Studie hätten

### Pizza Hut lancierte «Book it!». Für zehn gelesene Bücher gab es einen Pizza-Gutschein.

kritisiert, dass zu viel Leseanimation betrieben werde und zu wenig Leseförderung, die an die tatsächlichen Defizite der Schüler angepasst sei.

In den USA versucht man schon lange, die Schüler mit Belohnungen zum Lesen zu bringen. Programme wie «Antonlin» oder der Lesesommer stammen aus Amerika. Noch stärker als bei uns wird auf Preise gesetzt: Baseballtickets, Sticker, Radiergummis. Die Fastfoodkette Pizza Hut lancierte 1984 «Book it!». Für zehn gelesene Bücher gab es einen Pizza-Gutschein. Das Programm wurde weitherum kritisiert, einige witzelten, es produziere höchstens dicke Kinder, die nicht gern läsen. Doch vorerst einmal liess sich feststellen: Die Animiererei wirkt. Es wurde massiv mehr gelesen. Zugleich veränderten sich die Bücher: Die Schrift wurde grösser, der Bildanteil wuchs.

Mittlerweile gibt es einige Studien zu den Effekten der Leseanimation. Sie zeigen, dass Studenten, die an ihrer Schule keine Anreizprogramme hatten wie etwa «Accelerated Reader» (bei uns «Antolin»), später mehr lasen als Altersgenossen, die dem Programm ausgesetzt waren. Eine andere Studie zeigt, dass Schüler, die etwas fürs Lesen bekamen, später weniger lasen – ausser, wenn die Belohnung ein Buch war.

Kinder, die gerne lesen, tun dies um des Lesens willen. Sie tauchen ins Buch ein und sind absorbiert, Sprachforscher sprechen von einem «Flow». Kinder, die nicht gerne lesen, minimieren den Aufwand; ihnen geht es um korrekte Antworten, um Punkte und Noten. Belohnungen und Anreize haben einen paradoxen Effekt. Sie bringen die Kinder kurzfristig dazu, mehr zu lesen. Aber die Motivation kommt von aussen und ist auf den Preis fokussiert. Bleibt der weg, bleibt das Buch im Gestell.

Die frühere Präsidentin der kalifornischen Vereinigung der Schulbibliotheken, Marilyn Robertson, sagte einmal: «Jedes Kind mit Selbstrespekt wird sich fragen: «Warum bekomme ich einen Preis für etwas, was ich doch gerne machen soll?»» Professor Schneider sagt: «Wenn man vom Lesen spricht, meint man oft Otfried Preusslers «Räuber Hotzenplotz» oder Michael Endes «Unendliche Geschichte» – also Literatur. Es gibt vieles anderes. Man bringt nicht alle Kinder so weit, dass sie mit Genuss literarische Sprache lesen.» Manche lesen lieber Comics. Hauptsache, sie lesen.

Doch warum überhaupt das ganze Trara? Seit den neunziger Jahren wird nicht weniger gelesen, so Christine Tresch: «Zwar sind die neuen Medien dazugekommen, und Kinder kommunizieren und spielen digital. Aber Bücher lesen sie unvermindert gerne, das zeigen Befragungen.» Das sieht man schon am gigantischen Output: Jedes Jahr erscheinen auf Deutsch 8500 neue Jugend- und Kinderbücher. ○

## bb business broker

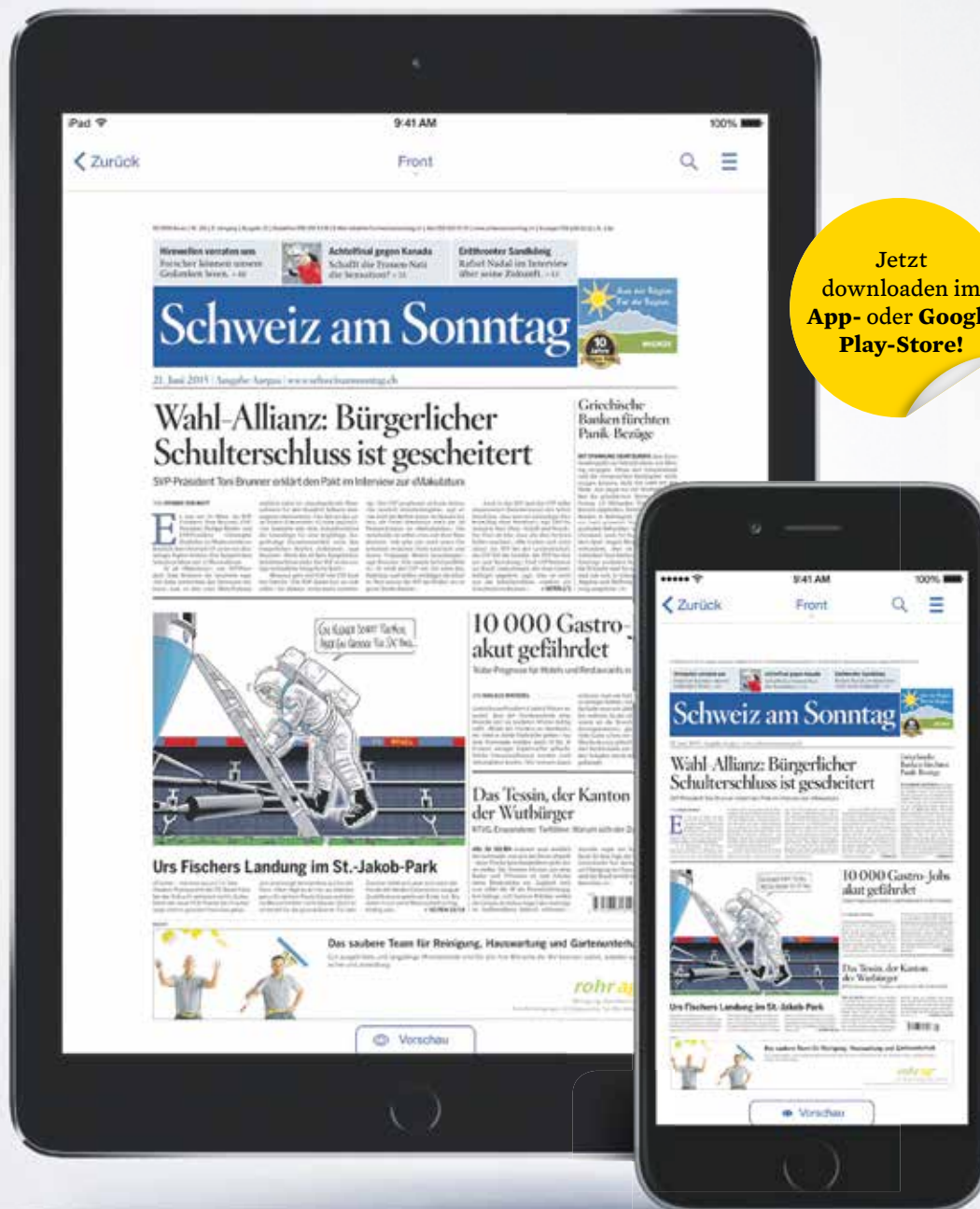
Erfolgreich in die Zukunft

Business Broker AG  
Florastrasse 44 CH-8008 Zürich  
T +41 (0)44 420 11 11 info@businessbroker.ch

	Umsatz:	Preis:
Führender Anbieter im Messe- & Ausstellungsbau	CHF 1'160'000.-	CHF 1'400'000.-
Schmuckgeschäft an Toplage	CHF 462'000.-	CHF 390'000.-
Hochprofitable Druckerei	CHF 1'179'000.-	CHF 1'300'000.-
Innovativer IT-Dienstleister mit firmeneigener ERP-Lösung	CHF 160'000.-	CHF 100'000.-
Spezialist für Messe- & Eventgestaltung	CHF 1'345'000.-	CHF 1'250'000.-
Personaldienstleister im Bereich IT & Engineering	CHF 6'049'000.-	CHF 1'000'000.-
Traditionsreiche Druckerei im Raum ZH	CHF 1'900'000.-	CHF 750'000.-
Elektroinstallationsunternehmen mit treuem Kundenstamm	CHF 2'000'000.-	CHF 500'000.-
Regional etablierte Druckerei	CHF 188'000.-	CHF 90'000.-
Branchenprofi für Innendesign und Innenarchitektur	CHF 6'200'000.-	CHF 1'400'000.-
Online-Shop für Verbrauchsmaterial	CHF 282'000.-	CHF 350'000.-
Cateringservice mit exzellentem Ruf	CHF 490'000.-	CHF 280'000.-

www.businessbroker.ch

# Die Zeitung macht mobil.



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play.

[www.schweizamsonntag.ch](http://www.schweizamsonntag.ch)



# Umdenken, bitte

Der Think-Tank Avenir Suisse zeigt, dass Frauen bei den Löhnen weniger benachteiligt sind, als dies meist behauptet wird. Die Bundesverwaltung stellt die Lage im Eigeninteresse verzerrt dar.

Von Beat Gygi

«Warum der Arbeitsmarkt nicht versagt»: Mit einer Studie unter diesem Titel tritt der Think-Tank Avenir Suisse den in Bundesverwaltung und Interessengruppen verbreiteten Vorstellungen von Marktversagen entgegen. Es geht um das Thema der Gleichstellung, vor allem der Lohngleichheit Mann-Frau. Beim Bund scheint man davon auszugehen, dass die Arbeitsmärkte diesbezüglich zu falschen Ergebnissen führen und deshalb Löhne und Anstellungspolitik der Firmen zu überwachen und zu korrigieren sind. Lohnüberwachung, Regeln zu maximalen Gehaltsdifferenzen oder zu Geschlechterquoten beim Besetzen von Stellen schweben vor allem jenen vor, die den Märkten und Unternehmen wenig zutrauen und rasch mit dem Hinweis auf den Gleichstellungsartikel in der Verfassung und das Gleichstellungsgesetz zur Hand sind.

Die Avenir-Suisse-Autoren schreiben, dass sich in der ganzen Diskussion über das Ziel der «Vereinbarkeit von Beruf und Familie» die Überzeugung verfestige, der Arbeitsmarkt versage, indem er die Frauen weiterhin mehr oder weniger benachteilige. Viele fänden die Lohnunterschiede auch deshalb besonders stossend, weil die Frauen vom Bildungsstand her die Männer eingeholt, ja praktisch überholt hätten. Eine ebenbürtige oder bessere Ausbildung, aber niedrigere Löhne – wenn das nicht Diskriminierung ist.

Das ist auch ungefähr die Sichtweise des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann (EBG), das 1988 vom Bundesrat eingesetzt wurde und heute als Apparat von Bundesrat Alain Berset's Departement des Innern seine Dienste verrichtet. Auf seiner Internetplattform «Lohngleichheit» schreibt das Büro, dass nach dem Grundsatz der Lohngleichheit für Frau und Mann eine gleiche und gleichwertige Arbeit gleich entlohnt werden müsse. Und es fügt an: «Trotzdem sind die Lohnunterschiede in der Schweiz noch gross. Frauen verdienen durchschnittlich 20 Prozent weniger als Männer. Rund 40 Prozent dieser Differenz basieren auf diskriminierendem Verhalten.»

Das lässt erwarten, dass die Bundesbürokratie den Druck auf die Unternehmen erhöhen will, zumal sie daneben weitere Ansatzstellen hat, an denen sie eingreifen kann. Neben der Umsetzung der Lohngleichheit zählt nämlich auch die Verhinderung von sexueller Belästigung am Arbeitsplatz zum Auftrag des Büros. Und das Privatleben der Bürger ist ebenfalls im Visier der Behörde: Sie soll eingreifen bei häuslicher Gewalt und Gewalt in Paarbezie-

hungen und sich darüber hinaus für eine faire Aufgabenteilung in der Familie einsetzen.

## Ein willkürliches Messinstrument

In der Studie von Avenir Suisse wird vor allem die verbreitete Klischee-Argumentation zur Lohndiskriminierung kritisiert. Der Spruch, laut dem der Lohnunterschied zwischen Mann und Frau von rund 20 Prozent nur zu zwei Dritteln erklärbar sei und somit etwa zu 9 Prozent eine Diskriminierung der Frau bedeute, sei weitverbreitet, aber eben falsch. Die Autoren legen dar, dass der nicht erklärbare Teil der Lohnunterschiede umso kleiner wird, je genauer man schaut, wie die Lebensumstände der Männer und Frauen wirklich sind.

Anders gesagt: Je besser die Daten, desto mehr schwinden die unerklärlichen Lohndifferenzen und desto weniger kann man behaupten, Frauen würden diskriminiert. Die Überlegungen von Frauen und Männern zu Berufswahl, Karriereplanung, Wahl der Firma, Arbeitspensen, Kindern oder Arbeitsteilung in der Familie prägen demnach einen grossen Teil der Lohnunterschiede. Lange nicht alles, was anfänglich danach aussehe, sei eine Benachteiligung der Frau. Eine liberale Gleichstellungspolitik müsste aus der Sicht von Avenir Suisse primär das frauenfeindliche Steuersystem beseitigen, also die gemeinsame Veranlagung der beiden Partner.

Daneben sehen die Autoren auch beim Elternurlaub oder bei der familienexternen Kinderbetreuung Verbesserungsmöglichkeiten.

Das Brisante an der Studie ist aber, dass sie einem vor Augen führt, wie weit die Bundesverwaltung in Richtung Überwachung und Vereinheitlichung der Arbeitswelt schon vorwärtsgekommen ist. So hat das Gleichstellungsbüro ein Programm zum Ermitteln von Lohndiskriminierung erstellen lassen, das unter dem Namen Logib im Internet verfügbar ist. Angepriesen wird es unter dem Titel «Lohngleichheit einfach überprüfen»; das sei ein problemlos anzuwendendes Programm für die Überprüfung der eigenen Lohnpraxis und gilt gar als «ein Lohngleichheitsinstrument des Bundes». Es gibt Pläne, dass nächstens alle Schweizer Unternehmen mit über fünfzig Mitarbeitern dieses Programm anwenden sollen, um die Lohngleichheit in der Firma zu messen.

Sollte so etwas Realität werden, wäre der Schaden gross. Das Logib-Modell beruht auf Daten der Lohnstrukturerhebung, die andere Zwecke hatte. Darin fehlen viele Merkmale, die für die Entlohnung wichtig sind, zudem können geringe Datenmengen kleinerer Firmen leicht zu Fehlschlüssen führen. Wer ein derart willkürliches Messinstrument verkauft, muss fast schon die Absicht haben, Diskriminierung vorzutäuschen, wo keine ist. ○



Klischee-Argumentation.

# Geniale Rohr-sanierung

Werner Näf hat eine bahnbrechende Erfindung in der Gebäudetechnik gemacht und sie weltweit erfolgreich vermarktet. Heute steht das Unternehmen stärker da als je zuvor. Doch es fehlen die Fachkräfte. Die Personenfreizügigkeit bringt der Naef Group keine Vorteile. Von Florian Schwab und Salvatore Vinci (Bild)



«Meine Schwestern haben das Geld im Griff, ich den Rest»: Ramon Näf (l.) mit Vater Werner.

In der Chirurgie heissen neuere Operationstechniken, die ohne grössere Verletzungen von Haut und Weichteilen auskommen, minimalinvasiv: Für das Einsetzen eines Bypasses am Herz muss nicht mehr der ganze Brustkorb geöffnet werden. Es genügt eine wenige Zentimeter lange Öffnung in der Umgebung der Brustwarze. Ähnlich schonende Eingriffe sind heutzutage an der Wirbelsäule oder an der Hüfte möglich.

Eine minimalinvasive Chirurgie auf dem Gebiet der Gebäudetechnik betreibt die Naef Group aus Freienbach am Zürichsee, im Kanton Schwyz. Mit siebzig Mitarbeitern führt das KMU schonende Sanierungen der Wasseradern in Gebäuden durch. Vor über dreissig Jahren hat Werner Näf, der Firmengründer, weltweit als Erster ein System erfunden, mit dem man angerostete oder korrodierte Rohre wieder instand setzen kann, ohne das Mauerwerk aufzubrechen: Über ein Druckluftsystem

wird von einem kleinen Zugangspunkt aus, beispielsweise einem Lavabo, das Rohr von innen heraus sandgestrahlt und anschliessend beschichtet. 1987 liess Näf die Erfindung beim Europäischen Patentamt schützen, dann trug er sie über ein Franchisesystem nach ganz Europa und nach Übersee.

## «Ein Riesenmarkt»

Wir treffen Werner Näf, der die Firma nach wie vor im Verwaltungsrat präsidiert, und seinen Sohn Ramon, 37, der sie als CEO führt, am Firmensitz. Der Unternehmensgründer wirkt mit sechzig Jahren energisch und tatkräftig. Er erzählt, dass in den siebziger Jahren unter den Ingenieuren die sogenannte grabenlose Technik für Unterbodenleitungen beliebt wurde: Bauämter und Gemeinden schätzten es, wenn nicht mehr der ganze Boden aufgerissen werden musste, nur weil irgendwo ein

Rohr defekt war. Ein Gebiet, auf das sich der junge Werner Näf spezialisierte. Doch konnte das, was im Grossen funktionierte, auch im Kleinen umgesetzt werden? Im Auftrag eines Liegenschaftsbesitzers, der in 15-jährigen Wohnhäusern immer wieder Wasserschäden zu beklagen hatte, tüftelte Werner Näf seine Lösung für Gebäude aus. «Ich sah: «Da gibt es ein gewaltiges Problem, aber keine Technik, um es zu lösen. Ein Riesenmarkt.»»

In den folgenden 23 Jahren verkaufte Näf die Technik auf dem ganzen Globus, dies mit kaum fünf Mitarbeitern, und er schulte seine Vertragspartner und verfeinerte die Methode immer weiter. Er trimmte den Betrieb, wie man es wohl betriebswirtschaftlich ausdrücken würde, auf ein schlankes und effizientes Dienstleistungs-, Know-how- und Schulungszentrum für Sanitärinstallateure, welche die von ihm erfundene Technik anwenden wollten. Doch als der Patentschutz in die Jahre kam, entwickelten sich immer stärkere Fliehkräfte.

Die Firma stand um die Jahrtausendwende vor der Aufgabe, sich neu zu erfinden. Und sie tat es. Werner Näf und sein inzwischen in die Firma eingetretener Sohn Ramon wechselten das Konzept und stellten auf Eigenleistung um. Sie begannen, ihre Sanierungen mit eigenen Technikern selber am Markt für Endkunden anzubieten. Geografisch konzentrierte man sich auf die Schweiz. Die Technik war mittlerweile so ausgereift, dass sogar filigrane Bodenheizungen damit instand gehalten werden können, was sich in der Schweiz zu einer Goldgrube entwickelte: Aus dem Kleinunternehmen wurde in nur fünfzehn Jahren ein mittlerer Betrieb mit heute siebzig Angestellten. 1400 Gebäudeanalysen und 800 Sanierungen führen die technischen Mitarbeiter der Naef Group heute schweizweit pro Jahr durch. «Bisher als einziges Unternehmen» erfülle die Naef Group die strengen Selbstkontrollvorschriften des Bundesamts für Gesundheit zur Trinkwasserqualität bei Innenrohrsanierungen.

Die ganze Familie ist mittlerweile in der Firma aktiv. Ramons zwei Schwestern arbeiten im kaufmännischen Bereich. «Sie haben das Geld im Griff, ich den Rest», sagt der junge Firmenchef. Dabei, so Vater Werner, «wollten wir ursprünglich nie ein Familienunternehmen werden». Doch die starke Wachstumsdynamik verlangte nach helfenden Händen, und die anfänglich skeptischen Kinder ent-



deckten den Reiz der unternehmerischen Selbständigkeit. Vor fünf Jahren engagierten die Näfs einen Turnaround-Spezialisten, um die Nachfolge auf den Weg zu bringen. Der Vater zieht sich seither Schritt für Schritt aus dem Geschäft zurück, das ihm aber nach wie vor gehört. «Im Sommer verbringe ich jetzt fast soviel Zeit auf dem Motorrad wie in der Firma», so der Senior. Den betriebswirtschaftlichen Wert des Unternehmens habe man nie abklären lassen. «Wir denken langfristig, nicht in Quartalszahlen.»

Langfristig denken die Näfs auch mit Blick auf die schweizerische Wirtschaftspolitik. Den Unternehmern bereitet die zunehmende Regulierungsdichte Sorgen. «Die Regulierung bindet Ressourcen», sagt Ramon Näf. Konkret nennt er ein überaus «mühsames Rösslenspiel» bis zum Erlangen einer Sanierungsbewilligung für ein Gebäude. Ebenfalls stören sich die beiden Unternehmer an der Datensammelwut des Bundesamts für Statistik: «Wir sind gesetzlich verpflichtet, Daten zu liefern. Alle zwei Wochen flattert eine Umfrage herein.» Das koste fast eine 30-Prozent-Stelle, die anderswo produktiver eingesetzt werden könnte.

Die immer schwierigere Verkehrssituation bietet für einen Dienstleistungsbetrieb mit vierzig Aussendienst-Firmenfahrzeugen, wie die Naef Group ihn darstellt, zusätzlich Anlass

zur Sorge. «Heute sitzt jeder unserer Aussendienstmitarbeiter im Durchschnitt eineinhalb Stunden länger im Auto als noch vor zehn Jahren.» Es werde angesichts der schon chronischen Verkehrsüberlastung immer schwieriger, pünktlich beim Kunden zu sein. Zudem hagelt es Verkehrsbussen: Beinahe täglich wird irgendwo ein Mitarbeiter geblitzt und wegen geringfügiger Übertretungen von 1 bis 2 km/h gebüsst. Ein Umsatteln auf die öffent-

### Experimente, Haustechniker aus dem EU-Raum anzuwerben, hat man wieder abgebrochen.

lichen Verkehrsmittel ist für die Naef Group keine Alternative, da die Technikteams mit Maschinen und Ausrüstung unterwegs sind.

Wie sehen Vater und Sohn die Zukunftsaussichten? Vor der hohen Nachfrage, so die Gebäudetechnikunternehmer, könne sich das Unternehmen kaum retten. Trotzdem, so Ramon Näf, wachse das Geschäft momentan seitwärts. Dies liege daran, dass man keine geeigneten Aussendienst-Haustechniker mehr finde. «Die Branche hat die Berufsausbildung vernachlässigt.» Fachkräfte seien kaum noch vorhanden, obwohl die Löhne «besser sind als im Büro». Bei der Naef Group hat man höchste Anforderungen an die Mitarbeiter. «Sie müs-

sen als Erstes Respekt vor dem Eigentum unserer Kunden mitbringen.» Das beginnt damit, dass sie sich an der Haustür erkundigen, ob sie die Schuhe anbehalten dürfen. Auch das Fluchen in den Kundenräumlichkeiten, eine weitverbreitete Unart unter Handwerkern, will man bei Näfs unbedingt vermeiden.

### Andere Arbeitsmoral

Experimente, Haustechniker aus dem EU-Raum anzuwerben, hat die Firma nach schlechten Erfahrungen wieder abgebrochen. Vielfach bewarben sich Mitarbeiter aus der Europäischen Union mit eindrücklichen Diplomen. «Im täglichen Einsatz merkt man dann, dass der angebliche Dr. Heizung den hohen Anforderungen nicht entsprechen kann.» Ein Sanitär mit Meisterbrief aus Deutschland sei im Durchschnitt weniger beruflerprobt als ein einfacher Sanitärinstallateur in der Schweiz. Zudem neigten die ausländischen Mitarbeiter dazu, betreffend Gewerkschaften, Arbeitszeiten und Arbeitsmoral andere Wertvorstellungen mitzubringen. «Unsere Firma hat klar nicht profitiert von der Personenfreizügigkeit», sagt der Mann, der seine Technologie einst in die ganze Welt verkaufte. Eine minimalinvasive Technik zur Sanierung der schweizerischen Wirtschaftspolitik, die willkommen wäre, muss erst noch erfunden werden. ○

# Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf [radiocentral.ch](http://radiocentral.ch)**



So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • [www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)

# Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können aus jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Webseite.

Artikel als PDF verschicken







Essay

## Gehirnwäsche an der Schule

Die grüne Lehre, die heute an den Schweizer Schulen gepredigt wird, ist eine menschenverachtende Pseudoreligion. Indem man uns schon als Kind ein schlechtes Gewissen eintrichtert, will man uns kontrollieren.

*Ein Gastbeitrag von Andrea Seamann*

Seit dem Tag, an dem die Menschen Öl gefunden haben, gibt es Vorhersagen über die unmittelbar bevorstehende Erschöpfung dieses Rohstoffes. 1914 errechnete das United States Bureau of Mines, dass die Ölreserven in zehn Jahren aufgebraucht sein würden. Im Jahr 1938 meinte das Innendepartement der Vereinigten Staaten, dass die nach wie vor sprudelnden Ölquellen in dreizehn Jahren erschöpft sein würden. 1977 prophezeite US-Präsident Jimmy Carter: «Wir könnten alle unsere bewiesenen Ölreserven in der Welt im nächsten Jahrzehnt aufgebraucht haben.»

Demnach hätten wir spätestens seit 1987 unser Öl von einem anderen Planeten anschaffen müssen. Tatsache ist: Das Öl ist so günstig wie nie zuvor, wir haben mehr als genug. Dabei basierten alle Vorhersagen auf angeblich streng wissenschaftlichen Untersuchungen. Wer Zweifel äusserte, galt als unverbesserlicher Ignorant. So lehren uns Schulbücher und Pädagogen seit einem Jahrhundert, dass uns das Öl sehr bald ausgehen werde.

Der Denkfehler liegt darin, dass man die Gegenwart in die Zukunft projiziert und das Potenzial der Menschen grob unterschätzt. So rechnete etwa die *New York Times* 1894 aus, dass «in fünfzig Jahren jede Strasse in London unter neun Fuss [Pferde-]Exkrementen begraben wird». Das Szenarium fusste zwar auf korrekten Fakten, aber die Dinge änderten sich schnell. Wir erfanden das Auto, das Pferd verschwand. In gleicher Weise wurden neue Ölreserven gefunden und neue Wege, sie billiger und effizienter zu bewirtschaften.

### Das Steak wird zum Frevel

Unsere Schulen bearbeiten die Schüler so, dass sie sich wegen CO<sub>2</sub>-Emissionen schuldig fühlen und wegen der globalen Erwärmung in Panik verfallen. Ist das angebracht? Nein, denn es bringt der Wirtschaft mehr Schaden als der Umwelt Nutzen. Angenommen, das Klima würde effektiv durch den Menschen aufgeheizt, angenommen, die Modelle des Weltklimarates stimmten, angenommen, wir hätten das teure Kioto-Protokoll voll durchgezogen – dann wäre die Erwärmung um rund fünf Jahre verzögert worden. Tatsächlich wurden die Kioto-Ziele aller Propaganda zum Trotz aber nie erreicht. Tatsächlich verzögern die erreichten Einsparungen – immer nach dem Rechnungsmodell

der Klima-Alarmisten – die Erwärmung gerade mal um sieben Tage. Eine geradezu lächerliche Zahl. Die Schweiz, die dank Atom- und Wasserstrom ohnehin relativ wenig CO<sub>2</sub> produziert, hat so gut wie keinen Einfluss darauf.

Warum verbietet unsere Schule das Fliegen, wenn wir auf Klassenreisen gehen? In meinen Augen ist dies der Versuch, den Menschen von der Wiege aus Schuldgefühle aufzubürden, um sie so unter Kontrolle zu bringen. Die Gehirnwäsche an unseren Schulen reflektiert ein politisches Klima, in dem uns die Umweltschützer



*Willkommen zurück im Mittelalter.*

einen heiligen Krieg der Gläubigen gegen die Ungläubigen predigen. Der Umweltschutz ist zu einer weltlichen Pseudoreligion geworden, die auf uralte Vorurteilen baut und diese zum Dogma erhebt: Die Natur ist gut, der Mensch von Grund auf verdorben.

Menschen werden auf ihren ökologischen Fussabdruck reduziert. Grüne Untergangspropheten verunglimpfen den Menschen damit als eine Art Krankheit. Ökologischer Fussabdruck – man muss sich diese Metapher vor Augen halten: Mit unseren dreckigen Stiefeln entweihen wird die jungfräuliche Mutter Erde. So verkümmert eine Reise nach Los Angeles auf

dreieinhalb Tonnen CO<sub>2</sub>, das Steak auf dem Teller wird zum Frevel, der mindestens nach Ablass ruft (mit CO<sub>2</sub>-Zertifikaten können wir uns gnädigerweise vom grünen, hoffentlich klimaneutralen Fegefeuer freikaufen).

Diese lebensverachtende Einstellung gegenüber der menschlichen Existenz steht im fundamentalen Widerspruch zum Humanismus und zur Aufklärung. Wenn wir unseren ökologischen Fussabdruck nicht vergrössert hätten, würden wir heute noch in den Höhlen leben, hätten eine Lebenserwartung von 35 Jahren und würden an Hunger und Pocken sterben (selbst Impfen ist ja neuerdings des Teufels). Das Streben der Menschheit nach Fortschritt und Freiheit wird zur Erbsünde pervertiert. Willkommen zurück im Mittelalter.

Das grüne Theater erinnert an Brechts «Galileo Galilei», wo die Armen glücklich gehalten werden sollen mit dem Versprechen, dass Gott

---

**«Den neuen Generationen den Fortschritt zu verbieten zu wollen, ist verantwortungslos.»**

---

es so wolle und sie auf die Probe stelle. Im selben Stil wollen die heutigen Grünen, dass die Armen glücklich sind im Wissen, dass die Natur ihre Armut will oder verlangt, um ein mystisches Gleichgewicht zu erhalten. Wenn alle so leben würden wie wir, so predigen sie an den Schulen, dann bräuchte es mehrere Planeten. Diesen kolossalen ideologischen Mist, der sich in unseren Schulzimmern mindestens so hoch türmt wie der virtuelle Pferdemit auf den Strassen von London, bekommen wir täglich eingetrichtert.

Wenn auch die Armen auf dieser Welt eine Chance haben sollen, muss man die Wirtschaft nicht einschränken, sondern wachsen lassen, unseren Fussabdruck nicht verkleinern, sondern vergrössern. Oder wie es Francis Bacon gesagt hätte: Wir müssen die Natur mehr dominieren und sie zwingen, ihre Geheimnisse preiszugeben. Den neuen Generationen den Fortschritt verbieten zu wollen, ist unmenschlich und verantwortungslos.

\*Andrea Seamann ist 18 Jahre alt. Er besucht die Kantonsschule Stadelhofen in Zürich



*Genau fünfzig Personen pro Stunde: Flüchtlinge überqueren die Brücke über die Saalach nach Deutschland.*

## Das kontrollierte Chaos

Jeden Tag empfangen die Behörden an der bayrischen Grenze gegen 10 000 Asylbewerber. Deren Versorgung und Verteilung auf ganz Deutschland funktioniert dank grosser Logistik immer reibungsloser. Wie man den Migrationsstrom stoppen kann, weiss niemand. *Von Alex Reichmuth*

«Österreich für Deutschland, bitte kommen!» Wie alle paar Minuten erreicht die Flüchtlingshelfer auf der Salzburger Seite dieser codierte Funkspruch der deutschen Bundespolizei gleich gegenüber des Grenzflusses Saalach. Er ist das Signal, dass wieder eine Gruppe Asylbewerber die Fussgängerbrücke in Richtung des deutschen Städtchens Freilassing überqueren darf. Sogleich setzen sich sieben Menschen in Bewegung: drei Männer, zwei Frauen, zwei kleine Kinder. Sie tragen Rucksäcke, stecken seit Wochen in den gleichen Kleidern und wirken abgekämpft. Die Gruppe darf auf diesen wenigen Metern über

die Brücke weder von österreichischen Behörden begleitet noch von der deutschen Polizei abgeholt werden. Beides wäre gegen das Gesetz, da es als Schleuserei gelten würde.

### Polizisten mit Mundschutz

Der kurze Gang über die Saalach nach Deutschland ist der einzige Moment, in dem die Migranten unbetreut bleiben. Kaum sind die paar Schritte getan, treffen sie wie schon auf österreichischer Seite auf Absperrgitter und Armeezelte. Polizeibeamte geben ihnen höflich, aber bestimmt Anweisungen: «Frauen und Kinder ins erste Zelt, Männer ins

zweite.» Geduldig lassen sich die erwachsenen Asylanten nach Waffen und gefährlichen Gegenständen wie Rasierklingen und Feuerzeugen durchsuchen. Ruhig warten sie ab, bis auch ihr Gepäck kontrolliert ist. Nur den Kindern sind die Polizisten mit Mundschutz unheimlich. Leise weinen sie vor sich hin. Doch gleich geht es ein Absperrgitter weiter in einen Warteraum, wo sich schon Dutzende Menschen befinden. Einige Minuten später fährt ein Reisebus vor. Man verstaubt die wenige Habe im Gepäckraum, besteigt den Car und wartet auf die Abfahrt ins Erstaufnahmezentrum.





wieder Absperrgitter und Polizeibeamte auf sie. Schlag auf Schlag wird nun registriert und versorgt. Zuerst gilt es, die Fingerabdrücke zu erfassen. Dann folgt eine erste Gesundheitsuntersuchung: Leidet jemand an einer Krankheit? Sind Unfallblutungen vorhanden? Hat es Frauen in besonderen Umständen? Anschliessend geht es zu einer kurzen Befragung. Die Übersetzer stehen bereit. Wer stammt woher? Warum ist man nach Deutschland gekommen? Alle bekommen einen Papierstreifen mit den soeben erfassten Daten ums Handgelenk. Für Hungerige und Durstige gibt es Sandwiches und Flaschenge Getränke, je eines pro Person. In einem Abteil mit gespendeten Textilien kann man sich notfalls mit Kleidern ausstatten. Ganze Reihen von Pritschen gibt es – bereit für diejenigen, die sich kurz hinsetzen oder hinlegen möchten. Genutzt werden sie kaum. Die Menschen ziehen es vor, sich in die Warteschlange zur nächsten Station einzureihen. Man will so rasch als möglich weiter.

#### «Wir haben ja freie Meinungsäusserung»

Hundertfünfzig Kilometer weiter östlich, im bayrischen Landkreis Dachau bei München: Gregor Feindt versichert sich, ob er gegenüber dem Reporter frei reden darf. Der anwesende Behördenvertreter nickt: «Wir haben ja freie Meinungsäusserung.» Feindt ist einer von sieben Asylbetreuern, die der Landkreis bisher zusätzlich angestellt hat – zur Bewältigung der «ausserordentlichen Lage». Der frühere Pressefotograf hat die Aufgabe, in einer umfunktionierten Sporthalle mit Platz für fast 300 Menschen für einigermaßen geordnete Verhältnisse zu sorgen. Die Erfahrungen, die er dabei macht, sind nicht nur erbaulich. Aber hier in Dachau, dem einstigen Standort eines Nazikonzentrationslagers, ist man besonders vorsichtig, wie man sich ausdrückt.

Bis vor wenigen Tagen lebten in der Sporthalle 270 von insgesamt 1200 Asylanten, die

#### «Mehrere Dutzend Asylbewerber sind bereits verschwunden. Wohin, das weiss niemand.»

dem Landkreis Dachau bisher zugeordnet worden sind. Inzwischen sind rund hundert von ihnen in eine neue Containersiedlung unterquartiert worden. «Die Verhältnisse haben sich damit merklich entspannt», stellt Feindt fest. Noch immer aber reiht sich Notbett an Notbett. Überall hängen Kleider herum. Kästen gibt es keine. Privatsphäre auch nicht. In der Mitte der Halle ist eine Verpflegungs- und Aufenthaltszone, in der Holzbänke herumstehen. Die verbleibenden 170 Migrantinnen, alles junge Männer, vorwiegend Schwarzafrikaner, sitzen herum, diskutieren oder konzentrieren sich auf ihr Handy. Sie sind seit mehreren

Wochen da. Bis auf weiteres sind sie zur Untätigkeit verdammt.

#### «Das macht einen etwas verzweifelt»

«Angesichts der Verhältnisse funktioniert das eigentlich erstaunlich gut», sagt Feindt. Mit «Verhältnissen» meint er nicht nur den knappen Platz und die unappetitlichen Zustände in den Toiletten, sondern auch die steigende Lethargie unter den Hallenbewohnern. «Da kann man schon von Lagerkoller sprechen», so der Asylbetreuer. Auch bei Feindt selber hat sich Frustration aufgestaut. «Die sind wie grosse Kinder», bricht es aus ihm hervor, «eine Horde schlechterzogener Jungs, obwohl sie eigentlich erwachsen sind.» Viele von ihnen seien «störrisch, schnell beleidigt, ohne Benehmen». Schockierend findet der Betreuer vor allem den «Rassismus», der sich zwischen den verschiedenen Volksgruppen zeige. «Die Syrer etwa schauen auf die Afrikaner hinunter.» Entsprechend seien



«Es läuft so weit gut»: Bundespolizist Höser.

Provokationen und Beschimpfungen an der Tagesordnung.

Gregor Feindt nimmt das Megafon zur Hand. Er muss eine unerfreuliche Nachricht durchgeben: Der Umzug der Bewohner in die neue Tragflughalle für total 300 Personen, wo die Wohnverhältnisse etwas angenehmer sein werden, verzögert sich erneut um einige Tage. «Keine Verlegung diese Woche», verkündet er auf Englisch. Die anwesenden Asylanten reagieren stoisch auf die Neuigkeit. Laut Feindt reduziert sich die Zahl der Bewohner der Sporthalle auch ohne Verlegung laufend. «Mehrere Dutzend Asylbewerber sind bereits verschwunden. Wohin, das weiss niemand.» Das liege wohl auch an ihrer Enttäuschung, weil sie mit falschen Vorstellungen nach Deutschland gekommen seien. «Die Schlepper sagen ihnen, hier erwarte sie ein eigenes Haus und viel Geld.»

Sind erst mal die verbleibenden Migrantinnen aus der Sporthalle in andere Unterkünfte verlegt, wird sie wohl nicht lange leer stehen. Der Landkreis Dachau ist verpflichtet, die kurzfris-

«Es läuft so weit gut, wir sind nicht am Limit», konstatiert Rudolf Höser von der deutschen Bundespolizei. Man glaubt es dem grossgewachsenen Beamten, der ebenso stramm wirkt wie das ganze Empfangsprozedere. Noch vor wenigen Wochen herrschte hier am Grenzübergang Chaos: Hunderte von Flüchtlingen sassen auf den Trottoirs, standen auf den Fahrspuren der Strasse und verursachten kilometerlange Rückstaus. Doch nun ist alles bestens geregelt und akribisch organisiert. Mit den österreichischen Helfern ist abgesprochen, dass pro Stunde genau fünfzig Migrantinnen über die Brücke gelassen werden. Keiner mehr, keiner weniger. So läuft es rund um die Uhr, Tag und Nacht. 1200 Migrantinnen in 24 Stunden macht das – exakt das Kontingent, das mit den Österreichern für den Grenzübergang Freilassing vereinbart ist.

Das Erstaufnahmezentrum liegt einige Kilometer entfernt und ist in einer ehemaligen Möbelhalle untergebracht. Kaum haben die Asylsuchenden den Bus verlassen, warten





Empfangsprozess: Gepäckkontrolle.



Notbett an Notbett: Unterkunft im Landkreis Dachau.



«Ich hoffe auf Ihre Kraft»: CSU-Landrat Stefan Löwl.

tige Unterbringung von 300 neuen Asylbewerbern zu gewährleisten. Dass diese Reserve voraussichtlich schon im November beansprucht wird, daran zweifelt niemand. Denn waren es bis Oktober noch 42 Migranten, die dem Landkreis mit rund 145 000 Einwohnern jede Woche zugeteilt würden, sind es derzeit bereits 54. Und ab Dezember werden pro Woche 80 Menschen hinzukommen, die untergebracht und versorgt werden müssen. Gregor Feindt kennt die Zahlen. «Dass kein Ende absehbar ist, macht einen schon etwas verzweifelt», meint der Asylbetreuer. «Man fragt sich, wo all die Flüchtlinge hinsollen.»

Zuständig ist in Dachau Landrat Stefan Löwl (CSU). Der oberste politische Verantwortliche im Landkreis bemüht sich um Zuversicht. Die Situation mit den vielen Migranten erachte er derzeit als noch bewältigbar. Wie lange aber kann das so weitergehen? «Ich weiss es nicht», meint Löwl. «Keiner kann es sagen.» Klar sei, dass es eine Obergrenze bezüglich der Aufnahmekapazität gebe – in seinem Landkreis, aber auch in Deutschland. Wo diese liege, hänge von der wirtschaftlichen Prosperität des Landes ab. Derzeit ist diese gut. «Kommt es aber zu einer Eintrübung, könnte es schwierig werden», so Löwl. Schon jetzt verschlechtere sich

### Ein Drittel der Ankommenen verweigere sich allen Eingliederungsbemühungen.

die Stimmung in der Bevölkerung zusehends angesichts des nicht enden wollenden Ansturms von Asylbewerbern. An Bürgerversammlungen gebe es «heftige Diskussionen», und immer häufiger manifestiere sich «lautstarkes Nichteinverständnis».

#### «Freilassing hat nichts mehr zu sagen»

Bauchschmerzen bereitet Löwl insbesondere die Integration der vielen Migranten in die Gesellschaft. «Diese Aufgabe kommt erst noch auf uns zu», konstatiert er. Aufgrund der gemachten Erfahrungen könne er diesbezüglich nur bedingt zuversichtlich sein. «Etwa ein Drittel der Flüchtlinge bemüht sich zwar aktiv um Integration, und ebenso viele sind zumindest mit etwas Schieben und Ziehen dazu bereit.» Das restliche Drittel verweigere sich aber allen Eingliederungsbemühungen. «Diese Leute lehnen Sprachkurse ab, ignorieren alle angebotenen Aktivitäten und entziehen sich Aufgaben wie Putzen oder Mülltrennen.» Um gegen solches Verhalten vorgehen zu können, brauche es weit einschneidendere Sanktionsmöglichkeiten als heute. «Verweigerung muss deutliche Leistungskürzungen zur Folge haben sowie die Art der Unterbringung beeinflussen», sagt der Landrat.

Im Grenzort Freilassing sitzt derzeit Helmut Wimmer in seinem Büro und macht die



Faust im Sack. Für den Leiter des kommunalen Ordnungsamts gibt es in seinem Städtchen immer weniger zu ordnen, zumindest im Bereich Flüchtlinge. Seit vor einigen Wochen die Bundespolizei und übergeordnete politische Instanzen das Zepter übernommen haben, ist die Stadtbehörde quasi entmachtet. Will sich Wimmer etwa in seiner eigenen Stadt im Erst-

## «Unglaubliche Zahlen an Flüchtlingen kommen auf uns zu.»

aufnahmezentrum umsehen, muss er bei den Wache schiebenden Polizeibeamten um Einlass bitten. «Freilassing hat nichts mehr zu sagen, und das macht uns unglücklich», stellt Wimmer fest. Schwierig sei die Situation, wenn sich Einwohner bei den kommunalen Behörden über die Zustände beklagten. «Ihnen mitzuteilen, dass wir schlicht nicht zuständig sind, kommt eben schlecht an.»

### Bis zu 70 Prozent Umsatzrückgang

Dabei teilt Wimmer die Sorgen der Bevölkerung voll auf. Seit Wochen etwa verkehrt die S-Bahn ins benachbarte Salzburg kaum mehr. So soll verhindert werden, dass Migranten unkontrolliert über die Grenze nach Deutschland gelangen. Freilassing und Salzburg seien aber eng miteinander verflochten, sagt der Amtsleiter. «Viele arbeiten drüben, und unzählige Kinder gehen in Salzburg zur Schule.»

Auch wirtschaftlich gehe es Freilassing von Woche zu Woche schlechter. «Viele Geschäfte leben wesentlich von Österreichern, die hier einkaufen kommen.» Doch angesichts von Problemen am Grenzübergang, kreisenden Helikoptern und patrouillierenden Polizisten habe kaum mehr jemand Lust auf einen Abstecher über die Saalach. «Der Umsatzrückgang des Detailhandels beträgt bis zu 70 Prozent», so Wimmer. «Viele Unternehmen sind existenziell bedroht.» Am meisten auf die Stimmung drücke die fehlende Perspektive. «Wenn wir wüssten, dass das Ganze nach einigen Monaten vorbei ist, könnte man sich arrangieren. Aber dem ist nicht so.» Dabei habe Freilassing viele Pläne gehabt, um die Stadt zu entwickeln. Jetzt sei alles in Frage gestellt.

Um dem Unmut Luft zu verschaffen, hat Freilassings Erster Bürgermeister Josef Flatscher (CSU) vor kurzem einen Brandbrief an Angela Merkel geschickt. «Wie lange wird die politische Planlosigkeit/Uneinigkeit auf dem Rücken unserer Bürger ausgetragen?», fragte er darin die Kanzlerin. Freilassing brauche wieder Normalität, mahnte Flatscher. «Ein freundlicher Flüchtlingsempfang darf nicht als Argument für das Ausbluten einer Stadt dienen.» Der Bürgermeister forderte im Schreiben, dass die Registrierung und der Abtransport der Flüchtlinge schon vor der

Grenze organisiert werde, auf österreichischem Boden. Der Brief wurde von sämtlichen 25 Mitgliedern des Stadtrats von Freilassing unterzeichnet, auch von den SPD- und Grünen-Stadträten.

Dass der Brief Wirkung zeigt, darüber macht man sich in der Grenzstadt allerdings keine Illusionen. Zu reibungslos läuft die durchgetaktete Empfangsmaschinerie inzwischen. Nur wenige Stunden etwa dauert die Erstversorgung der Migranten in der ehemaligen Möbelhalle. Anschließend besteigen diese erneut einen Bus, fahren zum Bahnhof Freilassing und werden dort in einen der wartenden Züge gesetzt. Immer um vier Uhr nachmittags fährt ein Zug mit genau 700 Menschen los, in Richtung Mannheim in Baden-Württemberg. Und immer um Mitternacht fährt ein zweiter Zug mit exakt 500 Migranten mit Ziel Berlin ab. Tag für Tag. Freilassing ist aber nur eine von insgesamt fünf Grenzstationen zu Österreich,



Schlafen ist sinnlich.  
Spüren Sie den Unterschied?

**roviva** 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, [www.roviva.ch](http://www.roviva.ch)

wo die deutsche Bundespolizei dasselbe Abfertigungsprozedere aufgezo-gen hat. Insgesamt gegen 10 000 Asylbewerber empfängt man so in Bayern täglich, registriert sie, versorgt sie und schickt sie weiter. Chaos an der Grenze – das war einmal. Mit deutscher Gründlichkeit ist jetzt für Ordnung gesorgt. Die Asylanten sind über die ganze Republik feinverteilt. Jedes Dorf, jeder Weiler bekommt einen Teil des Problems ab. Und überall dort stehen insgesamt Millionen an freiwilligen Helfern bereit.

### «So richtig lebendig»

Abends um acht in der Gemeinde Markt Indersdorf im Landkreis Dachau. Der örtliche Asylhelferkreis feiert sein zweijähriges Bestehen. Gegen hundert Personen, vorwiegend ältere Leute, haben sich eingefunden. Ein Pastor begrüsst die «lieben Asylhelferinnen und Asyl-

helfer» und spricht über «die Mitmenschen, die zu uns gekommen sind». Seit im Herbst 2013 die ersten dreissig dunkelhäutigen Menschen in der örtlichen Tennishalle untergebracht worden sind, hat der wachsende Kreis an Freiwilligen enorme Unterstützungsleistungen erbracht: Die Asylsuchenden in Indersdorf wurden mit gespendeten Matratzen, Decken, Kleidern und Schuhen ausgestattet. Man hat ihnen Brettspiele, Tischtennistische, Sportbekleidung und Christbaumschmuck gebracht. Man begleitete sie zu Ämtern, zu Ärzten, zu Therapeuten und zu Banken («Fast jeder hat inzwischen ein Konto»). Man feierte mit den Migranten Feste, unternahm mit ihnen Fahrradtouren und besuchte gemeinsam Zirkusvorführungen. Man opferte viele Stunden, um ihnen Deutsch beizubringen oder auch nur das Alphabet. Und man telefonierte herum, um für sie einen der raren bezahlten Hilfsjobs zu ergattern. Die Arbeit ist noch lange nicht zu Ende – im Gegenteil, es wohnen ja inzwischen über hundert Flüchtlinge auf Gemeindegebiet. «Der Asylhelferkreis ist so richtig lebendig», stellt der moderierende Pastor mit sichtlicher Freude fest.

Alle möglichen Fragen werden an diesem Abend im Kreis der Helfer geklärt. Wohin kann man gespendete Schuhe für den Winter bringen? Was soll getan werden gegen die vielen defekten Fahrradbeleuchtungen? Wo kann man sich das nötige Fachwissen aneignen, um Sprachkurse abhalten zu können? Nur eine Frage hört man hier nicht gern: Die Frage, wie lange das gutgehen kann, wenn immer noch mehr Asylanten ankommen. Wann die Belastungsgrenze erreicht sei. Skeptische Blicke erntet, wer solches anspricht. «Nein, wir sind nicht erschöpft», betont eine Helferin demonstrativ. Eine andere eilt ihr zu Hilfe: «Wir schaffen das.» Hat man keine Angst, dass die Stimmung in der Bevölkerung ob des Ansturms kippt? «Ach was», wehrt ein älterer Mann ab. Nötig sei vielmehr, das Flüchtlingswesen effizienter zu organisieren: schnelleres Asylverfahren, raschere Arbeitserlaubnis, weniger Bürokratie. «Und nicht so viele negative Berichte in den Medien», lässt er den Reporter mit fester Stimme wissen.

### Verdreifachung im nächsten Jahr

Am Helferabend zu Gast ist auch Landrat Stefan Löwl. Er bedankt sich für das grosse Engagement der Anwesenden. Die Unterstützungsdienste seien auch in Zukunft nötig, verkündet Löwl, – und wie: «Unglaubliche Zahlen an Flüchtlingen kommen auf uns zu.» Für 2016 sei glatt mit einer Verdreifachung der Anzahl Menschen zu rechnen, die man in Markt Indersdorf betreuen müsse. «Ich hoffe auf Ihre Kraft», appelliert der Politiker an die Versammlung. Und behilft sich in diesem christlich geprägten Helferskreis mit dem Glauben: «Der da oben wird schon wissen, wie es weitergeht.» Ob es die Politiker da oben auch wissen, steht in den Sternen. ○

# Lichtgestalt aus Mittele Erde

John Key hat das Zeug zum globalen Politstar. Seit sieben Jahren steht er an der Spitze Neuseelands. Als Banker verdiente er ein Vermögen. Als Premier verkörpert er mit seiner selbstironischen Art den neuseeländischen Normalbürger. Blick auf ein Phänomen am Ende der Welt. *Von Oliver Hartwich*

Spätestens seit der Verfilmung von «Der Herr der Ringe» gilt Neuseeland mit seinen grünen Hügeln, erloschenen Vulkanen, hohen Bergen als das real existierende Mittele Erde. Man weiss vielleicht auch noch, dass die Rugby-Nationalmannschaft All Blacks kürzlich ihren zweiten Weltmeistertitel in Folge feiern konnte. Ansonsten werden mit Neuseeland hochwertige Lebensmittel wie Lammfleisch, Kiwis und exzellente Sauvignon blancs in Verbindung gebracht.

All das ist richtig, und so könnte man bei dem Postkarten-Image beinahe annehmen, dass dieses exotische Traumland von freundlichen Hobbits regiert wird. Die Realität ist noch besser: Seit nunmehr sieben Jahren führt Premierminister John Key von der konservativen Nationalpartei die Regierungsgeschäfte. Wäre Neuseeland nicht so ein kleines Land am Ende der Welt, wäre Key ein globaler Polit-Star. So aber ist Key nur in Neuseeland weltberühmt.

Der 1961 geborene Key ist in mehrfacher Hinsicht ein Phänomen. Aus einfachen Verhältnissen stammend, hatte er zunächst eine beachtliche Bankkarriere in Auckland, Sydney, Singapur und London hingelegt. Hätte es ihn nicht in die Politik gezogen, wäre Key heute wohl längst Chef einer multinationalen Grossbank. Aber auch so wird sein Nettovermögen auf über dreissig Millionen Franken geschätzt.

## Turbo-Seiteneinstieg

Dass jemand mit so einem privatwirtschaftlich erfolgreichen Lebenslauf in die Politik wechselt, ist höchst ungewöhnlich. Noch ungewöhnlicher ist höchstens der Erfolg, den John Key, der Politiker, damit hatte.

Am wenigsten überraschend ist vielleicht noch, dass es Key, kaum im Parlament angelangt, innerhalb kürzester Zeit zum Parteichef brachte. Wo andere Politiker die Ochsentour absolvieren, wählte Key den Turbo-Seiteneinstieg. Erst im Jahr 2002 wurde er überhaupt Abgeordneter, war dann ab 2006 Oppositionsführer und regiert nunmehr seit 2008 als Premierminister. Viel schneller kann man im politischen Betrieb nicht aufsteigen – nicht einmal im kleinen Neuseeland.

Was Key aber wirklich aussergewöhnlich macht, ist seine Popularität. Das wohlhabendste Regierungsglied Neuseelands ist auch der beliebteste Politiker. Key gilt, seiner Karriere zum Trotz, nicht nur einfach als volksnah, sondern quasi als volksidentisch. Key spricht nicht wie ein Multimillionär, der auch noch

Premierminister geworden ist. Im Gegenteil, er verkörpert mit seiner unpräzisen, bodenständigen und selbstironischen Art geradezu den neuseeländischen Normalbürger.

Mit Key kommt jedermann gleich gut aus. Mit US-Präsident Barack Obama verbrachte er seinen letzten Weihnachtsurlaub golfend auf Hawaii. Queen Elizabeth II. gewährte ihm die seltene Ehre, mit der Familie auf Schloss Balmoral ein paar Tage zu verbringen. Trotzdem fliegt Key in Neuseeland Economy Class (der neuseeländische Premierminister verfügt über keinen Regierungsjet), lässt sich von Radiointerviewern bereitwillig durch den Kakao ziehen und hat auch sonst keine Probleme damit, «normal» zu sein.

Warum Key überhaupt nach Neuseeland zurückgekehrt ist und nicht seine internationale Karriere fortsetzte, hat er einmal so erklärt: Seine Kinder waren bei seiner Rückkehr sechs und acht Jahre alt und kannten ihr Heimatland

## Seine persönliche Zukunft hängt nicht davon ab, wie lange er noch im Amt bleibt.

so gut wie nicht. Key wollte aber, dass sie in Neuseeland aufwachsen. Zweitens zog es ihn immer schon in die Politik, und er wollte sich nicht später einmal vorwerfen müssen, es nicht wenigstens versucht zu haben. Und drittens konnte er es sich schlichtweg leisten: «Gut, wir hätten noch ein paar Dutzend weitere Millionen verdienen können, aber wir hatten einfach genug.»

Es ist diese finanzielle Unabhängigkeit, die Keys Erfolg zu einem guten Teil erklärt. Key kann es sich leisten, sich nicht verbiegen zu müssen. Seine persönliche Zukunft hängt nicht davon ab, wie lange er noch im Amt bleibt. Er hatte schon lange ausgesorgt, bevor er in die Politik wechselte.

Key profitiert von seiner Zeit als Topbanker jedoch nicht nur in finanzieller Hinsicht. Er hat aus der internationalen Geschäftswelt auch einen grossen Management-Erfahrungsschatz mitgenommen, den er nun in der neuseeländischen Politik anzuwenden weiss.

Ein enger Mitarbeiter des Premierministers beschrieb dessen Umgang mit seinen Kabinettsmitgliedern einmal wie folgt: Für jene Mitglieder des Kabinetts, die gut und erfolgreich arbeiten, gibt es seitens Keys kaum Weisungen. Er lässt sie einfach ihren Job machen.

Für andere Minister, die etwas mehr Führung brauchen, nimmt sich Key Zeit, ihnen klare Zielvorgaben und Handlungsanweisungen zu geben. Für jene Regierungsglieder, die trotz allem keine Leistung erbringen, ist die Zeit am Kabinettsstisch fast schon vorbei.

Aus der Privatwirtschaft brachte Key auch das Konzept der Key Performance Indicators (KPIs) mit. Normalerweise wird anhand von KPIs der Erfolg von Managern definiert. Bei Key gibt es



*Unpräzise und bodenständig: John Key gratuliert*



KPIs für alle Minister, die ihm halbjährlich Rechenschaft ablegen müssen. Für die meisten Unternehmen ist das eine Selbstverständlichkeit; im politischen Bereich aber ist es noch ziemlich ungewöhnlich.

### Erfolgsgeheimnis: Geduld

Key führt seine Regierungsmannschaft somit straff und effizient. Aber er hat es auch geschafft, mit seiner Politik den Zuspruch der Bevölkerung nicht zu verlieren – und dies, obwohl unter seiner Führung Neuseeland Schritt für Schritt reformiert wird.

Um es klar zu sagen: Key gehört nicht zu den ökonomischen Grossreformern und politischen Überzeugungstätern wie Margaret Thatcher oder Ronald Reagan. Letztere hinterliessen Thatcherismus und Reaganomics; aber es wird wohl weder Keyismus noch Keyonomics

geben. Das heisst aber nicht, dass John Key wirtschaftspolitisch untätig ist. Er führt allerdings seine Reformen ein, ohne viel Aufhebens darum zu machen. Keys Reformen sind geräuschlos und langsam, aber sie sind wirksam.

Keys politisches Erfolgsgeheimnis besteht in seiner Geduld. Bei ihm müssen nicht immer alle Reformvorhaben sofort und gleichzeitig

---

### Seine Reformen waren plötzlich nicht nur unumstritten, sondern nachgerade populär.

---

angegangen werden. Wichtiger ist ihm, dass die Bevölkerung zunächst von der Notwendigkeit von Reformen überzeugt wird. Kaum etwas passiert in Keys Neuseeland, ohne dass zuvor politischer Konsens darüber hergestellt wor-

den wäre. Dies erfordert teils langwierige Vorbereitungen. Es braucht zudem die Bereitschaft zu Pragmatismus und ein gutes Mass an Kompromissfähigkeit. Aber am Ende gewährleistet diese Strategie nicht nur den Erfolg der Reformen, sondern auch die andauernde Popularität der Regierung.

Das beste Beispiel für Keys wirtschaftspolitischen Reformstil sind die Sozialstaatsreformen, die seine Regierung von 2008 bis 2014 in Angriff genommen hat. In Keys erster dreijähriger Amtszeit wurde eine Expertenkommission mit der Ausarbeitung von Vorschlägen zur Reform des Sozialstaats betraut.

### Privatwirtschaftlicher Regierungsstil

Heraus kamen Vorschläge, die in ihrer Radikalität selbst die deutschen Hartz-Reformen weit hinter sich liessen. Der neuseeländische Sozialstaat sollte einer Rosskur unterzogen, Leistungsempfänger sollten schneller wieder in den Arbeitsmarkt integriert werden.

Normalerweise hätten solche Reformen die meisten Regierungen aus dem Amt katapultiert. Nicht so die Regierung von John Key. Mit Paula Bennett hatte er als verantwortliche Ministerin eine frühere Sozialhilfeempfängerin installiert, die als Teenager Mutter geworden war. Bennett konnte aus eigener Erfahrung glaubwürdig erklären, warum der Sozialstaat nur ein Sicherheitsnetz, aber keine Hängematte sein sollte.

Am Ende hatten die gute Vorbereitung durch die Reformkommission und die Persönlichkeit Paula Bennetts den gewünschten Effekt: Die Reformen, die Key vor seiner ersten Wiederwahl in Aussicht stellte, waren plötzlich nicht nur unumstritten, sondern nachgerade populär.

Ohne grössere politische Verwerfungen schaffte es Key, den Haushalt zu sanieren, die Einkommenssteuer zu senken, Charterschulen einzuführen und Freihandelsabkommen in der Region abzuschliessen. Ganz nebenbei wurde er auch noch Präsident der Internationalen Demokratischen Union, der globalen Vereinigung konservativer Parteien.

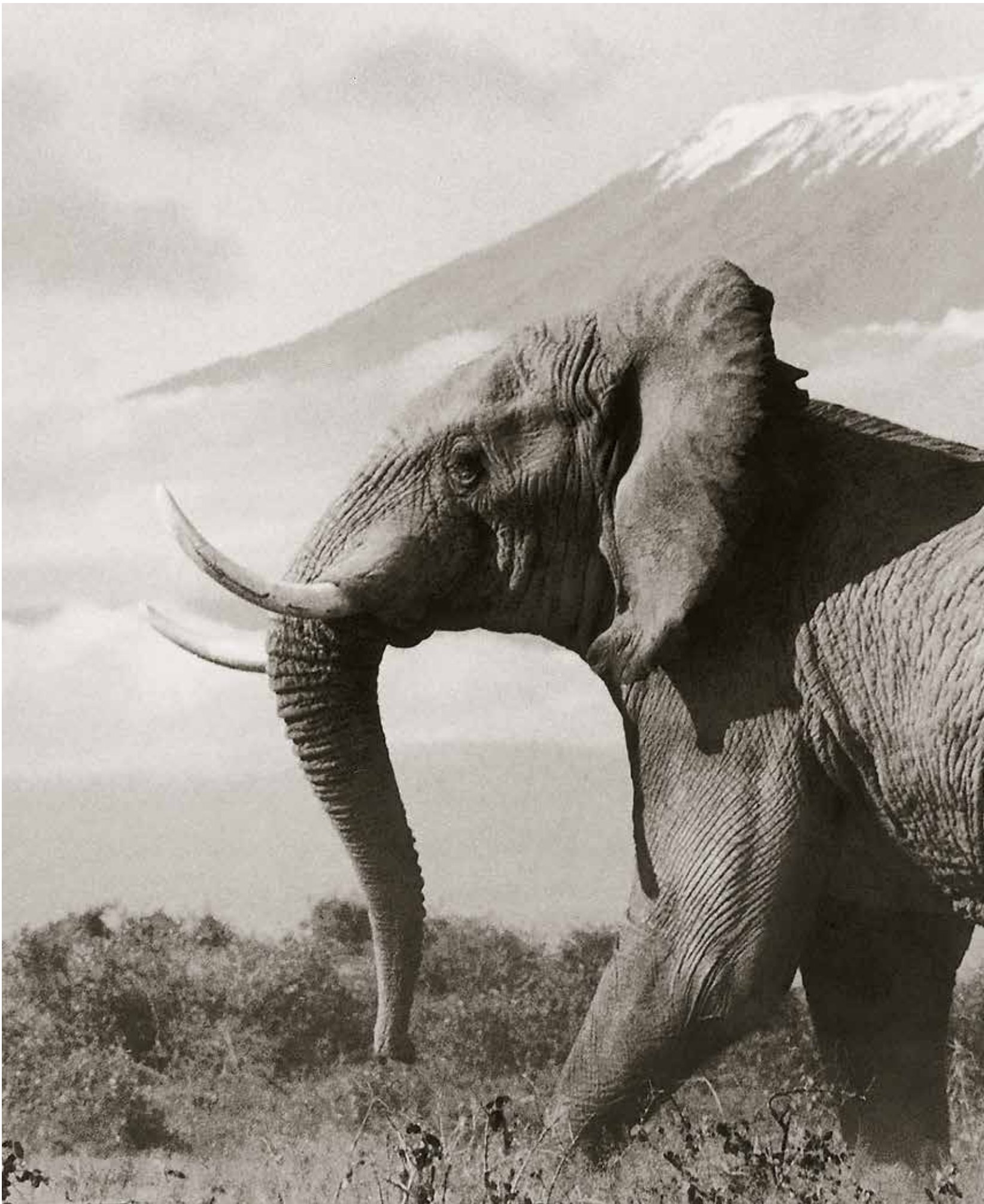
Auch nach sieben Jahren im Amt bleibt John Key ein Phänomen. Wie kein anderer Regierungschef hat er es geschafft, einen privatwirtschaftlich geprägten Regierungsstil zu etablieren, ohne im Geringsten an Popularität einzubüssen. Und er zeigt, dass Reformen immer noch möglich sind – wenn sie nur effizient verkauft werden.

In Mitteleuropa gibt es nicht nur Hobbits, Hügel und Vulkane, sondern auch den wohl erfolgreichsten Regierungschef der westlichen Welt. Schade, dass ausserhalb Neuseelands kaum jemand je von ihm gehört hat.



der Rugby-Nationalmannschaft zum Weltmeistertitel 2015.

Oliver Hartwich ist geschäftsführender Direktor des Think-Tanks The New Zealand Initiative. [www.nzinitiative.org.nz](http://www.nzinitiative.org.nz)



*Für ein bisschen Elfenbein: «Snows of Kilimanjaro» von Peter Beard.*





## Jetset-Tierschützer

Von Beatrice Schlag

Das Bild des Elefanten vor dem Kilimandscharo wurde vor mehr als fünfzig Jahren aufgenommen für ein Buch, das bei seinem Erscheinen 1965 Furore machte. Es hiess: «The End of the Game», ein schwer übersetzbarer Titel. Denn «game» bedeutet im Englischen sowohl Spiel wie Jagd. Mit der Ambivalenz des Titels spielte das Buch. Es zeigte die umwerfende Schönheit Afrikas und das, was der weisse Mann darin anrichtete mit seinem damals unbefangenen Drang, sich mit Gewehren der Wildnis überlegen zu zeigen. Es führte auch in Massen erlegte Elefanten vor, die für ein bisschen Elfenbein getötet wurden, und zu Dutzenden erschossene Zebras, deren Fell im Westen bestenfalls einen Bettvorleger hergaben. Es sind Bilder gedankenloser männlicher Arroganz.

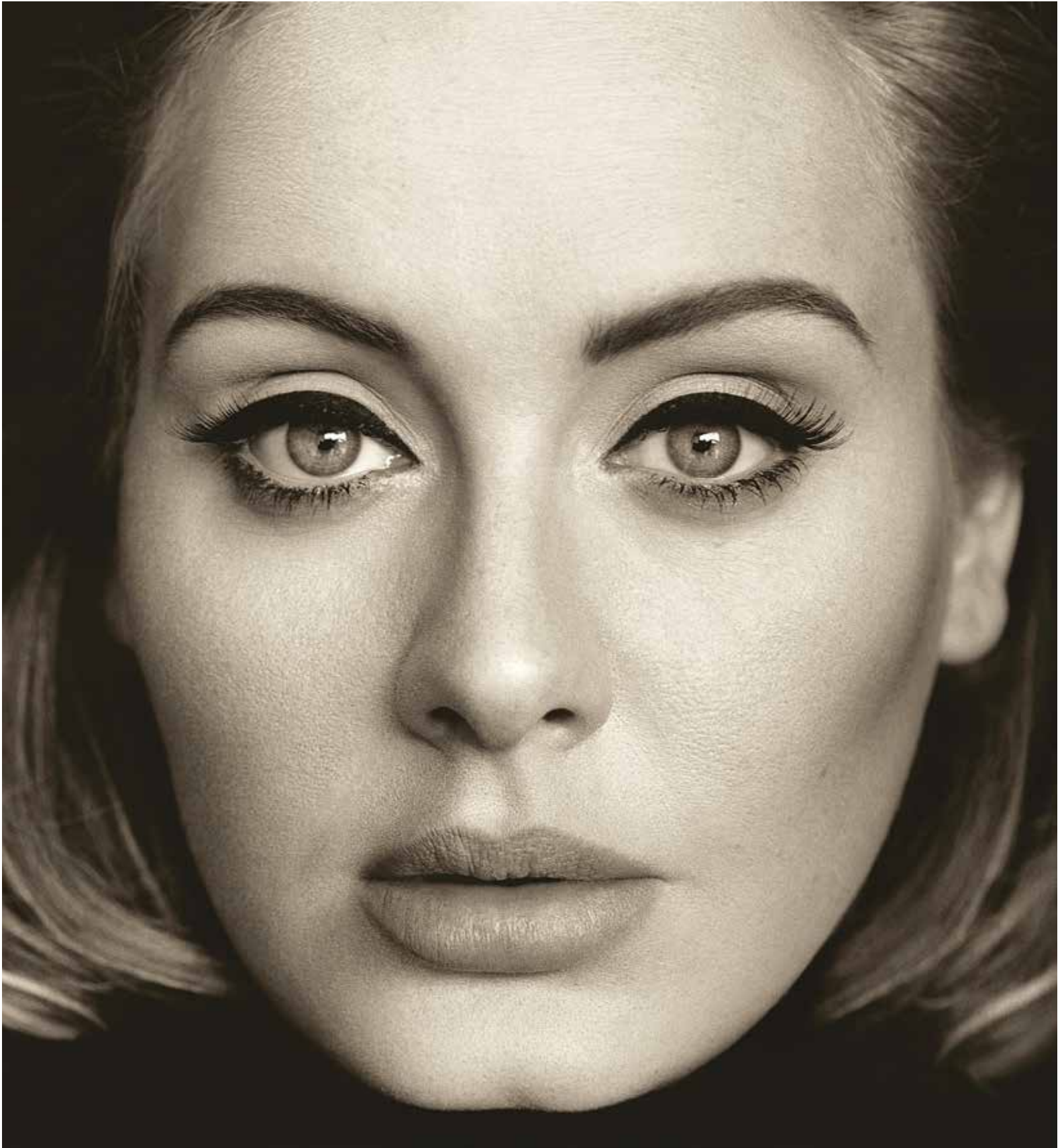
Dass das Buch 1965 ein Bestseller wurde, hatte viel mit der Prominenz des Fotografen zu tun. Peter Beard war nicht irgendwer in den USA, sondern der Sohn sehr reicher amerikanischer Eltern, der schon etwas über zwanzig in Afrika eine Ranch erwarb. Eine Nachbarin war Karen Blixen, deren Leben in Kenia seit dem Film «Out of Africa» fast jeder kennt. Wenn Peter Beard nach Amerika zurückkehrte, war er Dauergast im «Studio 54». Er zeigte sich gerne in der Gesellschaft von Jackie Kennedy, Andy Warhol oder Mick Jagger. Er fotografierte nicht nur Elefanten, sondern auch schöne Frauen. Iman wurde dank seiner Förderung eines der ersten schwarzen Fotomodelle, die international Erfolg hatten. Cheryl Tiegs, ein Supermodel der achtziger Jahre, wurde seine zweite Frau. Beards Zugehörigkeit zu den Reichen der Ostküste erklärt, warum sein Buch in einer Zeit, in der Tierschutz kein vordringliches Thema war, so ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregte.

Vor ein paar Jahren wurde Juan Carlos, damals König von Spanien, bei der Elefantenjagd in Botswana fotografiert. Im Oktober dieses Jahres wurde Walter Palmer, Zahnarzt aus Minnesota, der in Simbabwe den berühmten Löwen Cecil abgeschossen hatte, von den lokalen Behörden freigesprochen. Juan Carlos ist nicht mehr König. Walter Palmer hat vermutlich zahlreiche Patienten weniger. Der weisse Mann als Grosswildjäger ist eine Nummer von gestern. Inzwischen haben andere das Töten übernommen, meist zur Gewinnung vermeintlicher Potenzmittel aus Elfenbeinzähnen und Nashörnern. Die Arroganz hat sich nicht verändert, nur verlagert.

Peter Beard: Die letzte Jagd. 50<sup>th</sup> Anniversary Edition. Taschen, Fr. 99.90

## Immer eine Spur Abendkleid

Um Adele weht immer eine Brise biederer Tragik, von einer Erotik-Ikone ist sie weit entfernt. Trotzdem ist sie die erfolgreichste Sängerin der Welt. In den USA hat sie, was die Charts-Platzierung angeht, sogar die Beatles überholt. *Von Thomas Würdehoff*



*Blues-Überreste, Übermut und Gala: Popstar Adele.*



Dass sie 2011 und 2012 weltweit dreissig Millionen Exemplare von ihrem Album «21» verkauft hatte, war an mir vorübergegangen. Eher schemenhaft hatte ich Adele wahrgenommen, nicht, weil sie mir egal war – es hing mit der Schutzhülle zusammen, die man sich mit der Zeit überstülpt, um sich vor all den akustischen und optischen Marketingattacken halbwegs abzuwehren. Diese Attacken können zu allergischen Reaktionen führen. Wie auch immer: Meine Schutzvorkehrungen haben dazu geführt, dass ich mich fortan weigerte, Adele wahrzunehmen.

Die Schallmauer wurde erstmals durch das Kino durchbrochen. «Skyfall» war der beste Bond seit Menschengedenken, und Adele hatte den Titelsong geschrieben und interpretiert. Ihr war damit ein Ohrwurm aus Schwermut und Verlorenheitssehnsucht gelungen, der sich sofort und auf immer in meine Gehörgänge schraubte – trotz heftigster Gegenwehr. Larmoyant und klebrig sickerte diese tranige Musikschmelze in mein Ohr und ging mir augenblicklich auf die Nerven – ich verbat mir diese unerwünschte Aufdringlichkeit kategorisch.

### Bodenständiges Vorstadtfräulein

Dreissig Millionen Verkäufe in nur zwei Jahren! Die Kritiker des *Rolling Stone* ordneten «21» unter die besten Frauenalben aller Zeiten ein. Adele fand sich plötzlich eingeordnet zwischen Grössen wie Joni Mitchell, Dusty Springfield und Aretha Franklin wieder. Kein Zweifel: Die Dame aus Tottenham hatte es sich im Olymp bequem gemacht. Ist das fair?

Dass «21» sehr schnell nach dem Platin- den Diamant-Status bei den Verkäufen erreichte, mag ja noch angehen. Obwohl auch dieser Verkaufserfolg einige Fragen aufwirft. «Sex sells», sang die Grand Old Lady unter den Singer/Songwriterinnen, Joni Mitchell, vor Jahren, und da fallen mir Namen ein wie Madonna, Britney oder Whitney. Doch Adele ist weit davon entfernt, die nächste Erotik-Ikone unter den Sirenen der Hitparaden zu werden. Die 27-Jährige ist eher als unauffälliges, bodenständiges Vorstadtfräulein in die Öffentlichkeit getreten, Typ Kumpel, mit der man abends auch schon mal in einem Pub versacken kann. Von Anbeginn wehte eine Brise biederer Tragik um Adele, ein Eindruck, der nicht zuletzt auch durch die meist selbstverfassten Songs entstand – und durch die Frisur. Selbst wenn die Haartracht in Unordnung geraten war, legt ihr Anblick stets den erfolgreich abgeschlossenen Besuch bei einem Coiffeur ihres Vertrauens nahe. Verwegen war das nicht mal ansatzweise – Adele hat immer auch die Aura einer gefährdeten Schwiegertochter.

Gefrässig ist das Showbusiness allüberall und seit je. Durch labile und unberechenbare Figuren wie Amy, Marilyn oder Janis mussten Fans und Industrie auf manche aufregende Lustbarkeiten und Schnäppchen verzichten. Doch da ist

die stämmige Adele vor: Adele ist mit keiner Seelenfaser morbide, Todessehnsucht erscheint in ihrem Gefühlsspektrum nicht mal als feines Sediment. Die junge Mutter ist ein bodenständiges Londoner Girl, das mit Humor und Blick fürs Wesentliche seine Karriere durch die Untiefen seines plötzlichen Reichtums und der unverhofften Berühmtheit navigiert. Gefragt, beispielsweise, ob sie bereit wäre, für eine Million Pfund auf einem Geburtstagsfest zu singen, war die eindruckliche Replik kurz und bestimmt: «Ich mach's umsonst – wenn ich es mache!»

Bei allen Vorzügen der Berühmtheit empfindet sie gelegentlich die Permanenz öffentlicher Aufmerksamkeit als hemmend: «Wenn ich einen Raum betrete, bricht sofort das grosse Schweigen aus», räsionierte sie kürzlich in einem Interview. In diesem unnatürlichen Vakuum habe sie unentwegt den Verdacht, «ich sei dabei zu performen». Ein gesunder Reflex: Vermutlich ist der instinktiv akzeptierte Platz im Scheinwerferlicht auch ein sehr praktikabler Schutz vor dem drohenden Sturz in den Grössenwahn beziehungsweise in Drogen und Alkohol.

---

### Es ist die Heiserkeit, die man gelegentlich nach einer durchtanzten Nacht spürt.

---

Adeles Pop ist gutbekömmlicher Pop, gut gemacht, abwechslungsreich, keine Klischee-Sauce. Natürlich kennt man die Gesten, man kennt die Seufzer – doch das gilt auch für Madonna, Sia, Justin Bieber und One Direction. Sie ist eine effektvolle Shouterin, die ihre Songs mitreissend an den Mann und die Frau bringt, ein echter Feger, der einen Saal zum Kochen bringen kann. Songs wie «Rolling in the Deep» sind Knaller, denen sich wohl kein Popfan verschliessen kann. In Klavierballaden wie «Someone Like You» nimmt sie sich jeglichen Platz für das sehr breite Spektrum von Tonfällen, die sie ohne Protzallüre präsentiert. Echt ist Adele, authentisch.

### Clever aufgeschäumte Pop-Glasur

Ihre Stimme hat eine schöne Bluesfarbe, es ist immer ein Stück Heiserkeit dabei. Es ist die Heiserkeit, die man gelegentlich nach einer durchtanzten Nacht spürt. Die Stimmbänder setzen dann erst einen winzigen Bruchteil einer Sekunde später als geplant ein. Der Firnis auf ihren Songs, auf ihrer Performance besteht aus einer clever aufgeschäumten Pop-Glasur, die ihr der britische Starproduzent Paul Epworth (Cee-Lo Green, Florence+The Machine) für «21» massgeschneidert hat. Selbst bei den eher härteren Songs ist immer eine Spur Abendkleid dabei, ein paar Streicher im Hintergrund arbeiten behende, aber diskret an dem stets präsenten Samtteppich – Adele ist musikalisch stets im Wartestand zur nächsten Gala.

Wobei sie keineswegs das Klischee der Marionette an den Seilen der übermächtigen Musikindustrie erfüllt. Zum einen ist ihre Plattenfirma XL Recordings schlicht zu klein, um eine derartige Gängelung in die Wege zu leiten, zum anderen ist Adele wohl zu begabt. Ob sie tatsächlich Geschmack hat, wird sich an ihrer neuen Platte «25» erweisen, die seit immerhin geschlagenen zwei Jahren erfolgreich als unbekanntes Meisterwerk die Gerüchteküchen des Planeten dominiert. Alle Grössen des Popbiz wurden als potenzielle Mitwirkende genannt, von Phil Collins bis zu Damon Albarn, dem genialischen Popkönig der schlechten Laune. Die ursprünglich für 2013 vorgesehene Veröffentlichung wurde verschoben, zunächst weil die eingespielten Lieder vor Adeles Vertrautem Rick Rubin, dem legendären Producer-Genie von Johnny Cash, Kanye West et cetera, keine Gnade fanden – vermutlich aber auch, weil sich «21» so unerwartet lange gut verkaufte.

### Triff niemals dein Idol

Nun steht also tatsächlich und unwiderruflich «25» vor der Tür – zwei Jahre nach der korrekten Altersangabe der Interpretin, und die Spannung ist etwa so, als erwarte man eine neue J.-D.-Salinger-Ausgrabung, wie der britische *Guardian* spottete. Pünktlich zum Erscheinungstermin wurde bekannt, dass Adele in den USA bereits die Beatles übertrumpft hat – mit dem Album eines Künstlers, das am längsten an der Spitze der Charts verweilen konnte. Dafür gab's einen Dämpfer von anderer Seite: Damon Albarn, mit dem die Bluesdiva einige Songs zusammen für «25» komponiert hatte, maulte zunächst über das zu erwartende Schmuckstück, es sei «very middle of the road», um dann nachzusetzen, dass sie ihm schon noch «sehr unsicher» erschienen sei. «Sie ist halt noch sehr jung!», liess er herablassend wissen. Auch Adele bedauerte die kurze kreative Affäre: «Das Ganze endete als einer dieser Triff-niemals-deine-Idole-Momente. Traurige Sache, ich bedaure, die Zeit mit ihm verbracht zu haben!»

Soll es geben, diese Art von kreativem Knatsch. Schade wäre es, wenn Albarns Prophezeiung zutreffen würde und Adele im Einheitsbrei der flottierenden Poptrends unterginge. Für «25» jedenfalls hat sie sich einige Koryphäen ins Studio geholt, neben Epworth den schwedischen Hitfabrikanten Max Martin, der schon für Britney Spears knackigen Plastikpop produziert hatte. Hoffentlich werden die Legierungen nicht zu glänzend. Der Erfolg von Adele gründet auf dieser – vielleicht sogar nur zufällig entstandenen – Mischung aus Bluesüberresten, Übermut und Gala. Ein bisschen von allem ist in jedem Liebeskummer zu finden. Es ist nicht ihr Sex-Appeal – es ist diese prickelnd aufregende Traurigkeit, die ihren Erfolg ausmacht. Besonders bei ihrem weiblichen Publikum. Gott erhalte ihm sein Vorbild.

Adele: 25. XL Recordings/Musikvertrieb

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (–) **Monique Schwitter:** Eins im Andersn (*Droschl*)
- 2 (2) **Lucinda Riley:** Die Sturmschwester (*Goldmann*)
- 3 (1) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 4 (6) **Eveline Hasler:** Stürmische Jahre (*Nagel & Kimche*)
- 5 (3) **Michael Hjorth, Hans Rosenfeldt:** Die Menschen, die es nicht verdienen (*Wunderlich*)
- 6 (5) **Jo Nesbø:** Blood on Snow. Der Auftrag (*Ullstein*)
- 7 (7) **David Lagercrantz:** Verschwörung (*Heyne*)
- 8 (10) **Franz Hohler:** Ein Feuer im Garten (*Luchterhand*)
- 9 (–) **Hansjörg Schneider:** Hunkelers Geheimnis (*Diogenes*)
- 10 (–) **Fred Vargas:** Das barmherzige Fallbeil (*Limes*)

### Sachbücher

- 1 (–) **SRF bi de Lüt – Landfrauenküche, Band 3** (*Redaktion Landfrauen kochen*)
- 2 (1) **Arno Renggli:** Der Hund starb – was er nicht überlebte (*Wörterseh*)
- 3 (–) **Ueli Oswald:** This Jenny (*Wörterseh*)
- 4 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 5 (5) **Guinness World Records 2016** (*Hoffmann und Campe*)
- 6 (–) **Gianluigi Nuzzi:** Alles muss ans Licht (*Ecwin*)
- 7 (4) **Tilmann Lahme:** Die Manns (*S. Fischer*)
- 8 (7) **Jamie Oliver:** Jamies Superfood für jeden Tag (*Dorling Kindersley*)
- 9 (–) **Attila Hildmann:** Vegan Italian Style (*Becker-Joest-Volk*)
- 10 (6) **Henning Mankell:** Treibsand (*Zsolnay*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Emoji

Die Redaktion des «Oxford English Dictionary» hat erstmals kein Wort, sondern ein Piktogramm zum «Wort des Jahres» erkoren: das kleine gelbe Smiley-Gesicht (genannt: Emoji) mit zwei grossen Freudentränen, das für die Darstellung von Emotionen in Textnachrichten beliebt ist. «Emojis sind zu einer wichtigen Form der Kommunikation geworden, die sprachliche Grenzen überwinden kann», so die Begründung. Der Zufall wollte es, dass wenige Stunden nach der Bekanntgabe ein anderes Emoji im Zentrum eines Streits stand. Der deutsche Journalist Matthias Matussek hatte auf Facebook einen Kommentar zum Attentat in Paris mit einem Smiley versehen. Die Kontroverse darum eskalierte und endete mit der Entlassung Matusseks bei der Zeitung *Die Welt*. Womit die Oxford-Experten recht erhielten: Man soll die niedlichen Emojis nicht unterschätzen. (rb)

## Autoren

# Schweiz von der Achterbahn aus

Hardrocker Chris von Rohr hat einen neuen Kolumnenband veröffentlicht. Ein heiterer Ratgeber für alles. *Von Rico Bandle*



«Perfekte WC-Lektüre»: Rockstar von Rohr.

Schriftsteller Peter Bichsel hat das Kolumnenschreiben in der *Schweizer Illustrierten* zur literarischen Gattung erhoben. Lange Zeit bestand fast sein gesamter literarischer Ausstoss aus zwischen Buchdeckeln gebundenen *SI*-Kolumnen. Rocker Chris von Rohr folgt auf seinen Spuren, er hat eben seinen zweiten Band mit gesammelten *SI*-Kolumnen herausgegeben und ist damit erneut auf der Bestsellerliste gelandet. Bichsel und von Rohr, diese zwei Urgesteine der Schweizer Kulturszene, wohnen in Solothurn, beide setzen ihr Vergrösserungsglas auf kleine Alltagsbegebenheiten, die das Wesen des Landes viel besser einfangen als manch eine Grossanalyse. Bei allen Gemeinsamkeiten: Die Verwechslungsgefahr zwischen dem Rocker und dem *gmögigen* Schriftsteller ist gering. Im Gegensatz zu Bichsel ist von Rohr nicht Teil des Literaturbetriebs, er hegt auch keine Ambitionen in diese Richtung; am Telefon witzelt er, sein Buch sei die perfekte WC-Lektüre.

Es wird trotzdem kein Zufall sein, dass von Rohr gleich auf der ersten Seite seines neuen Buches «Götterfunken» Bezug auf seinen früheren Kolumnistenkollegen nimmt (Bichsel hat seinen *SI*-Kolumnen-Platz kürzlich an Pedro Lenz übergeben): «Im Gegensatz zu Peter Bichsel wünsche ich mir keine Langeweile, aus der dann etwas entsteht und mir das Gefühl eines langen Lebens gibt. Nein, mein Leben gleicht eher einem *roller-coaster ride*.» Von Rohr

lässt den Leser neben sich Platz nehmen auf einer vergnüglichen Achterbahnfahrt durch das Disneyland Schweiz.

### Liebeseerklärung an die Hausfrau

Von Rohrs Hauptanliegen ist der Kampf für mehr Lebensfreude – «mee Dräck», wie sein zum Bonmot gewordener Spruch heisst. In der Schweiz, so schreibt er, sei «alles wunderschön geordnet, geputzt, wir haben eine fantastische Natur, gut funktionierende Infrastrukturen und gute Luft. Aber warum nur blicken so viele Menschen zu Boden, frustriert, matt und griesgrämig?» Er ortet in unserer Geldfixierung eine ungesunde Entwicklung: «Wir leben hier in einer westlichen, stark materiell orientierten Wohlstandsgesellschaft, in der manchem das Haben mehr am Herzen liegt als das Sein. Die Wohnung sollte einen begehren Gewürzständer haben und einen Schleudersitz von der Tiefgarage aufs Sofa, wo die computergesteuerte TV-Landschaft mit netten Begrüssungsworten startet.» Der Rocker setzt sich vehement für die vom Zeitgeist verschmähten Hausfrauen ein, bricht eine Lanze für Ritalin, das Medikament, das Kinder mit dem Zappelphilipp-Syndrom ruhigstellt, oder für das Pflege-

### «Warum nur blicken so viele Menschen zu Boden, frustriert, matt und griesgrämig?»

personal in den Spitälern, das wegen des zunehmenden Profitdenkens im Gesundheitswesen kaum mehr Zeit für die Patienten habe. Der Mann mit dem Kopftuch hat nicht nur zu jedem Thema etwas zu sagen, sondern auch für jedes Problem eine Lösung. Diese heisst meist mehr Bodenhaftung, mehr Naturverbundenheit, weniger Materialismus oder mehr Musse.

Von Rohr ist zugleich Poet, Träumer, Freiheitskämpfer, Esoteriker und Lebensberater, mit einem Talent für sprachliche Kapriolen, die allem die nötige Leichtigkeit verleihen. Das Buch ist ein Plädoyer für mehr Genuss und Freude, ein Aufruf, sein Leben in die eigene Hand zu nehmen. So darf auch ein Seitenhieb gegen die subventionierte Kulturszene nicht fehlen: «Subventionen sind ein Angriff auf die Autonomie und leider meist auch auf die Kreativität – sie verursachen Zahnausfall. Und wer beisst schon die Hand, die ihn füttert?»

Chris von Rohr: Götterfunken – Die besten Kolumnen. Giger, 255 S., Fr. 29.90



# Tausend Dollar für eine Liebesnacht

Die Wiederentdeckung von Alfred Hayes' Roman «In Love» wurde in Grossbritannien und den USA gross gefeiert. Zu Recht. Von Oliver vom Hove

Ein Mann und eine Frau nachmittags in einer New Yorker Bar. Er redet, sie schweigt. Diese an ein Gemälde Edward Hoppers erinnernde Konstellation ist die Ausgangslage im wiederentdeckten Roman «In Love» (1953) des halbvergessenen britischen Autors Alfred Hayes.

Der Mann im Roman spricht von seiner Geliebten, die ihn vor langer Zeit verlassen hat. «Habe ich sie geliebt? Hat sie mich geliebt?» Diese Fragen treiben ihn vorwärts. «Ist es nicht schön, manchmal?», hatte die Frau damals gesagt. Wieso manchmal? War das schon das Glück?

Die Geschichte dieser Beziehung wird zum Monolog. Immer heftiger redet der Mann mit seiner Geschichte von früher auf die hübsche junge Frau ein. Was will er damit? Die junge Frau schweigt.

Es scheint, als sei diese Frau nur eine Statistin für die ungebremste Erzähllust des Mannes. Und um Lust, die sich der Liebe nicht stellt, ihr vielmehr ausweicht und ihr umso mehr verfällt, geht es dem Mann, und davon handelt seine wie mit Furien durch den Erzählnachmittag hetzende Geschichte.

Darin spielt eine 25-jährige Frau die Hauptrolle. Sie erscheint als eine jener fragilen Frauengestalten, die es sich trotz ihrer Jugend bereits im Wartezimmer des Lebens bequem gemacht haben. Viel zu früh verheiratet und Mutter geworden, hatte sie sich zu dem ebenso unentschlossenen Erzähler geflüchtet, bei dem sie sich zunehmend unglücklich fühlte.

Wie einen Befreiungsschlag empfand sie deshalb ein unmoralisches Angebot, das ihr ohne Vorbereitung eines Abends unverblümt unterbreitet wurde: tausend Dollar für eine Liebesnacht.

Für die Frau ist das – zumal in den frühen fünfziger Jahren – eine schier unvorstellbar hohe Summe. Hinzu kommt, dass der Angebotssteller ein einigermaßen taktvoller Gefühlsmensch ist, nicht ohne Sehnsucht.

Sie erzählt ihrem Liebhaber von ihrem Zwiespalt. Doch der reagiert gleichmütig. Natürlich sei sie frei, zu tun, was sie wolle. Da nimmt die Frau das Angebot des Tausend-Dollar-Mannes an. Später zieht sie sogar zu dem fülligen Reichen. In ihrem Drang nach Sicherheit fragt sie ihn einmal, ob er sie heiraten wolle. Als der Geschäftsmann, ganz vorsichtiger Unternehmer, zögert, ruft sie noch in der Nacht ihren früheren Liebhaber an.

Der hat inzwischen, von der Trennung aufgerüttelt, seine heftige Neigung zu ihr ent-



«Die Selbstgefälligkeit des Leidenden»: Alfred Hayes.

deckt. Indes, als sie zu ihm zurückkehren würde, stösst er sie zurück. Die gekränkte Eitelkeit ist stärker.

Die Flucht vor der Echtheit seiner Gefühle hält an. Der Erzähler nennt es erst später, in seinem Monolog an der Hotelbar, «die Selbstgefälligkeit des Leidenden».

## Mehrmals für den Oscar nominiert

Der Roman spiegelt die Gefühlslage des französischen Film noir wider, ergänzt um amerikanische Sachlichkeit. Beides hatte der Brite Alfred Hayes auf seinem Lebensweg ausgiebig kennengelernt: 1911 in London geboren, wird er als Dreijähriger mit seinen jüdischen Eltern nach New York auswandern. Als Drehbuchautor wurde er mehrmals für den Oscar nominiert. Im Zweiten Weltkrieg kam er mit der Army nach Europa und beteiligte sich nach 1946 in Rom an Filmen von Roberto Rossellini und Vittorio De Sica. Hayes schrieb Romane, Kurzgeschichten und Gedichte. Am 14. August 1985 starb er in Kalifornien. Die Wiederentdeckung seines Romans «In Love» wurde jüngst in den USA und Grossbritannien gross gefeiert.

Alfred Hayes: «In Love». Aus dem Englischen von Matthias Fienbork. Nagel & Kimche. S. 144, Fr. 17.40

# Seven steps to Miles

Von Peter Rüedi

Miles Davis ist der Picasso des Jazz. Anders als bei Musikern, die ihr Leben lang den Stil fortentwickelten, den sie einmal in ihrer Jugend gefunden hatten, war jede neue Formation von Miles eine veritable Premiere, auch wenn einige mäkelten, die Veränderungen hätten eher sein Umfeld betroffen als sein Spiel. Nur machen im Jazz (mehr noch als beim Theater) die Partner den König, und so ist die Geschichte des charismatischen Trompeters eine Folge von wechselnden Aggregatzuständen seiner Bands: von den Quintettaufnahmen mit Charlie Parker zum «Birth of the Cool»-Orchester zum klassischen Quintett mit John Coltrane zur Kooperation mit dem grossen Orchester von Gil Evans («Sketches of Spain») zum legendären Sextett mit Coltrane, Cannonball Adderley, Bill Evans («Kind of Blue») zum neuen Quintett der sechziger Jahre mit Wayne Shorter, Herbie Hancock, Ron Carter und Tony Williams, dann der weiteste Sprung, der zum «elektrischen» Miles («Bitches Brew»), bis endlich zur späten Pop-Phase der Achtziger – lauter Metamorphosen, die ein Teil der Fans im Namen der Orthodoxie regelmässig als Verrat beklagte. Eine Auswahl, die Miles Davis' Auftritte in Newport dokumentiert, der Mutter aller Jazzfestivals, zeigt uns also weniger eine feste musikalische Grösse als einen Weg, *seven steps to Miles*. Die erste CD der Viererbox beginnt mit einer eher Mainstream-mässigen Jam-Session alten Zuschnitts (1955), setzt sich fort mit einem Mitschnitt des Sextetts, in dem mehr noch als Coltrane und Bill Evans ein entfesselter Cannonball brilliert (1958). Die zweite dokumentiert zwei Auftritte des «neuen Quintetts» der Sechziger (1966/67), die dritte den «elektrischen» Miles (1969 und 1973) und die überraschendste, die vierte, den unter der Affiche «Newport Jazz Festival in Europe» produzierten Mitschnitt des ersten von zwei Konzerten in Dietikon (1971): viel Elektronik, viel Perkussion, aber auch sehr viel Luft, die vor allem Keith Jarrett zu verdanken ist, der an E-Piano und Orgel weite Hallräume schafft und filigrane melodische Spitzen klöppelt. Fabelhaft allein schon diese Ökonomie.



Miles Davis at Newport 1955–1975: The Bootleg Series Vol. 4. Columbia Legacy/Sony 8887575081952. 4 CDs



Ein famoses Karussell der Lebensentwürfe und Charaktere: Thomas Mann (M.) mit Familie in Lida, Litauen, 1930.

## Literatur

# Mann gegen Hitler

Die Familie Mann fand ihre grösste Aufgabe im Krieg gegen Hitler. Soeben sind zwei neue Biografien über sie erschienen. Die Faszination für die Saga des Clans ist ungebrochen. *Von Dagmar Just*

Schon wieder ein Buch über Thomas Mann? Der Markt sagt ja. Von der im Frühjahr erschienenen Familienbiografie «Das Jahrhundert der Manns» verkauft sich inzwischen die dritte Auflage. Ihr Autor liest daraus wie einst Thomas Mann in ausverkauften Sälen, und die nächste Biografie ist schon parat. Unstillbar scheint der Hunger nach Geschichten aus diesem Clan. Wieso?

**Vorgeschichten** — 4. September 1938, Zürich, «Grand Hotel Dolder». Thomas Mann, 63, beendet seinen Essay «Bruder Hitler», der in Stockholm gedruckt, aber nicht ausgeliefert wird. Der Haushalt in Küsnacht, das in den letzten fünf Jahren ihm, seiner Frau Katia, 55, und

den zwei jüngsten Kindern Michael, 19, und Elisabeth, 20, Exilheimat war, ist schon aufgelöst, die Kabine für die Überfahrt nach New York gebucht und die gutdotierte Gastprofessur an der Princeton University gesichert. Nur die triumphale Abschiedsvorlesung aus seinem entstehenden Goethe-Roman «Lotte in Weimar» im Zürcher Schauspielhaus steht noch aus. Dann besteigt er mit Frau und Tochter das Schiff nach Amerika. Elisabeth hat ihr Konzert- und Lehrdiplom für Klavier bereits in der Tasche. Michael studiert weiter Geige in Paris. Die mittlere Tochter Monika, 28, hat sich soeben mit dem von den Schweizer Langneses adoptierten ungarischen Kunsthistoriker Jenő Lányi, 36, verlobt und lebt nach dem

Honeymoon in Florenz und nach einem Wiener Intermezzo in Zürich. Auch ihr Bruder Golo, 29, ist nach einem glücklosen Jahr als promovierter Philosoph in Prag in die Alpenmetropole zurückgekehrt. Auch wenn er im November schon wieder nach Princeton fährt, Ziel sind die Eltern. Dort trifft er Bruder Klaus, 32, der gerade eine Entziehungskur in Zürich und eine Reportagerreise durch das Spanien des Bürgerkriegs mit seiner ruhelosen Schwester Erika, 33, absolviert hat und jetzt, zwischen dem Hotel «Bedford» in New York und den Eltern pendelnd, an seinem neuen Roman sitzt. Erika ist um die Ecke. Auf ihrem Schreibtisch: ihr druckfrisches Buch zur Erziehung im Dritten Reich, «School for Barbarians», und das Konzept für die nächste *lecture tour*. Während Onkel Heinrich, 67, Thomas Manns berühmter Bruder, noch in Südfrankreich weilt, wo er seine grosse Romanserie zur «Jugend» und zur «Vollendung des Königs Henri Quatre» abschliesst und synchron in Paris diverse Exilkonferenzen und Komitees präsidiert. In Prag verfällt sein einziges Kind Leonie, 22, das bei seiner Ex-Frau, der Schauspielerin Maria Kanová, 52, lebt, einem





Heiratsschwindler, der auch Bruder Thomas erpresst. Und seine *pretty woman* Nelly Kröger, 40, die früher so fröhliche Berliner Bordsteinschwalbe, wird mit einer Überdosis Veronal und Champagner in eine Suchtklinik bei Nizza eingeliefert. Dies ein tupfenartiges Gruppenbild der Kernfamilie Mann Ende 1938, als Hitler Österreich verführt und die Sudeten annektiert. Zehn der dreizehn Familienmitglieder – alle zwischen zwanzig und siebzig – sind im Exil. Die zwei Grossschriftsteller Heinrich und Thomas schreiben erfolgreich weiter. Alle Kinder studieren oder arbeiten, durch sie finanziert, weiter im Bereich der Kunst, der Literatur, der Musik, des Tanzes und der Philosophie. Weil für alle Thomas Manns Wort aus der von ihm und dem Schweizer Verleger Emil Oprecht herausgegebenen Exilzeitschrift *Mass und Wert* gilt: «Künstler wollen wir sein und Anti-Barbaren [...], den Wert verteidigen, das Freie und Kühne lieben und [...] den Gesinnungsschund verachten [...]» Was keiner ahnt: Der Feind steht mit seinen Plänen erst am Anfang.

«Mann des Jahres» — Am 2. Januar 1939 schockt das New Yorker *Time Magazine* seine Leser mit der Wahl des deutschen Reichskanzlers Adolf Hitler zum Mann des Jahres. Am 3. März pariert Thomas Mann mit seinem «Bruder Hitler»-Essay, der unter dem Titel «That Man Is My Brother» im *Esquire* erscheint. Am 20. April wird Hitlers fünfzigster Geburtstag in Berlin mit grossem Pomp und Bohei gefeiert. Am 27. kürt die *New York Herald Tribune* Thomas Mann in einer Buchrezension zum «Most Eminent Living Man of Letters». Der Krieg der Manns gegen den deutschen Diktator tritt in seine heisse Phase. Unter dem – vom Nobelpreisträger selbst verkündeten – Schlachtruf «Wo ich bin, ist Deutschland» operieren sie an allen zivilen Fronten. Vier Hochzeiten und ein Todesfall, vier Verhaftungen, eine Last-Minute-Flucht, drei Bestseller, zahllose Brandreden, Interviews, Essays, Vortrags- und Ferienreisen durch Amerika und Europa gehen allein in diesem Jahr auf ihr Konto: «A Family Against a Dictatorship» (Klaus Mann) – das ist ganz grosse Oper! Vital, farbenprächtig, hochpolitisch. Ein oscarreifes Drehbuch.

**Agenda Mann, 1939** — Im März heiratet Monika ihren Ungarn in London und in New York Michael seine Schweizer Schulfreundin Gret Moser. In Berlin brennen Tausende sogenannte entartete Kunstwerke. In Prag werden kurz nach dem Einmarsch der Wehrmacht Heinrich Manns jüdische Ex-Frau und Tochter verhaftet. In Boston erscheint Erika und Klaus Manns «Escape to Life», ein Who's who des deutschen Exils mit Anekdoten, Kurzbiografien und Fotos der deutschen Flüchtlings-Community in Amerika von Einstein bis Vicki Baum – ein Verkaufsschlager. Im Juni reisen Erika, Katia, Thomas, Klaus und Golo nach Europa. In Paris trifft Thomas zuerst seinen Bruder. Ein Thema: das von ihm gesponserte Volksfrontprojekt, dessen Präsident Heinrich ist. Unterdessen versucht Klaus in Amsterdam eine neue Entziehung. Golo übernimmt die Redaktion der Zeitschrift *Mass und Wert* in Zürich. Erika ist mit Therese Giehse noch in Arosa, als der nationalsozialistische Filmproduzent Robert Neppach ihre enge Jugendfreundin Gretel Walter, die Tochter des Dirigenten Bruno Walter, erschießt. Sie reist zur Trauerfeier, kümmert sich zugleich aber auch um die Versteigerung der Majolika-Sammlung ihrer jüdischen Grosseltern in London, um mit dem Geld die Ausreise der zwei alten

### Da waren Erbschlachten, Selbst- und Rufmorde, dazu Sex, Alkohol, Rauschgift, Tabletten.

Pringsheims ins rettende Zürich zu finanzieren. Thomas und Katia Mann sind inzwischen nach Stockholm unterwegs. Geplant ist, dass er auf dem PEN-Kongress über «The Problem of Freedom» spricht. Klaus Manns «Der Vulkan. Roman unter Emigranten» erscheint kurz vor dem 1. September, dem Tag, an dem die Wehrmacht Polen überfällt und den Zweiten Weltkrieg auslöst. Am 8. September glückt Erika das Kunststück, in der von Flüchtlingen überfüllten Hafenstadt Southampton noch drei Tickets für die Abreise aus Europa zu ergattern. Am 9. heiraten Heinrich und Nelly Mann in Nizza. Am 18. landen die Manns in New York. Unmittelbar danach beginnt Erikas neue *lecture tour*, das heisst fünf Monate quer durch Amerika mit vier bis fünf Vorträgen pro Woche, die den Zeitgenossen Hitlerdeutschland erklären. Im Oktober beendet Thomas Mann seine «Lotte in Weimar» und hält in Princeton, dem er seinen fünften amerikanischen Ehrendoktor verdankt, einen Vortrag über Goethes «Werther». Im November heiratet Elisabeth den charismatischen italienischen Politikwissenschaftler Giuseppe Antonio Borgese, 57. Und dann, es ist fast schon Weihnachten, säumt eine Million Menschen zur Premiere des Südstatenepos «Vom Winde verweht» die Strassen von Atlanta. Gut möglich, dass die Manns den Film damals im Kino sahen. Dass die Familie Hitler ihn sah,

ist verbürgt. Es war der Lieblingsfilm der vor der Öffentlichkeit versteckten Hitler-Geliebten Eva Braun, deren einziges Recht daheim in der Auswahl der Filme für das Abendprogramm bestand.

**Showdown** — Sechs Jahre später: Hitler hat seine Freundin doch noch geheiratet, sich aber am nächsten Tag mit ihr zusammen umgebracht. Monikas Ehemann war ertrunken 1940 bei einer Flüchtlingskatastrophe. Heinrichs Frau Nelly nahm sich noch 1944 das Leben. Die anderen Manns überlebten den Krieg. Und schrieben weiter, darunter so fantastische Romane wie den «Wendepunkt», den «Atem» und den «Felix Krull». Nur Heinrich starb arm und einsam in Amerika. Katia und Thomas zogen reich und hochgeehrt dahin zurück, wo sie «sich am meisten zuhause fühlten»: in die Schweiz. Alle anderen wechselten Länder und Wohnorte öfter als ihre Ansichten. Sie wurden Journalisten und Germanisten, Nachlasswitwen und Professoren, Historiker, Bratschisten und mischten sich weiter ein: öffentlich, provokant, meinungsstark. Lau war keiner. Sie zeugten oder adoptierten Kinder. Hunde spielten eine grosse Rolle. Und Gier sowie Ehrgeiz. Da waren Erbschlachten, Selbst- und Rufmorde wie in Balzacs «Comédie humaine», dazu Sex, Alkohol, Rauschgift, Tabletten. Ein famoses Karussell der Lebensentwürfe und Charaktere.

Manche kamen spät noch zu Lorbeeren. Alle leckten ihre Wunden. Glücklicherweise sei keiner gewesen, befand die Nachwelt – als gäbe es eine Pflicht zum Glückseligkeit. Zudem: Der lange Schatten des übermächtigen Vaters hemmte sie alle – Stichwort Homosexualitätskeule. Wahr ist nur: Sie alle waren Teil der einzigen Familie in Europas High Society, die ihr enormes Kapital an Intelligenz und Begabung, Geld und Netzwerken zwischen Capri und Cannes, Halifax und Harvard, Kalifornien und Kilchberg in Kunst und Geist, «das Freie und Kühne» im Politischen wie im Privaten investierte. Hitler hat für seinen Nachruhm die halbe Welt in Schutt und Asche gelegt. Die Manns aber füllen Biografien und Filme, weil sie Welten kreierten, Romanwelten und die romanhafte Welt ihrer *amazing family*, dieser erstaunlichen Familie. Für das Publikum von heute bot sie das, was die «Buddenbrooks» für Thomas Manns Leser damals waren: eine Familiensaga mit Echtheitsgarantie. Ein Geschichtsthiller im Familien- und Künstlertmilieu mit allem Glanz, allen Neurosen, allen Niederlagen – der seltene Stoff, aus dem die Träume sind.

Manfred Flügge: Das Jahrhundert der Manns. Aufbau. 416 S., Fr. 31.90

Tilmann Lahme: Die Manns. Geschichte einer Familie. S. Fischer. 480 S., Fr. 35.90

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Dheepan</b>	★★★★★
	Regie: Jacques Audiard	
2	<b>Sicario</b>	★★★★★
	Regie: Denis Villeneuve	
3	<b>A Perfect Day</b>	★★★★☆
	Regie: Fernando León de Aranoa	
4	<b>Truman</b>	★★★★☆
	Regie: Cesc Gay	
5	<b>Black Mass</b>	★★★★☆
	Regie: Scott Cooper	
6	<b>Schellen-Ursli</b>	★★★★☆
	Regie: Xavier Koller	
7	<b>Inside Out</b>	★★★★☆
	Regie: Pete Docter, Ronnie Del Carmen	
8	<b>Steve Jobs</b>	★★★☆☆
	Regie: Danny Boyle	
9	<b>Spectre</b>	★★★☆☆
	Regie: Sam Mendes	
10	<b>The Martian</b>	★★★☆☆
	Regie: Ridley Scott	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>Spectre</b>	149925
	Regie: Sam Mendes	
2 (2)	<b>Schellen-Ursli</b>	23883
	Regie: Xavier Koller	
3 (-)	<b>Steve Jobs</b>	5610
	Regie: Danny Boyle	
4 (3)	<b>The Martian</b>	5099
	Regie: Ridley Scott	
5 (6)	<b>Hotel Transylvania 2 (3-D)</b>	4465
	Regie: Gennady Tartakovsky	
6 (7)	<b>Inside Out (3-D)</b>	4038
	Regie: Pete Docter, Ronnie Del Carmen	
7 (4)	<b>The Last Witch Hunter</b>	3667
	Regie: Breck Eisner	
8 (-)	<b>Irrational Man</b>	3539
	Regie: Woody Allen	
9 (5)	<b>Paranormal Activity: The Ghost...</b>	2580
	Regie: Gregory Plotkin	
10 (9)	<b>The Intern</b>	2235
	Regie: Nancy Meyers	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Jurassic World (Universal)</b>
2 (-)	<b>Ostwind 2 (Constantin)</b>
3 (2)	<b>San Andreas (Warner)</b>
4 (3)	<b>Homeland Staffel 4 (Fox)</b>
5 (5)	<b>Honig im Kopf (Warner)</b>
6 (4)	<b>Last Knights (Impuls)</b>
7 (-)	<b>Die Tribute von Panem (Impuls)</b>
8 (8)	<b>Mad Max: Fury Road (Warner)</b>
9 (6)	<b>Avengers – Age of Ultron (Disney)</b>
10 (-)	<b>Die Eiskönigin (Disney)</b>

Quelle: Media Control



Enorme Suggestivkraft: «Corn Island».

### Kino

## Die Welt im Schwemmland

«Corn Island» erzählt in überwältigenden Bildern vom Überleben auf einer kleinen Insel. Ein Meisterwerk des Absurden.

Von Wolfram Knorr

Jeder Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigen Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen», so Albert Camus in «Der Mythos des Sisyphos». Für den georgischen Bauern Abga bedeutet eine kleine Insel im Enguri-Strom die ganze Welt. Immer im Frühling bildet fruchtbares Schwemmland temporäre Inseln, die von den Bauern genutzt werden, um Mais fürs Überleben anzupflanzen, ehe die Inseln mit den Herbststürmen wieder verschwinden. Macht die Natur mit, kann geerntet werden; wenn nicht, wird es Jahr für Jahr aufs Neue versucht.

«Corn Island», das preisgekrönte Drama des Georgiers George Ovashvili («The Other Bank»), erzählt in überwältigenden Bildern und Cinemascope von Abgas Bemühungen, einer solch kleinen Insel einen kulturellen, fürs Leben elementaren Nutzen abzurufen. Und so beginnt die Inanspruchnahme der Insel mit der genauen Begutachtung der Erde, dann mit dem Sammeln von Bohlen, Planken, Brettern und Steinen, um damit eine Hütte zu bauen. Es folgen das Umgraben der Erde, das Säen des Korns, das Pflügen. Mit seinem Boot rudert er täglich auf seine winzige Insel; bald begleitet ihn seine 16-jährige Enkelin Asida. Die einzel-

nen Arbeitsschritte haben physische Intensität. Es gibt kaum Dialoge, kaum Musik, nur Geräusche der Natur: Vogelgezwitscher, rauschenden Wind, knarzendes Holz, knirschende Erde, platschendes Wasser. Eine Idylle, aber dann wird sie von fernem, dumpfem Maschinengewehrfeuer zerrissen, und aus der Tiefe des dahinströmenden Flusses tauchen knatternde Motorboote auf mit misstrauisch starrenden Soldaten. Sie rauschen vorbei, mal aus der einen Richtung, mal aus der anderen; mal sind es Georgier, mal Russen, mal Abchasen. Sie bleiben auf Distanz und potenzieren die Bedrohlichkeit.

### Anders als «Spectre»

Nach dem Niedergang der Sowjetunion kam es zu militärischen Konflikten zwischen den Kaukasus-Staaten Georgien und Abchasien, und Zankapfel wurde der Fluss Enguri. Mit diesem politischen Hintergrund gelingt Ovashvili eine grandiose Parabel auf den zeitgenössischen, der Sicherheit beraubten Menschen. Einmal steht der alte Bauer vor seinem wuchernden Maisfeld und starrt stolz, aber lauernd einem Militärboot nach, und die Enkelin fragt, wo denn die Grenze verlaufe. «Dort», antwortet der Grossvater. «Und wozu gehören wir?» – «Zum Fluss.» Der aber treibt dahin und nimmt die Inseln wieder mit. Das Leben, eine



Absurdität. Eines Tages finden Opa und Enkelin, versteckt im Maisfeld, einen verletzten abchasischen Soldaten, der von allen Parteien gesucht wird und die Enkelin erotisch aufblühen lässt. Die Natur ist schwer zu beherrschen, das menschliche Verhalten noch weniger. Keiner weiss das besser als der Grossvater, der stoisch wie ein Fels auf seiner winzigen Insel steht, im Strom widerstrebender Begehrlichkeiten.

Ovashvilis «Corn Island», von enormer Suggestivkraft und Spannung, bildgewaltig und zugleich minimalistisch, erzählt mit einer simplen, aber extrem funktionalen und äusserst sinnlichen Story von den immer wiederkehrenden Kollisionen des Menschen mit seinesgleichen und der Natur. Neben Blockbustern wie «Spectre» oder «The Hunger Games» hat so ein Film kaum eine Chance; er gehört zu jener Kategorie Arthouse-Film, die zum Davonlaufen animiert, weil sie keine Unterhaltung bietet. Ist natürlich Quatsch; bei diesem hier ganz besonders. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Kill Your Friends** — Steven Soderbergh (Nicholas Hoult), ein Gordon Gekko der Popmusikbranche, hat mit Kunst natürlich nichts am Hut, sondern einzig und alleine mit Moneten. Sein Berufsethos besteht aus Gier. Gier nach Vergnügen.



Gier nach Vergnügen: «Kill Your Friends».

## Fragen Sie Knorr

Vergangene Woche wurde Alain Delon, neben Jean-Paul Belmondo der letzte Star des französischen Kinos, achtzigjährig. In der Presse hiess es, sein Vater sei Kinobesitzer, dann wieder, er sei Schlachter gewesen. Was stimmt denn nun? B. K., Zofingen



Nichts Genaues weiss man, und das liegt an Alain Delons nebulöser Verstrickung in die Halb- und Unterwelt. Am wahrscheinlichsten scheint der Vater Schlachter gewesen zu sein, weil er sich zu einem solchen ausbilden liess. Jeden Versuch zu einer Biografie hat

gen, Reichtum, Erfolg, Macht. Dafür geht er in der Plattenfirma, in der er malocht und Hits produzieren soll, aber bei Beförderungen übergangen wird, gnadenlos über Leichen. Die wüste Grottesk-Satire nach dem gleichnamigen Roman von John Niven (er war selbst in der Branche tätig, und schrieb das Drehbuch), ist nichts für zartbesaitete Gemüter. Mit schwärzestem britischem Humor, laut und derb und vulgär, wird das Musikbusiness der späten neunziger Jahre als völlig kaputt dargestellt. ★★★★★



Amazonenhafte: «The Hunger Games».

**The Hunger Games – Mockingjay Part 2** — Einmal bekennt Haymitch (Woody Harrelson), Spielbegleiter von Katniss Everdeen (Jennifer Lawrence), gegenüber seiner Jeanne d'Arc-Kämpferin: «Mit dir ist es wirklich nicht langweilig.» Auf den nun allerletzten Teil der «Hunger Games»-Saga trifft das leider nicht zu. Mit Ernst, Pathos und Selbstzerknirschung schleppt sich das Finale zur Befreiung von Panem und zum Sturz des Präsident Snow (Donald Sutherland) als wenig inspirierte Schlacht dahin. Die aufmüppige Heldin mit der Mischung aus Gram und Edelmut im Blick ist bei aller Amazonenhafte auch ein schwaches Weib. Mit sanfter Ironie, ohne bibbernde Edelgesinnung, hätte daraus ein interessantes, zeitgemässes Frauenbild entstehen können. Den Fans ist das mit Sicherheit egal. ★★★★★

Alain Delon rabiatt mittels Anwälten unterbunden, und viele Wegbegleiter und Freunde waren (und sind) für Auskünfte nicht zu haben. Von diesem Hintergrund abgesehen (oder vielleicht gerade vor diesem Hintergrund), war Delon eine grandiose Kinofigur, die nicht nur in den Gangsterfilmen von Jean-Pierre Melville den «eiskalten Engel» gab, sondern in «Plein soleil» (1960) den legendären Tom Ripley, der in eine fremde Identität schlüpft.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernsehkritik

# Zögerliches Lachen

Von Rico Bandle

Das ZDF liess am Freitag seine Satire-Sendung «Heute-Show» ausfallen, «aufgrund der Ereignisse in Paris», wie der Sender verlauten liess. Tags darauf verzichteten SRF, ORF und ARD auf die gemeinsame Ausstrahlung der Jubiläumsgala des Komikers Otto Waalkes. Nach Terroranschlägen ist niemandem nach Lachen zumute, haben sich die Senderverantwortlichen wohl gedacht. Weshalb eigentlich nicht? In schwierigen Zeiten suchen die Menschen erst recht nach Zerstreuung, leichte Unterhaltung ist dann gefragter als sonst, das haben Untersuchungen gezeigt.

Immerhin, am Sonntag zeigt sich dann: Auf «Giacobbo/Müller» ist Verlass, die SRF-Satire-Show fand wie vorgesehen statt. Co-Moderator Mike Müller sagte trotzig, es sei ja das Ziel der Terroristen gewesen, uns einzuschüchtern: «Wir lassen uns von sol-



Trotz allem lustig: Giacobbo, Brugger.

chen Arschlöchern aber nicht vorschreiben, wie unser Alltag auszusehen hat!»

Anstatt den Worten Taten folgen zu lassen und die Sendung wie üblich durchzuziehen, baten die beiden Komiker erst einmal ihre Gäste an den Tisch, um über ihre aktuelle Gefühlslage zu sprechen. Mit anderen Worten: Sie liessen sich doch von den «Arschlöchern» den Alltag oder zumindest die Sendung vorschreiben! Zum Glück war mit Hazel Brugger die Grossmeisterin des finsternen Humors geladen, so hatte man trotzdem etwas zu lachen, auch die grüne Neo-Nationalrätin Sibel Arslan machte einen ganz sympathischen Eindruck. Die Sendung blieb aber ein gutschweizerischer Kompromiss: Wir sind trotz allem lustig, aber doch nicht ganz so wie sonst.

Giacobbo/Müller, Sonntag, 22.10 Uhr, SRF1

# Die Macht der Diva

Anna Netrebko holt ihre Liebe auf die Bühne; Weltspitze-Laden an der Zürcher Bahnhofstrasse. *Von Hildegard Schwaninger*



Volle Kassen: Opernstar Netrebko, Tenor Eyvazov (r.).

**L**ionel Bringuier, der 29-jährige Chefdirigent der Zürcher Tonhalle, wird im August 2016 erstmals bei den Salzburger Festspielen dirigieren. Im Haus für Mozart gibt er ein Konzert mit dem Mozarteum-Orchester (Maurice Ravel, George Gershwin, Zoltán Kodály). Am Klavier: Yuja Wang, die «junge Wilde» aus Peking, die man vom Lucerne Festival und vom Verbier Festival kennt und die kürzlich mit dem Tonhalle-Orchester auf Europatournee war.

Neues gibt es von Anna Netrebko zu berichten. Am 29. Dezember heiratet sie in Wien Yusif Eyvazov, den Tenor aus Aserbaidschan, mit dem sie seit Sommer 2014 verlobt ist. Die russische Sopranistin mit österreichischem Pass ist eine loyale Partnerin, und so tritt ein, was Auguren längst prophezeit (oder befürcht-



Zugeständnisse: Anett Fritsch, Sven-Eric Bechtolf.

et) haben. Der Weltstar sorgt dafür, dass der Liebste auch auf der Bühne steht. Und zwar mit ihr. In Graz gab Netrebko kürzlich ein Konzert mit Eyvazov. Anna Netrebko ist eine der mächtigsten Frauen im Opernbusiness: Sie garantiert volle Kassen, kann sich weltweit ihre Rollen aussuchen, selbstverständlich zu Höchstgagen, und diktiert die Bedingungen. Jetzt schaffte sie das scheinbar Unmögliche sogar in Salzburg. In «Manon Lescaut» (Puccini), wo sie die Titelrolle singt, ist Yusif Eyvazov ihr Geliebter, Renato Des Grieux. Ihn mit zu engagieren, war zweifellos eine Bedingung, die die Primadonna assoluta stellte.

Da gibt es noch ein anderes Engagement (allerdings ein fragwürdiges), bei dem die Liebe im Spiel ist. Die Sopranistin Anett Fritsch sang im Sommer die Gräfin Almaviva in «Le Nozze di Figaro» (Regie führte Interimsintendant Sven-Eric Bechtolf) – und zwar so schwach, dass man sich fragte, wie so ein Engagement am Festival mit den teuersten Tickets der Welt überhaupt zustande kommen konnte (nun, sie sprang für Genia Kühmeier ein). Dass sie die Rolle auch 2016 übernimmt, erstaunt. Erklärung: Sie ist die Geliebte des Intendanten Bechtolf. Fast dreissig Jahre jünger als er – da muss ein Mann Zugeständnisse machen. Zu erfahren waren die Programmnovitäten im «ZunftHaus zur Meisen», wohin die Zürcher Festspielfreunde geladen wurden. **Franz Hu-**

**mer**, Ex-Präsident von Roche, sass – im rosa Sakko – in der ersten Reihe; er ist wichtiger Sponsor.

**D**as ist eine klare Aufwertung der Zürcher Bahnhofstrasse: An der Börsenstrasse 14, vis-à-vis der Schweizerischen Nationalbank, wo jahrzehntelang das uralte Spitzentaschentücher- und Tischwäsche-Lädli des Geschwisterpaars De Giacomo sein Dasein fristete, ging letzte Woche das Spitzenhaus auf, ein Weltspitze-Laden für gehobene Parfümerie. **Werner Abt** heisst der Mann, der dieses Wagnis eingeht – in Zeiten, wo jeder Coop Parfümerie-Premiumprodukte anbietet, wo Marionnaud und Importparfümerie mit Permanent-Schleuderpreisen locken.

Doch der Laden, den Abt eröffnete, ist so attraktiv, dass er eine *success story* werden könnte. Zumal bald gleich nebenan Dolce & Gabbana einziehen wird. Werner Abt kennt das Haute-Parfümerie-Business, er war siebzehn Jahre lang Geschäftsführer bei Osswald neben dem Café Sprüngli. Zur Spitzenhaus-Eröffnung kamen viele gestylte, finanzstarke Ladys, die dort seine Kundschaft waren und sich von ihm ihre ganz persönlichen Düfte mischen liessen. Abt verwöhnte sie mit Deutz-Champagner aus Magnumflaschen. Gereicht von hübschen Mädchen, alle gekleidet im argentinischen Gaucho-Stil. Eine Hommage an Patagonien, zu Ehren der aus Argentinien stammenden Duftserie Fueguia, einer der Spezialitäten, die man in Zürich sonst nicht findet.



Neue Düfte: Spitzenhaus-Eröffnung in Zürich.

Aus Argentinien kam auch der Wein (Decero vom Weingut **Thomas Schmidheiny**), und Catering-Unternehmer **Marco Pfleiderer** verwöhnte die über 350 Gäste (so viele waren angemeldet, aber es kamen weit mehr) mit Tortillas, Empanadas und Pata-negra-Schinken. Man staunte über das gelungene Ladenlokal in dem denkmalgeschützten Haus. Geschaffen vom Architektenteam **Bel Epok** (Köln und Zürich), federführend als Art-Director war **Judith Riemenschneider**. Ein Traditions-haus: Fast hundert Jahre lang fand man im Spitzenhaus Spitzen-Raritäten, heute Spitzen-Düfte und -Pflegeprodukte.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Kunst des Wartens

Die Podologin Natalie Brunner, 29, und der Projektleiter Claudio Frei, 29, haben im Oktober geheiratet. Einige Umwege und ein Unfall führten zum Ziel.



*Ans Herz gewachsen:* Ehepaar Brunner-Frei.

**Claudio:** Wir lernten uns an einer Party von Kollegen kennen und stellten schnell fest, dass wir exakt das gleiche Geburtstagsdatum haben. Nach unserem ersten Treffen fand ich Natalie sehr interessant. Bald stellte ich fest, dass immer ich es war, der sich melden musste. Das war ein erster Tiefpunkt.

**Natalie:** Ich war noch sehr jung und fand eher die *bad boys* attraktiv, wohl auch, weil sich die meisten einer Beziehung entziehen oder dafür nicht geeignet sind. Was man nicht haben kann, bekommt sofort einen höheren Marktwert. Claudio gehörte für mich nicht in die Kategorie, denn er war ja offensichtlich zu haben. Also liess ich ihn einfach zappeln.

**Claudio:** Ich schrieb ihr dann nicht mehr so oft. Doch jedes Mal, wenn ich wieder eine SMS von ihr bekam, schöpfte ich wieder Mut. So ging es fast ein Jahr lang. Da könnte man sich natürlich darin verlieren und verzweifeln. Aber ich fand doch die Kraft, um mir einzugestehen, dass sie offenbar wirklich nichts von mir wissen wollte. Es hat auch etwas mit dem Selbstwertgefühl zu tun: akzeptieren, dass andere einen nicht so toll finden, wie man es gerne hätte.

**Natalie:** Es war ein gutes Vorgehen, denn alles andere empfinden Frauen – und Männer

wahrscheinlich auch – als aufdringlich. So jemandem gegenüber kann man sich dann ja so unmöglich benehmen, wie man will, und es hat keine Konsequenzen. Derjenige, der alles mit sich machen lässt, wird dann vielleicht sogar absichtlich gedemütigt. So weit wäre ich nie gegangen, denn als Kollege war mir Claudio schon ein wenig ans Herz gewachsen.

**Claudio:** Ich meldete mich nicht mehr. Ich wartete nur noch, bis sie sich melden würde.

**Natalie:** Tatsächlich war ich irritiert. Dann meldete ich mich bei ihm. Als Schiedsrichter hatte er ein Handballturnier in Basel, das ich unbedingt mit meiner Kollegin besuchen wollte.

**Claudio:** Danach trafen wir uns häufiger, gingen ins Kino, mit Kollegen essen und an Partys. Nach etwa einem Jahr musste ich ein Spiel pfeifen, und Natalie begleitete mich offiziell. Danach waren wir bei meinen Eltern zum Nachtessen eingeladen, und siehe da: Als wir später zusammen einen Film aussahen, kam es zum ersten Kuss.

**Natalie:** So fanden wir im anderen die grosse Liebe. Claudio liebe ich, weil er hilfsbereit und einfühlsam ist, mich zum Lachen bringt und mich in allen Belangen unterstützt.

**Claudio:** Ein besonderer Vorfall zeigte uns, dass wir für immer zusammengehören wollen. Vor einem Jahr waren wir an den Festtagen mit dem Auto unterwegs, kamen bei Glatteis von der Strasse ab und rutschten einen steilen Hang hinunter. Wir sind noch jung, aber in diesen Sekunden, die schrecklich waren, wurde uns zum ersten Mal bewusst, dass das gemeinsame Leben extrem schnell enden kann.

**Natalie:** Die Trauung fand auf dem Schloss Lenzburg statt. Mit allem, was dazugehört: Freunden und Familie, Kutschenrundfahrt, Fahrt im Rolls-Royce, einem super Essen und zu später Stunde einer tollen Party. Nach einem halben Jahr Vorbereitungszeit wurden alle Wünsche erfüllt, und wir verbrachten tatsächlich den glücklichsten Tag unseres Lebens.

www.stretch.ch  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Stellensuche

Von *Andreas Thiel* — Man muss seine Fähigkeiten bloss sinnvoll einzusetzen wissen.

**Stellenvermittler:** Sie sind von Beruf Terrorist?

**Terrorist:** Das ist richtig.

**Stellenvermittler:** Und was ist Ihr Spezialgebiet?

**Terrorist:** Mich selbst in die Luft zu sprengen.

**Stellenvermittler:** Haben Sie eine entsprechende Ausbildung?

**Terrorist:** Ich wurde in Syrien für Selbstmordattentate ausgebildet.

**Stellenvermittler:** Verfügen Sie über Praxiserfahrung?

**Terrorist:** Leider noch nicht. Es ist schwierig, mit diesem Beruf eine anständige Arbeit zu finden.

**Stellenvermittler:** In welcher Branche möchten Sie sich denn in die Luft sprengen?

**Terrorist:** Das ist mir egal. Hauptsache, es ist etwas Sinnvolles.

**Stellenvermittler:** Interessieren Sie sich für den Tunnelbau?

**Terrorist:** Ich war in Gaza im Tunnelbau tätig. Das war nichts. Ich leide unter Platzangst. Zudem schlug mir die Dunkelheit aufs Gemüt.

**Stellenvermittler:** Dann wäre ein Einsatz auf dem Ölfeld vielleicht etwas für Sie. Brennende Ölquellen löscht man doch mittels Sprengung.

**Terrorist:** Ich bin leider nicht besonders mutig, und vor Feuer fürchte ich mich.

**Stellenvermittler:** Man könnte Sie bei der Sprengung alter Industriekomplexe beiziehen.

**Terrorist:** Das ist mir zu destruktiv. Ich möchte eine erbauliche Arbeit, etwas Gutes und Nützliches.

**Stellenvermittler:** Und wenn man Sie im Skigebiet zur Sprengung einer Lawine einsetzt? Damit können Sie vielleicht sogar Menschenleben retten.

**Terrorist:** Das klingt wunderbar. Wissen Sie, ich möchte nämlich in den Himmel kommen.

**Stellenvermittler:** Gut, dann werde ich mal schauen, wo Ihre Qualitäten gefragt sind. Gehen Sie nach Hause, legen Sie sich schlafen, ich melde mich.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## «Frauen geben den Takt vor»

Raphael Gübelin, Chef des traditionsreichen Schweizer Uhren- und Schmuckunternehmens, erneuert die Marke aus ihrem Kern heraus. Hier spricht er über die Poesie von Edelsteinen, den überwundenen Frankenschock und die Frage, ob Männer oder Frauen häufiger Schmuck kaufen. *Von Philipp Gut*

Spricht Raphael Gübelin von seinem Grossonkel Eduard Josef Gübelin, dann mischen sich Verehrung und Faszination. Der Pionier der Gemmologie, also der Kunst und der Wissenschaft von den Edelsteinen, sei auch ein Poet gewesen. Er reiste an die Fundstellen auf der ganzen Welt und erforschte das Innenleben der Steine. Der Vorfahre habe die Bedeutung der Einschlüsse in farbigen Edelsteinen erkannt, erzählt Raphael Gübelin. Zuvor waren diese als Makel betrachtet worden, doch Eduard Josef entdeckte darin wunderbare neue Welten, die er in seinen Büchern mit dichterischer Bildkraft beschrieb. Er stiess auf Meeresgetier, Dschungellandschaften oder Libellenflügel – ein ganzes Reich der Fantasie.

Raphael Gübelin hat die Führung der 161 Jahre alten Traditionsfirma 2011 von seinem Vater übernommen. Jetzt lanciert er eine Art konservative Revolution. Unter Rückgriff auf die Erkenntnisse seines Grossonkels wird der Gübelin-Schmuck neu konzipiert: Das Innenleben der Steine – die Einschlüsse – bestimmt das Design. «Der Stein befiehlt.» Ist unter dem Mikroskop ein Seepferdchen zu sehen, wird diese Form in der Gestaltung des Schmuckstücks aufgenommen – «deeply inspired», «tief inspiriert», nennt es der junge Patron.

**Herr Gübelin, Ihr Vater gab das operative Geschäft bereits mit 63 Jahren ab. Das ist aussergewöhnlich, viele kleben an ihrem Sessel und können nicht loslassen. Wie lief diese Übergabe?**

Ich glaube, wir konnten sie sehr gut meistern, mein Vater war sehr offen. Wenn man einen Generationenwechsel vollzieht, ist es wichtig, dass sich die junge Generation auch einbringen kann. Wir können nur bestehen, wenn wir uns weiterentwickeln und verbessern. Natürlich ist es *lässig*, ein solches Geschäft zu übernehmen, aber man hat auch eine grosse Verantwortung. In einem Familienunternehmen können Sie nicht einfach nach vier Jahren gehen. Es kommen nochmals vier Jahre. Und nochmals vier. Und nochmals vier. Man muss und darf alles mitmachen, in guten wie in schlechten Zeiten. Und man muss auch immer den Kopf hinhalten.

**Wussten Sie von Anfang an, dass Sie das Geschäft einst würden übernehmen wollen, sollen, müssen?**



«Tief inspiriert»: Unternehmer Gübelin.

Es war nie ein Müssen. Ich arbeitete lange in Amerika, das machte grossen Spass. Irgendwann sagte dann mein Vater zu mir: «Ich muss es jetzt wissen: Kommst du oder kommst du nicht?» Ich musste mich entscheiden.

**Was macht das Besondere eines Familienunternehmens aus?**

Wir müssen uns langfristig ausrichten. Wir haben eine Kontinuität und eine Linie drin, die Sie sonst nicht haben: Sie unterschreiben hier für ein Leben. Das heisst auch, dass das

**«Ich kann zu meinem Vater gehen und ihn fragen: «Du, wie habt ihr das damals 1988 gemacht?»»**

Know-how erhalten bleibt. Ich kann jederzeit zu meinem Vater gehen und ihn fragen: «Du, wie habt ihr das damals 1988 gemacht?» Und er weiss es noch!

**Gibt es so etwas wie einen Gübelin-Geist, und wie würden Sie ihn beschreiben?**

Heute würde ich sagen: «Wir sind tief inspiriert», bei allem, was wir tun. Wir sind fasziniert vom Innern der Stücke, sei es bei den Uhren oder den Steinen.

Gübelin blickt auf eine lange Tradition zurück. Am Hauptsitz in Luzern spielen neben lokalen Kunden – als solche gelten Käufer aus

der Schweiz und Europa – auch Touristen aus Asien eine wichtige Rolle.

**Was kauft der typische Tourist ein? Gibt es länderspezifische Vorlieben?**

Unterschiede gibt es zwar, aber wenn es um höhere Beträge geht, dominieren bei allen klassischen Modellen. Je ausgeprägter eine Person sammelt, desto mehr sucht sie das Spezielle.

**Je reicher, desto extravaganter?**

Jean-Claude Biver sagt immer: «Wer eine Hublot kauft, hat schon andere Uhren. Er will daher etwas Verrücktes besitzen.» Eine Hublot ist tatsächlich etwas völlig anderes.

**Bei Kunden aus Fernost läuft vieles über Arrangements. Wie läuft dieses Geschäft genau? Wie aktiv sind Sie am Ort in Asien?**

Wir waren schon Mitte der 1990er Jahre in China. Unsere Idee war immer: Wir verkaufen nicht einfach Uhren und Schmuck, wir verkaufen Luzern – als Destination mit Bergen, dem See, der Altstadt und den kulturellen Höhepunkten, kurz: die Schweiz auf einen Blick.

**Sie legen besonderen Wert auf eine exklusive Positionierung Ihrer Läden.**

Man kann nicht überall sein und alles machen, man muss sich positionieren, und bei uns sucht der Kunde das Exklusive. Deshalb müssen wir an exklusiven Standorten sein und exklusive Produkte anbieten, die auf den Kunden zugeschnitten sind.

**Sie haben es angetönt: Sie lebten in Amerika, dort haben Sie auch Ihre Frau kennengelernt. Was haben Sie vom Spirit der Neuen Welt mitbekommen?**

Wichtig ist die Weltoffenheit, man hat ständig mit unterschiedlichen Menschen zu tun. Boston und die grossen Universitäten in der Umgebung sind Stätten der Innovation. Die Leute dort wollen Dinge kreieren. Man lernt: Man darf nicht stehenbleiben, muss sich immer wieder neue Dinge überlegen, neue Produkte herausbringen.

**Der «Frankenschock» war das wirtschaftspolitische Schlagwort der letzten Monate. Was spüren Sie davon in Ihrem Geschäft?**

Am Anfang haben wir es schon als Schock wahrgenommen. Beim Schmuck war es aber nicht so schlimm, denn der wird in der Schweiz produziert und verkauft. In der Uhrenwelt war der Preisunterschied zwar massiv, aber wir haben gute Partner und haben mit ihnen zusammen Lösungen





«Ohne Vertrauen geht es nicht»: Gübelin-Kreationen.

gefunden, wie Preisanpassungen oder Rabatte. Wir wollten fair sein, das ist immer sehr wichtig für mich. Denn wer bei uns einkauft, der muss Vertrauen haben. Ohne dieses Vertrauen geht es nicht.

**Wenn ich Sie richtig interpretiere, dann ist ein Dreivierteljahr nach Aufhebung des Mindestkurses alles wieder im Lot?**

Ja, die Lage hat sich beruhigt, die Preise sind wieder in einem Bereich, in dem es für uns stimmt. Denn längerfristig können Sie nicht mit Rabatten arbeiten.

**Neben dem Frankenschok erlebten Sie auch eine Art Hayek-Schock: Sie verloren sieben Marken der Swatch Group. Wie gingen Sie damit um?**

*(Lacht)* Für solche Fälle war ich eben in Boston: Ich habe gelernt, neue Wege zu gehen. Wir haben Cartier und IWC neu in Zürich, Piaget neu in Basel und in Bern. Auch in Luzern konnten wir viele neue Marken aufnehmen.

---

**«Die Lage hat sich beruhigt, die Preise sind wieder in einem Bereich, in dem es für uns stimmt.»**

---

Unsere Beziehung zu Patek Philippe bleibt sehr eng. Ich habe mich kürzlich gefragt, wann diese Partnerschaft eigentlich angefangen hat. Man weiss es nicht genau. Aber wir haben ein Bild entdeckt von 1887 mit dem Text «Gübelin und Patek Philippe». Solche Dinge sind schon sehr schön. Das erleben Sie nur in einer Familienfirma.

**Das Schmuckgeschäft ist auch gesellschaftlich interessant. Wie oft zahlt der Mann, wie häufig kaufen sich Frauen selbst ein Stück?**

Wir haben darüber keine Auswertungen. Es gibt alles: dass Frauen Männer beschenken und umgekehrt. Und natürlich auch, dass sich Männer und Frauen selbst beschenken. In einer modernen Welt leisten sich die Leute etwas, wenn sie Lust dazu haben. Es ist nicht mehr so, dass der Schmuck zwingend vom Mann kommen muss. Bei Verlobungen ist es eher noch so. Aber man sieht auch hier die Veränderung: Die Frauen geben immer mehr den Takt vor.

**Würden Sie zu Blindgeschenken raten? Oder anders gefragt: Wie hoch ist die Umtauschrate in solchen Fällen?**

Diese Rate ist klein. Häufiger erleben wir, dass später Ergänzungen dazugekauft werden. Das ist ja auch das Schöne an einem Schmuckstück: Zu einem Collier kann man Ohrringe dazukaufen oder einen Ring. Man hat dann schon eine Geschenkidee für die nächste Gelegenheit.

Raphael Gübelin ist CEO des im Uhren- und Schmuckbereich tätigen Familienunternehmens mit Sitz in Luzern. Die Firma gilt weltweit als führend in der Expertise für Edelsteine und führt eigene gemmologische Akademien und Forschungsstätten.

## Cru Bourgeois gentilhomme

Von Peter Rüedi



Bei den Crus Bourgeois zeigt sich, wer ein leidenschaftlicher Bordeaux-Fan ist. Finde ich mich an einer Tafel, auf der sich nur Grands Crus türmen, fühle ich mich in eine Achtungstellung gezwungen. Ich spüre die Absicht (nämlich das Imponiergehabe des Gastgebers) und bin verstimmt. Natürlich gibt's Ausnahmen. Mein lieber verstorbener Freund Jörg Steiner war so eine. Wenn der einen 8zer Haut-Brion auftischte, seinen Lieblingswein, wusste ich, dass er, wenn immer ihm ein Literaturpreis als unverhofftes Glück ins Haus stand, diesen in ein paar Flaschen des aussergewöhnlichen Pessac-Léognan investierte, im Wissen, dass man unbeschwert nur über seine Verhältnisse trinkt, was einem absichtslos (wenn auch verdient) zugefallen ist. Sonst aber erheitert mich, wenn mir eine Auswahl von besonderen Crus Bourgeois (ich nenne mal die Châteaux Poujeaux, Chasse-Spleen, Sociando-Mallet, Labégorce oder Les Ormes de Pez) beweist, dass ich nicht zu einem Gottesdienst, sondern zu einem fröhlichen Gelage geladen bin. Und dann gibt es die «Bourgeois gentilhommes», die Weine, die in einer höheren Klasse spielen als auf der Etikette ausgewiesen, was entweder ein Zeichen besonderer Bescheidenheit ist oder des genauen Gegenteils davon: ein Indiz für Selbstbewusstsein, dafür sich selbst genug zu sein und sich um veraltete Klassierungen foutieren zu können. So ein Wein ist der St-Estèphe Château Phélan-Ségur, genauer derjenige aus dem gesegneten Jahr 2009, vom um Superlative selten verlegenen René Gabriel zu Recht «eine Phélan-Legende» genannt. Mit einem Potenzial, das bis zum Erlöschen im Jahr 2050 auszukosten mir nicht mehr vergönnt sein wird. Zum Glück aber ist er schon heute mit unglaublichem Vergnügen zu geniessen. Ein grosser, warmer (Gabriel: «erotischer») Wein von unbändiger Schönheit, dunkel, würzig, süss duftend, am Gaumen eine zwischen unzähligen Geschmacksnoten geradezu taumelnde Cabernet-Merlot-Cuvée. Ein Must für jeden Bordeaux-Liebhaber. Zumal zu diesem Preis!

Château Phélan-Ségur St-Estèphe 2009. 13 %.  
Arvi, Melano. Fr. 46.45. [www.arvi.com](http://www.arvi.com)

## Was gibt's zu essen?

Hollywood-Star Bradley Cooper als Küchen-Napoleon auf dem Weg zum dritten Stern: Wie gut ist der Film «Burnt»? Von David Schnapp



«Du erwärmst Essen in Kondomen»: Bradley Cooper als Zweisternekoch Adam Jones.

Spielfilme, die sich tiefergehend mit der Spitzenküche befassen, sind eher selten. Meist geht es um Komödien («Ratatouille», «Brust oder Keule», «Kochen ist Chefsache», «Julie & Julia») oder Romanzen («Rezept zum Verlieben»). Dokumentarfilme gibt es hingegen einige, die man gerne empfiehlt: etwa «Jiro Dreams of Sushi», ein poetisches Porträt über einen der besten Sushi-Meister Japans. Oder «Fucking Perfect» über den Niederländer Sergio Herman, dessen Dreisternelokal «Oud Sluis» zu den besten der Welt gehörte, bis er es Ende 2013 schloss. Der Film zeigt, was unbedingt Wille zur Perfektion mit einem Spitzenkoch macht, der zwanzig Stunden am Tag arbeitet. Er zeigt auch die buchstäblich brennende Atmosphäre, den Team- und den Kampfgeist, ohne die keine Spitzenküche funktioniert.

Das gelingt auch der Hollywood-Produktion «Burnt» recht gut; sie zeigt, wie man sich in Amerika das Funktionieren der europäischen Haute Cuisine vorstellt. Obwohl vieles gut recherchiert und authentisch wirkt, ist der Film reichlich mit Küchenklischees beladen (der Küchenchef brüllt rum, wirft Teller an die Wand etc.). Die Geschichte spielt in London, wo der ehemalige Zweisternekoch Adam Jones (Bradley Cooper) nach Absturz, Drogen, Elend einen Neustart macht, um endlich den dritten Stern zu erkochen. Jones ist ein cholerischer Küchen-Napoleon, dessen Gerichte den Anschluss an die Zeit verpasst haben. Da sieht man etwa kurz ein Fischfilet mit obenauf liegenden Zucchini-Schuppen vorbeiziehen.

Hier wird das nächste Klischee bedient: auf der einen Seite Jones, der französische Klassik perfektioniert, auf der anderen Seite ein Konkurrent, bereits mit drei Sternen ausgezeichnet, der in einem hochmodernen, sterilen Restaurant aus einer strahlenden Küche mit State-of-the-Art-Equipment (Rotationsverdampfer, Thermomix, Wasserbad) avantgardistische Tellerarrangements erdenkt. «Du erwärmst Essen in Kondomen», sagt Jones böse zu seinem Kollegen, bevor seine Sous-Chefin (Sienna Miller) ihn später selbst von den Vorzügen der *sous vide*-Technik überzeugt.

Trotz allem ist der unterhaltsame Film packend, vor allem wird Essen auf der Strasse und im Restaurant appetitlich in allen Farben und Formen dargeboten. Die Moral von der Geschichte ist dann allerdings etwas banal: Nur als Team schafft man es ganz nach oben, das erkennt irgendwann auch Adam Jones – der Feldherr wird zum Teamplayer.

Und was gibt es eigentlich zu essen? Trotz vieler schöner Food-Aufnahmen weiss man bis zum Ende nicht, was Jones wirklich kocht. Dabei wäre es interessant gewesen, mehr über die Wachtel mit Karotten und Bohnenkraut zu erfahren. Oder den Heilbutt mit Eigelb, Fenchel und Zwiebeln. Aber in Hollywood geht es natürlich am Ende nicht um das Essen an sich, sondern um die viel grössere Frage, ob und wie sich der Mensch ändern kann, der es zubereitet.

Burnt, USA 2015. Regie: John Wells.  
Ab 3. Dezember 2015 im Kino





## Motorrad

# Neue Freiheit

Es war ein gutes Jahr für Töfffahrer. Eine sehr persönliche Bilanz.

Von David Schnapp

**I**m zweiten Anlauf ist es doch noch gelungen: Gemäss Urteil des Prüfungsexperten vom Zürcher Strassenverkehrsamt ist mir seit kurzem das Führen eines Motorrads der Kategorie A (über 25 kW) erlaubt. Ich gebe gerne zu, dass es schwerer war, als ich dachte. Die ersten rund tausend Kilometer begann ich schon letztes Jahr (*Weltwoche* Nr. 36/14) auf einer BMW S1000R zurückzulegen. Eine sehr schnelle, durchaus alltagstaugliche Sportmaschine, die mir ganz neue Dimensionen der Beschleunigung eröffnete. Bevor ich diesen Sommer erst-

mals zur Prüfung antrat, war ich aber auf eine etwas zahmere BMW F700GS umgestiegen, die so einfach zu fahren ist wie ein Velo, aber dennoch über 190 km/h schnell wird.

Denn die Motorradprüfung besteht aus zwei Teilen. Erstens dem Manöverteil (Slalom, versetzter Slalom, Spurgasse, Acht-Fahren sowie Vollbremsung), zweitens dem Fahren mit einem Experten auf dem Soziussitz. Ein hochgerüstetes Roadster ist nicht dafür gemacht, enge, langsame Kurven um orangeweissgestreifte Pylonen zu fahren, wohingegen die F700GS diesen Slalom auf der Strasse so mühelos absolviert wie einst Pirmin Zurbriggen seinen auf Schnee. Und noch eine Parallele zwischen Motorradvergnügen und Spitzensport: Das Material ist entscheidend – von der atmungsaktiven Schutzbekleidung bis zum Antiblockier-Bremssystem. Trotzdem kommt es am Ende auf die Fähigkeiten des Fahrers an. Und um es kurz zu machen: Mein erster Prüfungsversuch scheiterte ziemlich kläglich.

Während ich glaubte, einigermassen sicher – jedenfalls ohne mich oder andere Verkehrsteilnehmer zu gefährden – unterwegs zu sein, sah

der Mann, der das abschliessend zu beurteilen hatte, anders: «Ich kann Ihnen diese Prüfung leider nicht geben», sagte er. Zu langsam, zu unsicher, und das Einspuren beim Abbiegen habe ihm auch nicht gefallen. An dieser Stelle empfehle ich deshalb für ähnliche Gelegenheiten den Besuch einiger Töfffahrstunden. Am besten nimmt man die natürlich in der Gegend, in der später die Prüfungsfahrt stattfindet; in Regensdorf ZH zum Beispiel bei Hugi's Fahrschule AG. Wer kein Naturtalent ist wie Tom Lüthi, dem helfen ein paar Lektionen in Kurventechnik und Strassenverkehrsregeln.

### Steigende Nervosität

Beim zweiten Mal fuhr ich offensichtlich sicherer, besser und schneller – aber natürlich nicht zu schnell. Trotzdem: Ich litt unter akuter Prüfungsangst. Meine Nervosität war einiges grösser als der Motor meiner BMW F700GS, was dazu führte, dass der Slalom erst im zweiten Anlauf gelang und ich später tatsächlich die Maschine abwürgte, als es darum ging, mit dem Experten im Rücken aus dem Gelände des Strassenverkehrsamtes zu fahren. Danach aber lief es flüssig.

Auch deshalb war es ein sehr gutes Motorradjahr. Und es dauerte länger und war klimatisch angenehmer als andere Jahre. Persönlich aber – Vorsicht, leicht pathetisch! – war es das Jahr, in dem ich herausfand, dass der Töff tatsächlich ein Stück Freiheit bedeutet.

### BMW F700 GS ABS

Leistung: 75 PS/55 kW, Hubraum: 798 ccm  
Höchstgeschwindigkeit:  
192 km/h  
Preis: Fr. 9600.–





«Das Wort ist stärker»: Mummenschanz-Mitgründerin Frassetto.

Mv H trifft

## Floriana «Mummenschanz» Frassetto

Von Mark van Huisseling — Die Gründerin der erfolgreichsten Theatergruppe der Schweiz erzählt, wer hinter der Maske ist.

Sie haben einen Anerkennungspreis bekommen, weil das Gesicht hinter der Maske noch immer unbekannt sei – wollen Sie ein bekanntes Gesicht sein?» – «Es stört mich nicht, ich schäme mich nicht. Ich investiere mein Leben in Mummenschanz – ich lebe und arbeite dafür, und ich liebe es. Wir stehen mit Mummenschanz an einer Stelle, an der es Veränderungen gibt: Ältere Mitglieder verlassen uns vielleicht nicht gerade, aber sie arbeiten weniger. Junge kommen, eine neue Generation; für mich ist das viel Arbeit, und es hat auch emotionale Probleme geschaffen. Und wir haben zukünftige Projekte, eine neue Show. In diesem Moment brauchte ich so etwas wie den «Goldiga Törgga» [Preis der Rheintaler Kulturstiftung], nicht bloss wegen des Geldes [Preissumme: 15 000 Franken], das ins Mummenschanz-Sparschwein wandert, auch wegen der Zuneigung und Wärme, die damit verbunden ist. So ein Preis hält den Motor am Laufen, wenn mich

Leute fragen: «Wann hören Sie auf? Sind Sie nicht ein wenig alt?» Ich stelle jeden Tag fest, wie viel schneller ich bin, weil ich Erfahrung habe. Und wie viel Freude es mir macht aufzutreten.»

Floriana Frassetto ist die einzige Mitgründerin von Mummenschanz, die noch mit der ohne Worte oder Musik auskommenden Maskentheatergruppe auftritt. Sie lernte 1970 in Rom, wo sie in Theater- und Pantomimeproduktionen spielte, zwei junge Schweizer Clowns – Andres Bossard und Bernie Schürch – kennen; «aus dieser Begegnung wuchs die Idee der Theatergruppe Mummenschanz» (Website). Sie wurde in Norfolk, Virginia, geboren als Kind italienischer Einwanderer. Seit 1972 ist sie mit Mummenschanz auf der ganzen Welt unterwegs und tritt oft über hundert Mal jährlich auf, besonders erfolgreich in Amerika. Dieses Gespräch fand im Haus der Mummenschanz-Stiftung in Altstätten statt, wo sich

Übungsräume sowie das Atelier befinden; viele Kostüme näht Frassetto selber. Sie war die Partnerin des 2010 verstorbenen Hans Jörg Tobler, eines Unternehmers, Verlegers und Mummenschanz-Förderers sowie des Präsidenten der Stiftung; Frassetto ist Schweizerin und hat eine erwachsene Tochter. Die nächsten Auftritte: am 15. Dezember in Altdorf sowie am 29. und am 30. Dezember in Lugano.

«Für Ihre Auftritte scheinen Sie kaum Material zu brauchen – schwarze Strumpfhosen, Toilettenpapier, Kostüme, ein paar Scheinwerfer ...» – «*Actually* [sie spricht Englisch, weil ihr das leichter fällt als Mundart . . .], das stimmt. Aber a) die Zahl der Scheinwerfer, b) die Qualität und c) wie sie gehängt werden müssen ... Unser Techniker ist morgens der Erste im Theater – und erst kurz vor Showbeginn fertig. Wir haben 102 verschiedene Nummern, von denen wir jeweils bloss einige zeigen, wir reisen normalerweise mit ungefähr einer Tonne Requisiten.» – «Was braucht es für Voraussetzungen, um bei Mummenschanz mitspielen zu können – eine Ballettausbildung?» – «*Allora* [ . . . oder Italienisch, ihre Muttersprache], wir sind näher am Theater.» – «Wie lange dauert es, bis ein Schauspieler mit einer Nummer bühnenreif ist?» – «Zurzeit lernt ein neues Mitglied die Knetmasken-Nummer [Schauspieler verändern auf der Bühne ihre «Gesichter» aus Knetmasse]. Nach drei Monaten konnte er die Maske herstellen, nach weiteren sieben Monaten auf den Rhythmus des Publikums eingehen; wir arbeiten ohne Spiegel, unser Spiegel ist das Publikum. Aber auch nach vierzig Jahren kann man wachsen, es ist eine lange Geschichte, die viel Präzision, Zeit, Liebe und Passion verlangt.»

«Mummenschanz funktioniert in jedem Kulturkreis, unabhängig von Sprache oder Alter des Publikums ... Hatten Sie einen Masterplan?» – «Wir waren drei absurde, frustrierte, grosse Kinder mit verschiedenen Lebensgeschichten. Vielleicht gibt es Leute, die intelligent genug sind, so was zu planen. Wir taten es nicht, wir wollten die Welt verändern, wir sind Achtundsechziger. Und wir dachten nicht, dass wir länger als eine Woche bestehen würden.» – «Hatten Sie eine politische Botschaft?» – «Wir hatten nie die Anmassung oder das Ziel, über Politik direkt zu sprechen. Wir spielen Geschichten aus dem Alltag, aus Beziehungen, über Kommunikationsprobleme und Missverständnisse. Um zu kritisieren, glaube ich, braucht man das Wort, es ist stärker.» – «Sie hatten drei Jahre *full house* am Broadway – sind Sie eine reiche Frau?» – «Der Broadway war ein Schaufenster für uns. Nein, ich muss immer noch für meine Miete arbeiten.» – «Wirklich, weshalb?» – «Ich weiss es nicht ... Alle grossen Clowns hören ohne Geld auf. Doch ich höre nicht auf, ich mache weiter.»

Ihr liebstes Restaurant: «Mein Restaurant: «Chez Flo». Ich hab genug von Restaurants, meine liebste Küche ist, sagen wir, die südkoreanische.»



1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11									12	
13	14		15				16		17			18		
19					20									
			21									22		
23		24						25						
26					27							28		29
30				31				32		33				
34				35				36					37	38
39								40					41	
				42						43				
	44							45						46

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Existenzielle Glaubenssache

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Rolf Hochhuth und sie – ein Trauerspiel. 5 Womit der Fuchs sich in Därmen gütlich tut. 11 Da ist es richtig kalt, aussen wie innen. 12 Fast schon Nacht, stellt der Romand fest. 13 Machen wir im Auto, manche gerne auch im Zug. 16 Nebst Luxus ist Genuss für ihn ein klares Muss. 19 Macht Jane Birkin immer wieder gerne. 20 Fünfzehn mal multiplizierte Zehn. 21 Wenden sagen wir, Letten nennen ihre Stadt anders. 22 Eigenart, die mit Beharrlichkeit nicht spart. 23 So ist sie: fährt nur im Untergrund so richtig ab. 25 Der Abfall einer Ware hat einen Namen. 26 Sinngemässe Mitte, endlos. 27 Südchinesisches Meer: Inseln des indonesischen Tujuh-Archipels. 28 Wer das Taj Mahal kennt, kennt die Stadt. 30 Es ist Holz und kaschiert Holz. 32 Schlag ihn, dann hast du TV total. 34 Die ältere Ausgabe ist eine knappe Sache. 35 Das ist fraglos nicht sehr ausführlich. 39 Fakt ist, dass alles nur so richtig zu gebrauchen ist. 40 Yves Saint Laurents Geburtsmonat. 41 Vom Glauben abgefallener König von Juda. 42 Das Jahr, wie man es fast rund um den Erdball kennt. 43 Wie ein Regen niedergehen, so gesehen. 44 Stirnbinde, nicht sportlich sondern priesterlich und altrömisch. 45 Vernunft ist ihm fremd und keines trägt Hose oder Hemd. 46 Fehlt ein s, um daraus zu trinken.

**Senkrecht** — 1 Koons, der Balloon Dog gehört zu ihm. 2 Dieter und die Terra Nova. 3 Mache man im Mittelalter mit Menschen, später mit Strassen. 4 Vorsilbe Richtung irgendeinen Ort. 5 Muss die Galle sein, stellt der Arzt sachlich fest. 6 Jene Liga im Tessin ist eine klar verkehrte Sache. 7 Sie ist in der Triade enthalten. 8 So ist kein Engel, viel eher dann ein Bengel. 9 Fast schon rundum, z. B. glücklich sein. 10 Sie kam den Handwerkern einst göttlich vor. 14 Positives Tun, mit sich, mit jemandem oder mit etwas. 15 Das herbsttaugliche Gartenwerkzeug mögen Schweizer besonders. 17 Brennbar, wasserlöslich: Mit ihr lässt sich geräuschlos morden. 18 Die Grabbauten sind nicht so berühmt wie die Pyramiden. 20 Da sagt man sich dann schon: ziemlich wunderbar. 23 Gar nicht die Art eines Gentlemans. 24 Da kehrt sich die Empfehlung in gegenteiliges Tun. 25 North Dakota und die Stadt, die den Film in Erinnerung ruft. 27 Das Tier ähnelt damit einer Ratte, ist aber keine. 29 Sie klingt aus sich, ganz zur Freude der Babys. 31 Für die japanische Teezeremonie brauchte es *den* Zenmeister. 33 Oft sorgt solch ein kleiner Ausgang für Entspannung. 36 So kann man nicht lachen, höchstens lächeln. 37 Singen, das ist bei ihm Vergangenheit. 38 Äthiopiens grösster See ist Kenias grösster Fluss.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 442**

	K	E	Y	B	O	A	R	D		T	U	B	A	
F	A	M		A	U	B	E	R	G	I	N	E		B
L	A	U	B	S	A	E	G	E		K	T	I	M	A
I	S	L		A	R	R	A	N	G	I	E	R	E	N
E		S	K	R	A	M		T			R	A	I	N
G	U	I	R	E		A	B	H	A	N	G		J	
E	N	N	A		B	L	O	E	D		R	E	I	S
	A		T	H	E	S	E		A	M	U	N		A
I	R	R	E	A	L		S	P	R	I	N	T	E	R
S	T	E	R	B	L	I	C	H		N	D	A	L	I
N	E	C		E			H	I	F	I		S	A	N
A	N	K	U	N	F	T		L		M	I	E	N	E

**Waagrecht** — 1 KEYBOARD (Tastatur, Instrument) 8 TUBA 11 FAM 12 AUBERGINE 14 LAUBSAEGE 15 KTIMA 17 ISL 18 ARRANGIEREN 19 SKRAM 21 RAIN (Dorf im Kt. LU; engl. f. Regen) 22 GUIRE (reutig) 24 ABHANG 27 ENNA (Stadt u. Provinz, geograf. Mitte Siziliens) 28 BLOED 29 REIS 32 THESE 34 AMUN 36 IRRREAL 38 SPRINTER 41 STERBLICH 42 NDALI 43 NEC (-kar) 44 HIFI 45 SAN 46 ANKUNFT 47 MIENE

**Senkrecht** — 1 KAAS (franz. Sängerin) 2 EMULSIN 3 BASARE 4 OUARA 5 ABERMALS 6 REGA 7 DRENTHE 8 TIKI 9 UNTERGRUND 10 BEIRA (port. f. Grenze, auch port. Region) 11 FLIEGE 13 BANN 16 MEIJI 20 KRATER 23 UNARTEN 25 BOESCH 26 ADAR 28 BELL (schott. Erfinder, auf ihn geht Dezibel zurück) 30 ENTASE 31 SARINE 33 HABEN 35 MINIM 36 ISNA (Anis) 37 RECK 39 PHIL 40 ELAN

**Lösungswort** — **GELASSENHEIT**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# NOTENSTEIN LA ROCHE

PRIVATBANK

## Das neue Urgestein.

Notenstein La Roche – gebündelte Expertise auf dem Fundament jahrhundertelanger Erfahrung. Mit dem Zusammenschluss der Notenstein Privatbank und der Bank La Roche vereinen sich zwei traditionsreiche Schweizer Privatbanken mit Ursprung im 18. Jahrhundert. Wir sind Bewährtem verpflichtet und denken vorausschauend, um Ihr Vermögen zu schützen.

[www.notenstein-laroche.ch](http://www.notenstein-laroche.ch)